

UNIVERSAL
LIBRARY

OU_216328

UNIVERSAL
LIBRARY

823912

G174A

~~#~~37181

Galsworthy, John

~~ETN~~ Mädchen wendet
1931

OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY

Call No. 823 912

Accession No. ~~424~~ 37781

Author

5174M
Gale, William, J.

Title

Lin production in the 1931

This book should be returned on or before the date
last marked below.

J O H N G A L S W O R T H Y E I N M Ä D C H E N W A R T E T

R O M A N

Autorisierte Übersetzung
aus dem Englischen von
L E O N S C H A L I T

1 9 3 1

P A U L Z S O L N A Y V E R L A G
B E R L I N / W I E N / L E I P Z I G

Der Originaltitel des Werkes lautet:
"MAID IN WAITING"

Anmerkung des Übersetzers:

Im Einvernehmen mit dem Autor wurde abweichend von der englischen Originalausgabe die Figur des Ronald Ferse in Ronald Forest, die der Diana Ferse in Angela Forest umbenannt.

1—25. TAUSEND

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1931 by Paul Zsolnay Verlag A G, Berlin-Wien-Leipzig

Einbandentwurf von Rudolf Geyer

Gedruckt und gebunden bei R. Kiesel zu Salzburg

EIN MÄDCHEN WARTET

FRANK GALSWORTHY
ZUGEEIGNET

ERSTES KAPITEL

Der Bischof von Porthminster lag im Sterben; man hatte seine vier Neffen, zwei Nichten und den Gatten der einen holen lassen. Es schien, er werde die Nacht wohl kaum überleben.

In den Sechzigerjahren hatte er unter den Kameraden auf dem College in Harrow und der Universität in Cambridge „Senior Cherrell“ geheißten, später in seinen beiden Londoner Gemeinden Pfarrer Cuthbert Cherrell, in seiner Blütezeit als Prediger Kanonikus Cherrell und in den letzten achtzehn Jahren Cuthbert, Bischof von Porthminster. Er war unvermählt geblieben. Zweiundachtzig Jahre hatte er gelebt und fünfundfünfzig — er war etwas später als üblich Priester geworden — hatte er in gewissen Regionen dieser Erde als Gottes Stellvertreter gewirkt. Dieses Amt und die Beherrschung seiner natürlichen Triebe, die er vom sechsundzwanzigsten Jahre an geübt, liehen seinem Antlitz jenen Ausdruck verhaltner Würde, der sogar angesichts des Todes nicht schwand. Er sah ihm mit Ruhe entgegen. Das Zucken seiner Brauen verriet fast leisen Spott und leiser Spott klang aus den Worten, die er mit ganz schwacher Stimme zu seiner Pflegerin sprach:

„Morgen können Sie ausschlafen, Schwester. Ich werde pünktlich drüben sein, muß ja nicht im Ornat erscheinen.“

Noch keiner seiner Vorgänger hatte mit so viel Anmut und Würde den Ornat getragen und diese Vornehmheit in

Gesicht und Erscheinung hatte er sich bis ans Ende seiner Tage bewahrt. Nun lag er reglos da, das graue Haar zurückgekammt, das Antlitz blaß wie Elfenbein. So lange war er Bischof gewesen, daß am Ende niemand mehr wußte, wie er eigentlich über den Tod oder irgendein andres Problem dachte, man kannte nur seine Ansicht über das anglikanische Gebetbuch — jeden Reformvorschlag hatte er schroff zurückgewiesen. Schon von Natur war er es nie gewohnt gewesen, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben, und am Ende hatte das Zeremoniell seines Lebens alle natürlichen Anlagen so überdeckt, wie Stickerei und Juwelen das Gewebe eines Meßgewands.

Er lag in einem Zimmer mit Doppelfenstern, einem klosterlich kahlen Raum, in einem Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, das in der Nähe der Kathedrale stand. Zum Fenster strömte die Septemberluft herein, konnte aber den Moderduft des alten Hauses nicht gänzlich bannen. Den einzigen Fleck leuchtender Farbe bildeten ein paar Cinerarien in einer alten Vase auf dem Fensterbrett; die Pflegerin gewährte, daß des Kranken Blick unablässig an diesen Blumen hing, wenn er nicht gerade die Augen geschlossen hielt. Gegen sechs Uhr teilte man ihm mit, die ganze Familie seines längst verstorbenen Bruders sei eingetroffen.

„Sol! Sorgt für ihre Bequemlichkeit. Ich möchte Adrian sehn.“

Als er eine Stunde später die Augen wieder aufschlug, fiel sein Blick auf seinen Neffen Adrian, der am Fußende des Bettes saß. Einige Minuten lang starrte er in das magere, braune Gesicht mit den feinen Fältchen, dem schuttern Bart und auf das ergrauende Haupthaar; er schien ein wenig erstaunt, seinen Neffen so gealtert zu finden. Dann zog er die Brauen hoch und sagte leise in seinem etwas spöttischen Ton:

„Mein lieber Adrian! Schön von dir! Rück doch bitte ein wenig näher. So! Den letzten Rest meiner schwachen Kraft will ich für dich verwenden oder, wie es dir vielleicht scheinen mag, gegen dich! Entweder ich spreche offen oder überhaupt nicht. Du bist kein Kleriker, drum will ich, was ich zu sagen habe, dir mit den Worten eines Weltkinds sagen, das ich ja selbst einst war und im Grunde vielleicht immer geblieben bin. Wie ich hörte, hast du eine Neigung, besser gesagt, eine törichte Schwäche für eine Frau, die dich nicht heiraten kann — stimmt das?“

Adrians gütiges Gesicht mit den vielen Fältchen sah sanft und etwas betroffen drein.

„Es stimmt, Onkel Cuthbert. Tut mir wirklich leid, wenn es dir Kummer macht.“

„Wird deine Neigung erwidert?“

Der Neffe zuckte die Achseln

„Mein lieber Adrian, die Ansichten der Welt haben seit meiner Jugend so manchen Wandel erfahren, doch auch heute noch gilt die Ehe als heilig. Nun, das geht dein Gewissen an, nicht mich. Einen Schluck Wasser!“

Adrian hielt ihm ein Glas an die Lippen, der Bischof trank und fuhr mit schwacher Stimme fort.

„Seit eures Vaters Tod habe ich einigermaßen seine Stelle bei euch vertreten und die Traditionen unserer Familie gehütet. Laß dir gesagt sein: unser Name reicht weit in die Vergangenheit zurück und stand stets in hohen Ehren. Ein gewisses angebornes Pflichtgefühl ist uns alten Familien heutzutage als einziges Erbe geblieben. Was man vielleicht einem Jüngling nachsehen mag, verzeiht man nie und nimmer einem Mann in gereiften Jahren und in deiner Lebensstellung. Ungern scheide ich aus dieser Welt mit dem Gedanken, daß unser Name vielleicht bald durch die Zeitungen

geschleift und verunglimpft wird. Vergib mir diese Einmischung in deine Privatangelegenheiten und laß mich jetzt von euch allen Abschied nehmen. So wird es weniger schmerzlich sein. Überbringe du den andern meinen Segen — freilich hat der kaum etwas zu bedeuten. Leb wohl, mein lieber Adrian, leb wohl!“

Die Stimme erstarb in Flüstern. Der Sprecher schloß die Augen. Adrian blieb noch ein Weilchen stehn und blickte auf das scharfe, wächserne Antlitz nieder, dann schlich er, die hohe Gestalt ein wenig gebeugt, zur Tür, öffnete sie leise und verschwand.

Die Pflegerin kam zurück. Die Lippen des Bischofs regten sich leise, dann und wann zuckten seine Brauen, doch er sprach nur noch ein einziges Mal:

„Bitte, achten Sie drauf, daß mein Gebiß gut sitzt und der Kopf die richtige Lage einnimmt. Verzeihen Sie diese Einzelheiten, doch mein Anblick soll nicht abstoßend wirken . . .“

Adrian ging die Treppe hinab in den langen getäfelten Raum, wo die Familie harrete.

„Im Sterben. Er schickt euch allen seinen Segen.“

Sir Conway räusperte sich. Hilary drückte Adrians Arm. Lionel trat ans Fenster. Emily Mont zog mit der einen Hand ein kleines Taschentuch hervor und legte die andere in die Rechte ihres Gatten, Sir Lawrence Mont. Nur Wilmet sprach:

„Wie sieht er aus, Adrian?“

„Wie ein sterbender Krieger auf seinem Schild.“

Wieder räusperte sich Sir Conway.

„Tapferer alter Mann!“ warf Sir Lawrence leise hin.

„Freilich!“ murmelte Adrian.

Schweigsam und wartend saßen und standen sie da und

empfanden jenes unvermeidliche Mißbehagen, wie es in einem Hause herrscht, in das der Tod Einkehr hält. Der Tee wurde serviert, doch wie in stillem Einvernehmen rührte ihn niemand an. Auf einmal ertönte die Totenglocke. Die Sieben in dem Zimmer schauten empor. Aller Blicke trafen sich im leeren Raum, aller Augen schienen an einem unsichtbaren Etwas zu hangen.

Von der Tur her drang eine Stimme:

„Wenn Sie ihn zu sehen wünschen — bitte!“

Sir Conway, der Älteste, schritt hinter dem Kaplan des Bischofs, die andern hinter Sir Conway.

Auf seinem schmalen Bett, das an der Mitte der Wand gegenüber dem Doppelfenster stand, lag der Bischof, schmal, weiß, gerade, und der Tod erhöhte noch seine Würde. Noch nie hatte er so vornehm ausgesehn wie bei diesem letzten Empfang seiner Gäste. Keiner der Anwesenden, nicht einmal der Kaplan, der als achter zugegen war, hätte zu sagen vermocht, ob Cuthbert, Bischof von Porthminster, auch wirklich an den Gott geglaubt hatte, dem er hienieden in so hohem Amt so treu gedient. Jetzt betrachteten ihn alle mit den verschiedenen Gefühlen, die der Tod in verschiedenen Menschen wachruft — nur ein Empfinden war ihnen allen gemeinsam: ästhetisches Wohlgefallen an einem so vollendet würdigen Anblick.

Conway, General Sir Conway Cherrell, hatte schon so manchen Toten gesehn. Jetzt stand er da, die Hände übereinandergeschlagen, wie einst in der Kadettenschule zu Sandhurst beim Kommandoruf: ‚Ruht euch!‘ Seine Züge zeigten eher einen asketischen als soldatischen Ausdruck; die dunklen Augen blickten ruhig, Schläfen, Nase und Lippen waren schmal, die Wangen zwischen den breiten Backenknochen und dem spitzen, energischen Kinn gefurcht und sonnver-

brannt. Er trug einen kurzgestutzten graumelierten Schnurrbart. Unter den Gesichtern der acht Anwesenden schien das seine das stillste, am unruhigsten das Antlitz des höher gewachsenen Adrian an seiner Seite. Sir Lawrence Mont hatte seinen Arm durch den seiner Frau Emily gezogen; die Miene seines hagern, spöttischen Gesichts schien zu sagen: „Erstklassige Vorstellung — wein doch nicht, meine Liebe!“

Rechts und links von Wilmet standen Hilary und Lionel, des einen Gesicht war faltig, des andern glatt, beide lang, schmal und energisch; sie sahen drein, als wußten sie nicht recht, ob sich jene Augen wirklich für immer geschlossen. Wilmet, eine große, hagere Frau, war tiefrot geworden und hielt den Mund fest zusammengepreßt. Der Kaplan stand geneigten Hauptes da; seine Lippen regten sich leise, als murmelte er still ein Gebet. So standen sie etwa drei Minuten lang, dann taten fast alle gleichzeitig einen tiefen Atemzug und schritten, einer nach dem andern, zur Tür. Jeder begab sich in das Zimmer, das man ihm angewiesen.

Beim Dinner trafen sie einander wieder und dachten und sprachen nun schon in ihrer alltäglichen Weise. Onkel Cuthbert war zwar Oberhaupt und Repräsentant der Familie gewesen, aber keinem von ihnen persönlich wirklich nah gestanden. Man warf die Frage auf, ob er bei seinen Ahnen in Condaford oder hier in der Kathedrale bestattet werden solle. Vermutlich entschied darüber eine letztwillige Verfügung. Noch am selben Abend kehrten alle nach London heim, nur der General und Lionel blieben als Testamentsvollstrecker zurück.

Die beiden Brüder sahen im Bibliothekszimmer das Testament durch — es war ganz kurz, der Verstorbene hinterließ nicht gar viel. Dann saßen sie einander schweigend gegenüber. Endlich sagte der General:

„Lionel, ich möchte dich um einen Rat fragen. Es handelt sich um meinen Sohn Hubert. Hast du von der Anschuldigung erfahren, die man im Parlament kurz vor der Vertagung gegen ihn erhob?“

Lionel nickte. Von Natur wortkarg, war er nun, da ihm die Richterwurde nah bevorstand, noch zurückhaltender geworden.

„Von der Interpellation las ich in der Zeitung, doch Huberts Darstellung ist mir unbekannt.“

„Die kann ich dir geben. Ein niederträchtiger Angriff! Der Junge läßt sich zwar bisweilen von seinem Temperament hinreißen, doch er ist durch und durch ehrlich. Seinem Wort darf man trauen. Ich kann dir nur sagen, an seiner Stelle hätte ich wahrscheinlich genau so gehandelt.“

Lionel nickte. „Weiter!“

„Also wie du weißt, ging er als blutjunger Mensch vom College in Harrow geradewegs in den Krieg, diente ein Jahr beim ‚Königlichen Fliegerkorps‘, kam verwundet zurück und blieb auch nach dem Krieg im Heeresdienst. Er stand zuerst in Mesopotamien, dann in Ägypten und Indien. Dort erkrankte er schwer an Malaria und erhielt im vergangenen Oktober ein Jahr Krankenurlaub, das am ersten Oktober abläuft. Man empfahl ihm zur Erholung eine lange Seereise. Er nahm also Urlaub und fuhr durch den Panamakanal nach Lima. Dort lernte er einen amerikanischen Professor namens Hallorsen kennen, der vor einiger Zeit auch hier in London mehrere Vorträge gehalten hat, wenn ich nicht irre, über die prähistorische Kultur Boliviens. In Lima traf er Vorbereitungen zu einer Forschungsreise in jenes Land. Als Hubert nach Lima kam, stand die Expedition knapp vor dem Ausbruch; Hallorsen suchte einen Offizier als Leiter des Transports. Hubert hatte sich auf der See-

fahrt recht gut erholt und griff mit Freuden zu. Ein müßiges Leben halt er nicht aus. Hallorsen nahm ihn im vergangenen Dezember mit. Bald darauf ließ er Hubert als Befehlshaber seines Hauptlagers mit einer Anzahl halbindianischer Maultiertreiber zurück. Hubert war der einzige Weiße und verfiel neuerlich in schweres Fieber. Nach seiner Schilderung sind manche dieser Mestizen eine wahre Satansbrut. Ohne eine Spur von Disziplin und unglaublich roh gegen Tiere! Hubert vertrug sich nicht mit ihnen. Er ist, wie gesagt, ein aufbrausender Bursche, obendrein ein ganz besonderer Tierfreund. Die Mestizen wurden immer widerspenstiger und eines Tages ging einer von ihnen, der schon lang heimlich meuterte, mit dem Messer auf ihn los, weil Hubert ihn wegen Mißhandlung der Maultiere hatte prügeln lassen. Zum Glück hatte Hubert seinen Revolver bei der Hand und schoß den Kerl tot. Daraufhin nahm das übrige Gesindel, bis auf drei, mit den Maultieren Reißaus. Stell dir nur vor, fast drei Monate blieb Hubert allein zurück und von Hallorsen kam keine Hilfe, ja nicht einmal eine Nachricht. Mehr tot als lebendig schlug Hubert sich mit den drei Zurückgebliebenen irgendwie durch. Endlich kehrte Hallorsen wieder, zeigte aber nicht das geringste Verständnis für Huberts schwierige Lage, sondern überhäufte ihn noch mit Vorwürfen. Hubert ließ sich das nicht bieten, erwiderte ihm nach Gebühr und kehrte ihm den Rücken. Er fuhr gradeswegs heim und lebt nun bei uns in Condaford. Sein Fieber ist zum Glück geschwunden, doch ist er noch immer arg erschöpft. Und jetzt greift ihn dieser Hallorsen in seinem Buch an, mißt ihm fast die ganze Schuld am Mißlingen der Expedition bei, erklärt, er sei ein Heißsporn, ein Aristokrat und mit den Leuten wie ein Tyrann umgesprungen — kurz, er gebraucht alle die dummen Schlagworte, die

heutzutage so wirken. Irgendem Mitglied der Militärkommission hat das aufgeschnappt und im Parlament eine Anfrage vorgebracht. Wenn die Sozialisten in einem solchen Fall zetern, ist es ja begreiflich; doch wenn ein Mitglied der Militärkommission einem britischen Offizier unziemliches Betragen vorwirft, sieht die Sache schon ganz anders aus. Hallorsen lebt in den Vereinigten Staaten. Hubert kann keinen Prozeß anstrengen; zudem hat er keine Zeugen. Fast fürchte ich, die Geschichte wird ihn seine Karriere kosten.“

Lionel Cherrells langes Gesicht wurde noch länger.

„Hat er beim Regimentskommando vorgesprochen?“

„Jawohl, Mittwoch war er dort. Man hat ihn kühl empfangen. Jeder Pöbelschwatz über die Willkur der Offiziere jagt heutzutage den Herren Schrecken ein. Freilich ließen sie die Geschichte wohl auf sich beruhen, wenn von ihr nicht weiter die Rede wäre. Aber wie kann Hubert dazu schweigen? Man hat ihn öffentlich in einem Buch angegriffen und im Parlament geradezu einer Gewalttat beschuldigt, unwürdig eines Offiziers und Gentleman. Das kann er nicht auf sich sitzen lassen; wie aber sich dagegen wehren?“

Lionel tat einen tiefen Zug aus seiner Pfeife.

„Meines Erachtens soll er den Angriff ganz ignorieren,“ erklärte er endlich.

Der General ballte die Faust. „Zum Teufel, Lionel, das will mir nicht in den Kopf!“

„Er gesteht doch, daß er den Kerl prügeln ließ und niederknallte. Die Leute hier haben keine Vorstellungskraft, können sich nie und nimmer in seine Lage hineindenken. Sie werden von dem Ganzen nur soviel erfassen, daß er auf einer Privatexpedition einen Mann erschoss und andre

prügeln ließ. Erwarte von ihnen kein Verständnis für seine Zwangslage, keine Berücksichtigung der nähern Umstände.“

„Du rätst ihm also, die Sache auf sich beruhen zu lassen?“

„Als Mann nicht, als Mann von Welt ja.“

„Herrgott im Himmel, wohin kommt es noch mit England? Möcht wirklich wissen, was Onkel Cuthbert dazu gesagt hätte! Er hielt so viel auf unsern Namen.“

„Ich halte nicht weniger darauf. Aber wie soll Hubert den Gegnern beikommen?“

Der General schwieg eine Weile, dann gab er zurück:

„Eine Schmach und Schande ist diese Beschuldigung, dennoch sind Hubert die Hände gebunden. Wenn er den Dienst quittiert, könnte er vielleicht auftreten, aber er ist mit Leib und Seele Soldat. Eine böse Geschichte. Da fällt mir ein, Lawrence hat mit mir über Adrian gesprochen. Angela Forest hieß mit ihrem Mädchennamen doch Montjoy, nicht wahr?“

„Jawohl. Sie ist eine Kusine zweiten Glieds von Lawrence. Eine reizende Frau, Conway. Hast du sie je getroffen?“

„Jawohl, als sie noch Mädchen war. Wie geht's ihr denn?“

„Sie ist jetzt eine verheiratete Witwe: zwei Kinder hat sie und einen Gatten in der Irrenanstalt.“

„Schöne Aussichten! Unheilbar?“

Lionel nickte. „Es heißt so. Freilich, man kann nie wissen.“

„Du lieber Himmel!“

„So steht es also. Sie hat kein Geld, Adrian noch weniger. Übrigens eine ganz alte Liebe Adrians, noch aus ihrer Mädchenzeit her. Wenn er irgendeine Narretei begeht, verliert er sein Amt als Kustos.“

„Du meinst doch nicht gar, daß er mit ihr durchbrennt? Unsinn, er muß gegen fünfzig sein!“

„Altes Stroh brennt lichterloh. Sie ist übrigens ein reizendes Geschöpf. Die Frauen der Familie Montjoy sind wegen ihrer Schönheit berühmt. Glaubst du, daß er auf dich holt, Conway?“

Der General schüttelte den Kopf.

„Eher auf Hilary.“

„Der arme, liebe Adrian — der beste Kerl der Welt. Ich werd mit Hilary reden, aber er hat immer alle Hände voll zu tun.“

Der General erhob sich. „Ich geh schlafen. Bei uns zu Hause in Condaford riecht es nicht so muffig wie hier, und doch ist Condaford noch viel älter.“

„Zuviel modriges Holzwerk hier. Gute Nacht, Alter!“

Die Bruder schüttelten einander die Hände, langten jeder nach einer Kerze und gingen auf ihre Zimmer.

ZWEITES KAPITEL

Schloß Condaford Grange war im Jahre 1217 aus dem Besitz der Herren von Campfort (daher sein Name) auf die Cherrells übergegangen, die man damals Kerwell geschrieben hatte, bisweilen auch Keroual, wie es dem Schreiber grade einfiel. Die Geschichte dieser Erwerbung klingt romantisch. Der Ahnherr, der es durch die Ehe mit einer de Campfort an sich gebracht, hatte diese Dame darum zur Frau erhalten, weil er sie vor einem Wildschwein errettete. Sie war die Erbin der de Campfortschen Ländereien gewesen, er ein fahrender Gesell, ohne einzige Hufe Landes; sein Vater, ein Franzose aus Guyenne, war nach dem Kreuzzug des Richard Lowenherz nach England gekommen. Das Familienwappen zeigt ein Wildschwein und Zweifel tauchten auf, ob nicht vielmehr der Eber auf dem Schild Anlaß zu dieser Geschichte gegeben, als diese Geschichte zum Eber im Wappen. Jedenfalls reichten einzelne Trakte des Schlosses nach dem Urteil sachkundiger Architekten ins zwölfte Jahrhundert zurück. Zweifellos war es einst von Wall und Graben umschlossen gewesen. Doch zur Zeit der Königin Anne hatte ein Cherrell bei einer Renovierung den Graben trockengelegt, vielleicht weil ihn die Mücken qualten, vielleicht, weil er vom kommenden Weltfrieden überzeugt war. Nun war kaum mehr eine Spur des Grabens vorhanden.

Der verstorbene Sir Conway, des Bischofs älterer Bruder,

war Diplomat gewesen und im Jahre 1901 anlässlich seiner Mission nach Spanien in den Ritterstand erhoben worden. Von seinem Beruf in Anspruch genommen, hatte er das Schloß verfallen lassen. 1904 war er inmitten seiner Tätigkeit gestorben. Unter seinem ältesten Sohn, dem jetzigen Sir Conway, war der Verfall zunächst fortgeschritten. Denn Sir Conway stand unausgesetzt im Militärdienst und gönnte sich nur ab und zu einen kurzen Urlaub in Condaford. Doch nach Beendigung des Weltkriegs schritt er daran, den Landsitz, so gut es nur ging, zu renovieren; schließlich war er ja seit dem Einfall der Normannen das Heim seiner Väter gewesen. Nun war Schloß Condaford außen einfach, aber sauber, innen recht behaglich und sein Herr fast zu arm, es in Stand zu halten. Der Grundbesitz war zwar nicht mit Hypotheken belastet, doch auch nicht ertragreich; er bestand zum großen Teil aus Jungwald und brachte nur einige Hundert Pfund im Jahr ein. Die Generalspension und das kleine Einkommen seiner Frau, einer geborenen Honourable Elizabeth Frensham, erlaubten dem General, zwei Förster zu beschäftigen und mit knapper Not das Auslangen zu finden — er wurde nicht übermäßig hoch besteuert. Seine Gattin war eine jener englischen Frauen, die anscheinend nicht viel, aber eben darum sehr viel bedeuten. Sie war bescheiden, freundlich und nie müßig. Kurz und gut, sie hielt sich stets im Hintergrund; ihr blasses, ruhiges, ein wenig schüchternes Antlitz mahnte einen stets daran, daß feines Empfinden und wahre Kultur nur ganz wenig von Reichtum und Intellekt abhängen. Ihr Gatte und ihre drei Kinder setzten unbedingtes Vertrauen in ihr stets reges Mitgefühl. Alle hatten ein lebhafteres Temperament und frischere Farben als sie; drum wirkte sie so beruhigend.

Sie hatte ihren Mann nicht nach Porthminster begleitet,

sondern wartete daheim auf seine Rückkehr. Die Kattunbezüge sollten von den Möbeln entfernt werden und die Frau des Hauses sann nun im Teezimmer dem Problem nach, ob man sie wohl vor Jahresfrist werde erneuern müssen. Da kam ein schottischer Terrier zur Tür herein und hinter ihm ihre älteste Tochter Elizabeth, die im Familienkreis fast nur ‚Dinny‘ hieß. Dinny war schlank und ziemlich hoch gewachsen, hatte kastanienfarbenes Haar, eine fast allzu kleine Nase, einen Mund, wie ihn die Frauenbilder Botticellis zeigen, und blaue, ziemlich weit auseinanderliegende Augen. Ihr Aussehen gemahnte an eine langstielige Blüte, die leicht zu knicken war, doch niemand konnte sie brechen. Ihr launiger Gesichtsausdruck verriet, daß sie sich auf ihrem Weg durchs Leben Muhe gab, dieses Leben ernst zu nehmen. Sie war vierundzwanzig.

„Mutter, müssen wir um Onkel Cuthbert Trauer tragen?“

„Kaum, mein Kind, und wenn, dann nur ganz kurze Zeit.“

„Wird er hier bestattet?“

„In der Kathedrale, denk ich. Vater wird es wohl wissen.“

„Willst du Tee, Mutter? Marsch fort, Scaramouch! Steck nicht die Nase in die Butterdose!“

„Dinny, Hubert macht mir solche Sorgen.“

„Mir auch, Mutter, er ist gar nicht mehr der alte, er ist nur mehr ein Schatten seiner selbst. Hätte er sich nur nicht dieser gräßlichen Expedition angeschlossen. Eine Weile sind diese Amerikaner erträglich, dann aber muß man sich mit ihnen zerkanken, Hubert noch viel früher als wer andrer. Der kann sich nie und nimmer mit diesen Leuten verstehn. Übrigens glaub ich, Zivilisten sollten nie Soldaten mit sich nehmen.“

„Warum nicht, Dinny?“

„Soldaten sind aufrechte Menschen. Sie halten Gott und Mammon auseinander. Hast du das nicht auch bemerkt?“

Lady Cherrell hatte es tatsächlich bemerkt. Sie lächelte schüchtern und fragte:

„Wo ist Hubert jetzt? Vater muß jeden Augenblick zurück sein.“

„Hubert ist mit dem Jagdhund fortgegangen, ein paar Rebhühner fürs Dinner schießen. Meinen Kopf will ich wetten, daß er das Schießen vergißt; und wenn er ein Rebhuhn bringt, taugt es nicht fürs Essen, ist ja noch nicht abgelegt. Nun hat es Gott gefallen — besser gesagt, dem Teufel —, ihn mit diesem Trübsinn zu schlagen. Unaufhörlich grübelt er über diese Geschichte nach. Nur eins kann ihn vielleicht ablenken: verlieben muß er sich. Können wir ihm nirgends so ein ‚Prachtgirl‘ auftreiben? Soll ich um den Tee klingeln?“

„Ja, liebes Kind. Und für dieses Zimmer brauchen wir frische Blumen.“

„Ich hol sie dir. Komm, Scaramouch!“

Dinny trat hinaus in die Septembersonne. Auf dem untern Rasenplatz sah sie einen Grünspecht und dachte:

„Und sieben Spechte hackten
Zugleich mit sieben Schnäbeln drein,
Und keiner fand einen einzigen Wurm.
Drum — ja nicht gierig sein!“

Es hatte schon lange nicht geregnet. Dennoch standen die Cinerarien heuer in herrlicher Blüte und Dinny pflückte ein paar ab. Der Strauß in ihrer Hand prangte in allen Schattierungen von tiefstem Rot über Rosa bis zu Zitronengelb, schöne Blüten, welkten aber bald. „Schade,“ dachte sie, „hätt ich nur auch so ein Beet voll Mädchenblüten hier und könnte

für Hubert eine pflücken!' Nur selten gab sie ihren Stimmungen Ausdruck und doch waren zwei tiefe, nah verwischene Gefühle in ihr lebendig. das eine für ihren Bruder, das andere für Condaford. Ihr ganzes Sinnen und Trachten gehörte Condaford; sie hing an diesem Landsitz mit einer Leidenschaft, die sie freilich nie in Worte kleidete, und empfand das heiße, ungestume Verlangen, diese Anhänglichkeit an ihr Heim auch in ihrem einzigen Bruder zu erwecken. Sie war ja in Condaford zur Welt gekommen, als es noch ärmlich und verwahrlost gewesen, und hatte seine Erneuerung miterlebt. Hubert kam immer nur auf einen Sprung oder in den Ferien hin. Dinny war gewiß die letzte, die vor der Welt vom 'Wurzeln in der Scholle' sprach oder derlei Dinge in Gesellschaft ernst nahm; doch im geheimen hing sie mit unerschütterlicher Treue an den Cherrells, ihrem Besitz und ihren Werken. Jeder Baum, jeder Vogel, jedes Tier auf Condaford schien Dinny ein Teil ihres eignen Ichs, sogar die Blumen, die sie pflückte, das schlichte Landvolk in den strohgedeckten Häuschen, die frühenglische Kirche, in der sie ohne rechten Glauben die Predigt hörte, das Morgengrauen von Condaford, das sie freilich nur selten sah, das Mondlicht, die nächtlichen Eulenschreie, die Abendsonne über den Stoppelfeldern, die Düfte, das Blätterrauschen, die frische Luft! War sie fern von Condaford, so verriet sie zwar ihr Heimweh nicht, aber sie empfand Heimweh. Und wenn sie zu Hause war, gab sie ihrer Freude nicht lauten Ausdruck, doch sie freute sich wirklich. Ginge Condaford den Cherrells verloren, sie würde sich gewiß ganz ent wurzelt fühlen, doch nicht laut klagen. Ihr Vater brachte für den Landsitz nur mäßige Neigung auf, die Neigung eines Mannes, der sein Lebenswerk anderswo vollbringt, ihre

Mutter nur den stillen Gleichmut einer Frau, die stets die nächstliegende Pflicht erfüllt und nicht für sich schafft. Die Schwester sprach von Condaford mit kühler Nachsicht, sie hätte einen andern Wohnort vorgezogen, wo es lebhafter zugeht. Und Hubert — was hatte Hubert für Condaford übrig? Dinny wußte es wahrhaftig nicht. Die Hände voll Cinerarien, den Nacken noch heiß vom Sonnenglast, kehrte sie in den Salon zurück.

Ihre Mutter stand neben dem Teetisch

„Der Zug hat Verspätung,“ sagte sie. „Clare sollte nicht so schnell chauffieren.“

„Wie kommst du darauf?“ fragte Dinny, aber sie wußte es recht gut. Mutter wurde immer nervös, wenn Vater zu spät kam

„Mutter,“ erklärte sie, „meiner Meinung nach sollte Hubert unbedingt seine Darstellung des Falls an die Zeitungen senden.“

„Warten wir ab, was Vater dazu sagt — vermutlich hat er mit Onkel Lionel drüber gesprochen.“

„Horch! Das Auto!“ rief Dinny.

Der General trat ins Zimmer, hinter ihm seine jüngere Tochter. Clare war die lebhafteste der ganzen Familie. Sie hatte feines, kurzgeschnittenes Braunhaar und ein blasses, ausdrucksvolles Gesicht mit zartgeröteten Lippen. Der Blick ihrer braunen Augen war offen und lebendig, die Stirn niedrig und blendend weiß. Ihre ruhige und doch auch unternehmungslustige Miene ließ sie älter erscheinen, als sie war — zwanzig. Sie hatte einen stolzen Schritt und eine prachtvolle Gestalt.

„Der liebe arme Vater hat keinen Lunch gehabt, Mutter,“ sagte sie.

„Scheußlich komplizierte Reise, Lizz. Whisky mit Soda

und ein Kek — mehr hab ich seit dem Frühstück nicht genommen.“

„Sollst ein Ei mit Kognak zum Tee kriegen!“ rief Dinny und verließ das Zimmer; Clare folgte ihr.

Der General gab seiner Frau einen Kuß. „Der alte Knabe sah wirklich tadellos aus,“ sagte er, „Adrian sprach noch mit ihm, wir andern sahn ihn erst nachher. Zum Begräbnis muß ich wieder hinfahren. Das wird eine prunkvolle Leichenfeier. Bedeutende Erscheinung, Onkel Cuthbert! Ich hab mit Lionel über Hubert gesprochen; er meint, da läßt sich nichts machen. Hab aber auch selbst drüber nachgedacht.“

„Nun, und?“

„Vor allem kommt es drauf an, ob seine Vorgesetzten den Angriff im Parlament zur Kenntnis nehmen. Vielleicht legen sie ihm nahe, den Dienst zu quittieren. Das wäre fatal. Besser, er käme ihnen aus freien Stücken zuvor. Am ersten Oktober muß er zur militärärztlichen Untersuchung. Vielleicht könnten wir inzwischen einen Hebel in Bewegung setzen? Ohne sein Wissen natürlich, der Junge ist so stolz. Ich könnte Topsham aufsuchen und du Follanby, nicht?“

Lady Cherrell verzog das Gesicht.

„Ja, ja,“ sagte der General, „es ist verdammt zuwider. Am ehesten könnte wohl Saxenden helfen; aber ich hab keine Ahnung, wie man an ihn heran soll.“

„Vielleicht weiß Dinny Rat.“

„Dinny? Freilich, die hat mehr Grütze im Kopf als wir alle, dich, Liebste, natürlich ausgenommen.“

„Ich hab überhaupt keine Grütze,“ erwiderte Lady Cherrell.

„Unsinn! Aber da kommt Dinny schon!“

Sie trat ein, in der Hand ein Glas mit dem gequirkten Ei.

„Dinny, eben habe ich mit der Mutter drüber gesprochen, wie wir Huberts wegen an Lord Saxenden herantreten sollen. Kannst du uns raten?“

„Durch einen Gutsnachbarn mußte man es versuchen,“ meinte Dinny. „Hat er einen?“

„Sein Besitz grenzt an Wilfred Bentworths Gut.“

„Famos. Da müssen wir Onkel Hilary und Onkel Lawrence einspannen.“

„Wieso?“

„Wilfred Bentworth ist ja Präsident von Onkel Hilarys Komitee zur Hebung der Elendsviertel. Ein wenig Nepotismus, lieber Vater, man muß es nur schlau einfädeln.“

„Hm! Hätt ich doch nur früher dran gedacht— Hilary und Lawrence traf ich ja in Porthminster.“

„Soll ich statt deiner mit ihnen sprechen, Vater?“

„Alle Wetter! Tu das, Dinny! Mir ist es in die Seele zuwider, in eigenen Angelegenheiten um etwas zu bitten.“

„Glaub dir's gern, Vater. So was ist Weibersache, nicht?“

Der General warf seiner Tochter einen unsichern Blick zu, er wußte nie recht, wann sie im Ernst sprach.

„Da kommt Hubert!“ rief Dinny rasch.

DRITTES KAPITEL

Die Jagdflinte an der Schulter, schritt Hubert Cherrell in Begleitung eines Wachtelhunds über die altersgrauen Steinfliesen der Terrasse. Er war übermittelgroß, hager und hatte einen aufrechten Gang; sein Kopf war schmal, das Gesicht trotz seiner Jugend gefurcht und verwittert. Über den schmalen, ausdrucksvollen Lippen trug er einen kurzgestutzten dunklen Schnurrbart, sein Haar begann an den Schläfen bereits zu ergrauen. Er hatte magere braune Wangen mit ziemlich hohen Backenknochen, eine schmale, gerade Nase und haselnußbraune, ziemlich weit auseinanderliegende Augen; die Brauen liefen gegen die Mitte der Stirn zu ein wenig aufwärts. Er war wirklich eine jüngere Auflage seines Vaters. Wenn ein Mann der Tat zu beschaulichem Leben verurteilt wird, fühlt er sich unglücklich und strebt um jeden Preis wieder hinaus. Seit Hallorsen sein Verhalten so scharf angegriffen, empfand Hubert dumpfen Groll — er war überzeugt, er habe richtig, ja notgedrungen gehandelt. Und sein Groll fraß sich umso tiefer, da Charakter und Erziehung ihm verboten, diesen Gefühlen Ausdruck zu geben. Die militärische Laufbahn hatte er nicht zufällig, sondern aus echter Neigung eingeschlagen; nun sah er seine Karriere gefährdet, seinen Namen als Offizier und Gentleman verunglimpft und fand keine Möglichkeit, sich von seinen Beleidigern Genugtuung zu verschaffen. Ihm war's, als dürfe nun jeder ungestraft auf ihm herumtrampeln — für

einen stolzen Mann ein unsäglich bitteres Gefühl. Er ließ Hund und Flinte auf der Terrasse zurück und trat durch die Glastür ein. Sogleich merkte er, daß man eben von ihm gesprochen. Taglich platzte er jetzt in Debatten über seine Zukunft hinein, denn in dieser Familie machte jeder die Sorgen des andern zu seinen eigenen. Er nahm von der Mutter eine Tasse Tee entgegen, erklärte, die Huhnerjagd heiße nicht mehr viel, der Wald stehe zu dünn, dann trat Schweigen ein.

„So, jetzt seh ich meine Post durch,“ sagte der General und verließ das Zimmer; seine Frau folgte ihm.

Dinny und ihr Bruder blieben allein. Sie nahm sich ein Herz und erklärte:

„Hubert, es muß etwas geschehn.“

„Mach dir keine Sorgen, Liebe. Eine scheußliche Geschichte, laßt sich aber nicht ändern.“

„Nimm dein Tagebuch und stell die Sache einmal von deinem Standpunkt dar! Ich schreib dir's auf der Maschine ab und Michael verschafft dir bestimmt einen Verleger, er ist doch mit all diesen Leuten bekannt. Das können wir doch nicht auf uns sitzen lassen.“

„Es widerstrebt mir, meine Privatangelegenheiten in der Öffentlichkeit breitzutreten; und das bliebe mir nicht erspart.“

Dinny runzelte die Stirn.

„Und mir widerstrebt es, daß dieser Amerikaner alles dir in die Schuhe schiebt. Bedenke, Hubert, du bist es der britischen Armee schuldig.“

„Na, so schlimm ist es nicht. An der Expedition nahm ich ja als Zivilist teil.“

„Veröffentliche doch dein Tagebuch, so wie es ist.“

„Das wäre noch schlimmer. Du kennst es nicht.“

„Wir könnten ja einzelne Stellen streichen oder ausschmücken. Weißt du, dem Vater geht die Sache sehr nah.“

„Am besten, du liest das Zeug. Es strotzt von Kraftausdrücken. Wenn man so verlassen ist, läßt man sich eben gehn.“

„Laß einfach weg, was dir nicht gefällt.“

„Bist wirklich ein lieber Kerl, Dinny.“

Dinny strich über seinen Armel.

„Sag, was für ein Mensch ist dieser Hallorsen eigentlich?“

„Offen gestanden, er hat viele Vorzüge. Frischen Mut, eiserne Gesundheit, keine Nerven. Doch nichts in der Welt geht ihm über Hallorsen. Niederlagen erträgt er nicht und wenn ihm was mißglückt, dann muß ein andrer herhalten. Nach seiner Behauptung ist das Unternehmen an der schlechten Leitung des Transports gescheitert, und für den Transport hatte ich zu sorgen. Aber in meiner Lage hätte es kein Gott und kein Teufel besser gemacht. Er hat sich eben verrechnet, gibt es aber nicht zu. Das kannst du alles in meinem Tagebuch finden.“

„Hast du das da schon gesehen?“ Sie hielt einen Zeitungsausschnitt hoch und las vor:

„Wie wir erfahren, unternimmt Hauptmann Cherrell, Inhaber der Tapferkeitsmedaille, Schritte, um seine Ehre gegen die Anwürfe zu verteidigen, die Professor Hallorsen in seinem Bericht über die Forschungsreise nach Bolivien gegen ihn erhoben hat. Hallorsen legt bekanntlich Hauptmann Cherrell das Mißlingen zur Last, weil dieser ihn im kritischen Moment mit dem Transport im Stich ließ. Da will euch jemand aufeinander hetzen.“

„Wo ist das erschienen?“

„In der ‚Abendsonne‘.“

„Schritte unternehmen!“ rief Hubert bitter, „was für

Schritte? Woher nehm ich einen Zeugen? Mutterseelenallein hat er mich mit dieser Mestizenbrut zurückgelassen.“

„Dann bleibt dir also nur das Tagebuch.“

„Na, ich bring dir das verdammte Zeug . . .“

In dieser Nacht saß Dinny am Fenster und las das ‚verdammte Zeug‘. Totenstille ringsum, zwischen den Ulmenzweigen stieg der Vollmond empor. Vom Hügel her drang das Läuten einer einzigen Herdenglocke; eine einzige Magnolienblüte schimmerte ganz nah an ihrem Fenster. Alles schien verzaubert, und immer wieder hielt sie inne und blickte hinaus in die Nacht. Wohl an die zehntausend Mal war der Vollmond auf- und niedergegangen, seit ihre Vorfahren diesen Fleck Erde bewohnten. Und im stillen Geborgensein dieser uralten Wohnstätte empfand sie umso mehr die trostlose Verlassenheit, die aus jenen Zeilen sprach. Ein krasser Bericht krasser Tatsachen — da hatte ein Europäer allein inmitten einer Horde von Wilden gehaust, ein Tierfreund inmitten halbverhungelter Tiere und mitleidloser Menschen. In der kühlen Schönheit, dem tiefen Frieden dieser Nacht las sie weiter. Ganz heiß wurde ihr dabei und ganz erbärmlich elend.

„Castro, dieses verlauste Biest, hat die Maultiere wieder mit seinem verdammten Messer traktiert. Die armen Vieher sind klapperdürre, haben nicht halb soviel Kraft wie früher. Zum letzten Mal habe ich ihn jetzt gewarnt. Tut er's wieder, so kriegt er Prügel . . . Heute Fieber gehabt.“

„Castro hat heut eine tüchtige Lektion erhalten — fünf- undzwanzig! Will doch sehn, ob dem Kerl jetzt die Lust vergeht. Mit diesen Biestern kann man einfach nicht auskommen, das sind ja keine Menschen mehr. Herrgott, könnt

ich nur einen Tag wieder in Condaford sein, auf meinem Reitpferd, weit, weit weg von diesen öden Sumpfen und diesen erbärmlichen Maultiergerippen . . .‘

„Hab einen zweiten dieser Schweinehunde prügeln lassen. Eine Niedertracht, wie sie die Maultiere behandeln! Hol sie der Satan! . . . Wieder Fieber gehabt . . .‘

„Tod und Teufel! — heut morgen gab's eine regelrechte Meuterei. Sie sind über mich hergefallen. Manuel hat mich zum Glück gewarnt — ein braver Bursch. Um ein Haar wär mir Castros Messer in die Gurgel gefahren. Meinen linken Arm hat's erwischt. Hab den Kerl mit eigner Hand niedergeknallt. Vielleicht pariert die Bande jetzt. Von Hallorsen kein Lebenszeichen. Wie lang laßt er mich noch in dieser Holle braten? Scheußliche Misere mit dem kranken Arm.‘

„Da hört doch alles auf! — während ich schlief, sind diese Schweinehunde mit den Maultieren bei Nacht und Nebel auf und davon. Nur Manuel und zwei andre Burschen blieben zurück. Wir sind ihrer Spur ein weites Stück gefolgt — stießen aber nur auf die Kadaver zweier Maultiere; das Pack ist in alle Winde zerstoßen. Sie suchen? Lachhaft! Dann sind wir ins Lager zurück — völlig geschlagen . . . Weiß Gott, ob wir lebend davonkommen. Mein Arm tut höllisch weh, hoffentlich ist es keine Blutvergiftung . . .‘

„Heut haben wir beschlossen, uns, so gut es geht, mit dem Gepäck auf den Rückweg zu machen. Liefß einen Steinhafen aufschichten und liefß für Hallorsen einen ausführlichen Bericht zurück, falls er mich je holen sollte. Dann hab ich mich eines andern besonnen. Ich ruhr mich nicht vom Fleck, bis er kommt, oder bis wir alle krepirt sind, und das ist wahrscheinlicher . . .‘

Und so ging es weiter bis zum Ende — die Geschichte eines bittern Kampfes. Dinny legte die vergilbten Blätter mit den verblaßten Schriftzügen fort und stützte die Arme aufs Fensterbrett. Die tiefe Stille und das kalte Mondlicht da draußen hatten ihre Gefühle gedampft und abgekühlt. Ihre Kampflust war verflogen. Hubert hatte recht. Man stellte seine Seele nicht nackt und bloß zur Schau, man verbarg vor der Welt seine Wunde. Nur das nicht, um keinen Preis! Beziehungen suchen — das war der einzige Weg! Und den wollte sie unverdrossen wandern.

VIERTES KAPITEL

Adrian Cherrell war einer jener begeisterten Freunde des Landlebens, wie man sie nur in Großstädten antrifft. Sein Beruf als Leiter eines anthropologischen Museums fesselte ihn an London. Soeben hockte er grübelnd über einer prähistorischen Kinnlade, einem Fund aus Neuguinea, der bei der Presse glänzende Aufnahme gefunden hatte, und meinte im stillen: ‚Leeres Gewäsch! Ganz gemeines Exemplar des Homo Sapiens.‘ Da meldete der Diener:

„Sir, ein Fräulein wünscht Sie zu sprechen, Miß Cherrell, glaub ich.“

„Führen Sie die Dame herein, James.“ Dabei dachte er: ‚Dinny?— Jetzt gilt es, klug sein.‘

„Du bist's, Dinny! Denk dir, Canrobert behauptet, das Ding da sei die Kinnlade eines vortertiären Menschen, Mokley behauptet, es sei nur wenig jünger als die Funde von Piltdown, und Eldon P. Burbank hält es für einen Urmenschen wie den Rhodesier. Ich aber behaupte: es ist ein Homo Sapiens; sieh dir doch diesen Backenzahn an.“

„Jawohl, Onkel Adrian.“

„Menschlich, nur allzumenschlich. Der Kerl hat Zahnweh gehabt. Zahnweh trat vermutlich erst im Gefolge der Kunstentwicklung auf. Auf altamiranische Kunstwerke und Cromagnon-Höhlen stößt man immer gleichzeitig. Der Bursch da ist ein Exemplar des Homo Sapiens.“

„Köstlich! Also kein Zahnweh ohne Weisheit. Ich will

Onkel Hilary und Onkel Lawrence besuchen, drum bin ich in London. Aber zuerst möcht ich zur Stärkung mit dir lunchen gehn.“

„Einverstanden. Gehn wir ins bulgarische Kaffeehaus.“

„Warum?“

„Jetzt gibt's noch gute Küche dort. Es ist erst unlängst eröffnet worden, sie wollen Reklame machen, Kind. Drum werden wir wahrscheinlich gut und billig bedient. Willst du dir vorher vielleicht noch die Nase pudern?“

„Ja, bitte.“

„Dort hinein.“

Indessen strich sich Adrian seinen kleinen Spitzbart und erwog, was er eigentlich für achtzehn Shilling und sechs Pence bestellen könne; denn als Staatsbeamter ohne Privatvermögen trug er selten mehr als ein Pfund in der Tasche.

„Hör einmal, Onkel Adrian,“ begann Dinny bei Tisch, als sie eine Omelette Bulgarienne speisten, „weißt du etwas über Professor Hallorsen?“

„Den Mann, der auszog, den Ursprung der ägyptischen Kultur in Bolivien zu finden?“

„Stimmt. Und Hubert nahm er mit.“

„Aha, und ließ ihn dann im Stich, nicht wahr?“

„Kennst du Hallorsen?“

„Jawohl. Ich traf ihn im Jahre 1920, bei einer Kletterpartie auf den ‚Kleinen Sünder‘ in den Dolomiten.“

„War er dir sympathisch?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Er war so unverschämt jung und hat mich dabei überflügelt. Ich mußte stets an Baseball denken. Kennst du dieses Spiel?“

„Nein.“

„In Washington hab ich's einmal spielen sehen. Man beflegt den Gegner, um ihn aus der Fassung zu bringen. Will er den Ball schleudern, so wirft man ihm flugs die saftigsten Grobheiten an den Kopf. Das gehört zu den Spielregeln Siegen um jeden Preis, so heißt die Losung.“

„Siegen um jeden Preis, hältst du es für erstrebenswert?“

„Jedermann tut das, aber niemand gibt es zu.“

„Ja und jeder versucht es, wenn es drauf ankommt.“

„Gewiß, Dinny, sogar Politiker sollen dagegen nicht gefeit sein.“

„Onkel, würdest du um jeden Preis siegen wollen?“

„Wahrscheinlich.“

„Nein, du nicht. Ich schon.“

„Zu lieb von dir, Kind. Doch warum traust du dir das zu?“

„Ach, ich bin jetzt blutdurstig wie ein Moskito, Huberts wegen. Gestern nacht las ich sein Tagebuch.“

„Das Weib,“ erklärte Adrian langsam, „ist noch immer so göttlich verantwortungslos.“

„Besteht Gefahr, daß wir uns darin ändern?“

„Keine Spur; sagt, was ihr wollt, ihr Frauenzimmer — des Mannes angeborenen Trieb, euch zu beherrschen, könnt ihr nie und nimmer vernichten.“

„Onkel Adrian, wie stellt man es an, einen Mann wie Hallorsen zu vernichten?“

„Entweder man erschlägt ihn mit einer Keule oder macht ihn lächerlich.“

„Seine Ansichten über bolivianische und ägyptische Kultur waren doch lächerlich, nicht wahr?“

„Einfach lachhaft. In Bolivien existieren meines Wissens einige seltsame, mit rätselhaften Schriftzügen bedeckte Riesenfelsblöcke; doch wenn ich nicht ganz auf dem Holz-

weg bin, ist seine Theorie Effekthascherei und Unsinn. Aber vergiß nicht, mein Kind, Hubert ist in die Sache verwickelt.“

„Nicht in wissenschaftlicher Hinsicht, er hatte nur den Transport zu leiten.“ Mit gewinnendem Lächeln blickte Dinny ihrem Onkel in die Augen. „Gelt, es ist doch gar nichts Schlimmes, solch einen Unsinn vor aller Welt lächerlich zu machen? Onkel, niemand trifft das besser als du!“

„Schlange!“

„Ist es nicht Pflicht jedes ernsten Gelehrten, solchen Unsinn lächerlich zu machen?“

„Wäre Hallorsen Engländer, dann vielleicht. Da er aber Amerikaner ist, sieht die Sache anders aus.“

„Wieso? Was hat Wissenschaft mit Staatsgrenzen zu tun?“

„In der Theorie gar nichts. In der Praxis drucken wir ein Auge zu. Die Amerikaner sind äußerst empfindlich. Denk nur an den berühmten Affenprozeß von Tennessee und an die Stellungnahme der Amerikaner zur Entwicklungslehre. Hätten wir Engländer da ein schallendes Gelächter angestimmt, so wäre es am Ende gar zu einer Kriegserklärung gekommen.“

„Die meisten Amerikaner haben doch selbst darüber gelacht.“

„Stimmt. Aber daß ein Ausländer über sie lacht, das ertragen sie nicht. Möchtest du nicht diese bulgarische Omelette wieder versuchen?“

Schweigend aßen sie weiter und jeder betrachtete dabei voll Sympathie die Züge des andern. Dinny ging es durch den Sinn: „Seine vielen feinen Falten find ich so nett; und was für einen hübschen kleinen Bart er nur hat!“ Adrian meinte im stillen: „Ihr Stumpfnäschen find ich so nett. Auf

meine Nichten und Neffen kann ich stolz sein.' Endlich fragte Dinny:

„Also, Onkel Adrian, wirst du dir überlegen, wie man diesem Menschen sein schuftiges Vorgehn gegen Hubert heimzahlen kann?“

„Wo hält er sich auf?“

„In den Vereinigten Staaten, sagt Hubert.“

„Liebes Kind, hast du auch bedacht, daß Nepotismus verwerflich ist?“

„Ungerechtigkeit ist noch verwerflicher, Onkel; und Blut ist dicker als Wasser.“

„Und dieser Wein da,“ versetzte Adrian und schnitt eine Grimasse, „noch dicker als beides. Wozu besuchst du Hilary?“

„Ich will eine Einfuhrung bei Lord Saxenden ergattern.“

„Zu welchem Zweck?“

„Vater erklärt, er sei ein ‚großes Tier‘.“

„Also, du knüpfst ‚Beziehungen‘ an?“

Dinny nickte.

„Kein feinfühlig und gerader Mensch erreicht etwas durch Beziehungen.“

Zwinkernd zog sie die Brauen hoch und lächelte, so daß man ihre weißen, ebenmäßigen Zähne sah.

„Bin ich denn feinfühlig und gerade, Onkelchen?“

„Wird sich zeigen. Übrigens, diese Zigaretten sind tatsächlich famos, eine Propaganda für das Kaffeehaus. Da, versuch eine!“

Dinny nahm eine Zigarette, blies langsam den Rauch vor sich hin und fragte:

„Nicht wahr, Onkel Adrian, du hast Großonkel Cuthbert noch im Sterben gesehn?“

„Jawohl. Ein würdevoller Tod. Wie eine Statue hat er

gewirkt. An Onkel Cuthbert ging ein Diplomat verloren.“

„Ich bekam ihn bloß zweimal zu Gesicht. Aber tat es deiner Meinung nach seiner Würde Abbruch, daß er Beziehungen anknüpfte, um sich durchzusetzen?“

„Das trifft nicht recht zu, liebes Kind, vielmehr brachten ihn seine Überredungsgabe und die Macht seiner Persönlichkeit ans gewünschte Ziel.“

„Und sein Auftreten?“

„Die Würde selbst — sie starb mit ihm aus.“

„Jetzt muß ich gehn, Onkel. Eine Portion Falschheit brauch ich und ein dickes Fell.“

„Und ich,“ erklärte Adrian, „kehre zum Kinnbacken des Homo Sapiens von Neuguinea zurück; mit diesem Kinnbacken schlage ich, ein zweiter Simson, meine Fachkollegen nieder. Wenn ich Hubert auf irgendeine anständige Art beistehn kann, will ich's gerne tun. Für alle Fälle werd ich mir die Geschichte überlegen. Richte ihm einen herzlichen Gruß von mir aus und leb wohl, liebes Kind!“

Sie schieden; Adrian begab sich in sein Museum zurück und setzte sich wieder vor die Kinnlade aus Neuguinea, doch seine Gedanken schweiften zu einem ganz andern Kinn hinüber. Seine ‚törichte Schwäche‘ für Angela Forest, die schon in die Zeit vor ihrer unseligen Ehe zurückreichte, war ziemlich selbstlos; einem magern, mäßigen und gereiften Mann wie ihm floß ja das Blut nicht mehr allzu stürmisch durch die Adern. Angelas Glück ging ihm über das eigne. Wenn er an sie dachte — und das tat er fast unablässig — fragte er sich vor allem: ‚Was ist wohl für s i e das Beste?‘ Er hatte Angela nun schon so lange entbehren müssen, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, sich ihr aufzudrängen, was sowieso nicht in seinem Wesen lag. Doch ihr reizender Mund, die feine Nase, das ovale Gesicht mit den dunk-

len Augen, das, wenn sie nicht gerade sprach, stets ein wenig traurig schien, verdrängten immer wieder die Kinnladen, Schenkelknochen und andern interessanten Formationen, die ihm beruflich zu tun gaben. Angela bewohnte mit ihren beiden Kindern ein kleines Haus im Chelsea-Viertel und bestritt den Unterhalt aus dem Vermögenserträgnis ihres Gatten, der seit vier Jahren als ‚Unheilbarer‘ in einem Sanatorium für Geisteskranke untergebracht war. Nun war sie fast vierzig und hatte entsetzliche Zeiten durchgemacht, ehe Hauptmann Forest fürs Irrenhaus reif geworden. Adrian, in Wesen und Denkungsart ein Mann der alten Schule, hatte sich dazu erzogen, das Menschenleben aus einer gewissen Perspektive zu betrachten, und nahm es mit fast humorvoller Ergebung in sein Schicksal hin. Er war kein Gesellschaftsreformer, kein Umstürzler, die Lage seiner Angebeteten rief in ihm nicht das Verlangen wach, sie als Ehefrau zu erbeuten. Er wünschte nichts so sehnlich wie ihr Glück, aber unter solchen Verhältnissen sah er sich außer Stande, sie glücklich zu machen. Jetzt hatte sie wenigstens Ruhe und ein ausreichendes Einkommen durch den Mann, den das Schicksal so schwer geschlagen. Adrian empfand sogar ein wenig von jener abergläubischen Scheu, die primitive Menschen vor den unglücklichen Geisteskranken hegen. Forest war ein anständiger Kerl gewesen, gesund und wohlerzogen, bis zu dem Tag, da sich die ersten Symptome seiner Krankheit zeigten; seine Aufführung während der beiden letzten Jahre vor dem Ausbruch des Irrsinns ließ sich einzig durch seinen Irrsinn erklären. Nun war er völlig hilflos, von Gott geschlagen; darum mußte man ihm gegenüber ganz besonders gewissenhaft sein. Adrian wandte sich von dem Kinnbacken ab und langte einen Gipsabguß des Pithekanthropos herab, jenes seltsamen Wesens, dessen Überreste man in Trinil auf

Java gefunden; sollte man es als Menschenaffen oder als Affenmenschen bezeichnen? Welcher Unterschied zwischen diesem Fund und dem Schädel eines neuzeitlichen Engländers dort drüben auf dem Kamin! Und mochte man zu allen berühmten Autoritäten laufen, man erhielt dennoch keine Antwort auf die Frage: Wo stand die Wiege des Menschengeschlechts, wo hatte aus den Rassen von Trinil, Piltdown, Neandertal und einigen andern noch unentdeckten Vettern dieser Geschöpfe sich der Homo Sapiens entwickelt? Außer seiner Liebe zu Angela Forest kannte Adrian nur noch eine Leidenschaft: den brennenden Wunsch, die Heimat des Homo Sapiens zu ergründen. Jetzt führte man wieder die Ansicht ins Treffen, er stamme vom Neandertaler ab, doch Adrian meinte, damit habe es einen Haken. Wenn eine Menschenart bereits einen so hohen Grad von Differenzierung erreicht hatte wie der tierische Schlag des Neandertalers, dann konnte er wohl nicht mehr in einen Typ so grundverschiedener Art übergehn. Mit demselben Recht hätte man erwarten können, daß sich ein Hirsch in einen Elch verwandle! Adrian wandte sich dem großen Globus zu, auf dem er in seiner netten Handschrift alle für das Problem der Herkunft des Menschen wichtigen Funde verzeichnet hatte, nebst zahlreichen Anmerkungen über die geologischen Perioden, das Klima der Fundorte und die Zeit, der diese Gebeine entstammten. Wo — wo lag die Heimat des Menschen? Man konnte dieser Frage nur durch Schlüsse beikommen, nach der Methode der Franzosen durch instinktives Erraten der Gegend, die wahrscheinlich in Betracht kam; nachträglich mußten jene Schlüsse dann freilich durch Grabungen im mutmaßlichen Gebiet Bestätigung finden. Wo befand sich also diese Heimstätte, in den Hügeln am Fuß des Himalaja, in Fayum oder auf einem

jetzt vom Meer verschlungenen Festland? Wenn sie wirklich unter dem Meeresspiegel lag, dann konnte sie wohl nie mehr mit Sicherheit ermittelt werden. Eine rein akademische Angelegenheit? Praktisch ohne Bedeutung? Halt, doch nicht ganz: sie hing mit der Frage nach der Wesensart der ursprünglichen Menschen zusammen, des unverdorbenen Primitiven. Erst unlängst hatte man diese alte Streitfrage wieder aufgeworfen und lebhaft erörtert, diese Frage, deren Entscheidung das Fundament der Gesellschaftslehre bilden sollte: Ist der Mensch von Natur friedlich und gutartig, wie die Lebensführung mancher Tiere und sogenannter ‚wilder‘ Volksstämme nahelegt, oder ist er unruhig und angriffslüstern, wie die Menschheitsgeschichte, jene Sammlung schauriger Ereignisse, zu beweisen scheint? Wenn sich doch nur die Wiege des Homo Sapiens finden ließe! Wer weiß, vielleicht brächte dies Licht in das Problem, ob der Mensch von Natur ein Teufel war, der etwas vom Engel an sich hatte, oder ein Engel mit einem Einschlag von Teufelei? Ein Mann von Adrians Charakter neigte natürlich eher zu dieser wieder modern gewordenen These von der angeborenen Gutartigkeit des Menschen; doch sein prüfender Verstand sträubte sich dagegen, irgendeine Behauptung ohne eingehende Untersuchung hinzunehmen. Selbst gutartige Vierfüßler und Vögel konnten den Selbsterhaltungstrieb nicht verleugnen, ebensowenig der primitive Mensch. Die eigentlich raffinierte Grausamkeit des Menschen trat naturgemäß erst dann zu Tage, als sich ihm ein weiterer Wirkungskreis erschloß, als die Zahl seiner Rivalen wuchs — mit andern Worten, sie begann erst mit der Ausbreitung und Verzweigung des Selbsterhaltungstribs in der sogenannten Zivilisation. Die einfache Lebensweise unzivilisierter Menschen bot ihrem Selbsterhaltungstrieb weit weniger Gelegenheit, sich

unheilvoll auszuwirken, aber das ließ noch lange keinen Schluß auf sein gutartiges Naturell zu. Klüger, den modernen Menschen so zu nehmen, wie er eben war, und ihm möglichst wenig Gelegenheit zu Missetaten zu geben. Auch durfte man bei den Primitiven nicht allzuviel Gutmütigkeit voraussetzen. Erst gestern nacht hatte er von einer Elephantenjagd in Zentralafrika gelesen; die Neger, Männer und Frauen, die den Weißen als Treiber gedient, waren über die Kadaver der erbeuteten Elephanten hergefallen, hatten sie Glied für Glied zerrissen und das rohe, bluttriefende Fleisch verzehrt, dann waren sie paarweise in den Wald verschwunden, die Orgie zu vollenden. Na ja, die Zivilisation war doch nicht ohne Wert! In diesem Augenblick meldete ein Amtsdienner:

„Ein Professor Hallorsen wünscht Sie zu sprechen, Sir. Er möchte gern die Schädel aus Peru sehn.“

„Hallorsen?“ rief Adrian verdutzt. „Irren Sie nicht, James? Der ist doch in Amerika.“

„Hallorsen, ja, so heißt er. Ein stattlicher Herr, spricht wie ein Amerikaner. Hier seine Karte.“

„Hm! Führen Sie ihn herein, James!“ Und er dachte: „Dinny! Dinny! Was soll ich ihm nur sagen?“

Der Eintretende, ein ungewöhnlich großer, sehr hübscher Mann, schien etwa achtunddreißig Jahre alt. Sein glattrasiertes Gesicht sah blühend aus, die Augen funkelten, im dunklen Haar glänzten hie und da ein paar Silberfäden. Ein frischer Lufthauch schien mit ihm ins Zimmer zu dringen.

„Herr Kustos?“ fragte er ohne Umstände.

Adrian verneigte sich.

„Ah! Wir sind einander schon einmal begegnet, ganz bestimmt! Auf einer Bergpartie, nicht?“

„Jawohl,“ erwiderte Adrian.

„Freut mich wirklich! Mein Name ist Hallorsen, von der Expedition nach Bolivien. Ihre peruanischen Schädel sollen ja großartig sein. Ich habe aus Bolivien eine kleine Sammlung mitgebracht; möchte sie gern an Ort und Stelle mit den ihien vergleichen. Es ist schon viel dummes Zeug drüber zusammengeschmiert worden von Leuten, die die Originale nicht kennen.“

„Sehr richtig, Professor! Ich werde Ihre Bolivianer mit Vergnügen besichtigen. Da fällt mir übrigens ein, Sie kennen ja noch gar nicht meinen Namen. Hier, bitte.“

Adrian überreichte ihm seine Karte, Hallorsen nahm sie entgegen.

„Ah! Sie sind ein Verwandter des Hauptmanns Cherrell, der so über mich hergefallen ist?“

„Sein Onkel Doch ich war der Meinung, S i e seien über i h n hergefallen.“

„Er hat mich im Stich gelassen.“

„S i e ihn, behauptet er.“

„Hören Sie zu, Mr. Cherrell. Sie betrauen einen Mann mit einer Aufgabe, er zeigt sich ihr keineswegs gewachsen und läßt Sie in der Patsche. Dann überreichen Sie ihm wohl zum Abschied eine goldne Verdienstmedaille, Herr Kustos?“

„Ehe ich über ihn herfiele, würde ich jedenfalls untersuchen, ob die ihm gestellte Aufgabe menschenmöglich war.“

„Das hat der zu tun, der diese Aufgabe übernimmt. Und was wurde schon von ihm verlangt? Ein paar Mestizen im Zaum zu halten, weiter nichts.“

„Ich weiß allerdings nicht viel von der Geschichte, aber wie ich hörte, hatte er auch über die Transporttiere zu wachen.“

„Stimmt! Und hat alles seinen Händen entgleiten lassen. Nun, ich kann von Ihnen nicht erwarten, daß Sie gegen Ihren Neffen Stellung nehmen. Aber dürfte ich Ihre Schädel aus Peru sehn?“

„Gewiß.“

„Sehr verbunden.“

Als sie gemeinsam die Schädel besichtigten, warf Adrian immer wieder einen Blick auf das prachtvolle Exemplar des Homo Sapiens, das neben ihm stand. Einen so kraftstrotzenden, blühend gesunden Mann hatte er selten gesehn. Den mußte natürlich jeder Fehlschlag wurmen, denn seine starke Vitalität hinderte ihn dran, die Sache auch vom Standpunkt des Gegners ins Auge zu fassen. Überall mußte der den eignen Kopf durchsetzen, wie alle seine Landsleute; bei seiner überschäumenden Lebenskraft konnte er gar nicht anders.

„Da hat Gott zweifellos eine neue Spezies erschaffen,“ dachte Adrian, „den »Homo Transatlanticus Superbus«!“ Und listig fragte er: „In Zukunft, Professor, wird die Sonne wohl von West nach Ost wandern?“

Hallorsen lächelte — ein herzgewinnendes Lächeln.

„Nun, Herr Kustos, wir stimmen doch beide in der Ansicht überein, daß die Zivilisation vom Ackerbau ihren Ausgang nahm. Wenn wir nun beweisen können, daß in Amerika schon Jahrtausende vor den alten Weizen- und Gerstenkulturen der Nilebene Mais gebaut wurde, scheint es dann noch so unmöglich, daß der Strom der Zivilisation von Westen nach Osten drang?“

„Aber können Sie das wirklich nachweisen?“

„Nun, wir finden in Amerika zwanzig bis fünfundzwanzig verschiedene Maissorten. Hierdlicka ist der Ansicht, daß es eines Zeitraums von mindestens zwanzigtausend Jahren be-

durfte, sie in so hohem Maß zu differenzieren. Das beweist wohl ohne Frage, daß wir die weitaus ältesten Begründer des Ackerbaus sind.“

„Nur schade, daß es in der alten Welt vor der Entdeckung Amerikas keine einzige Spezies des Mais gab.“

„Stimmt, Sir, doch auch in Amerika fand sich vor dieser Zeit keine einzige Getreidesorte der alten Welt. Wenn die orientalische Kultur, wie ihr meint, über den Stillen Ozean zu uns drang, warum brachte sie da nicht auch ihre Getreidesorten mit?“

„Dieses Argument beweist noch lange nicht, daß Amerika der übrigen Welt das Licht der Kultur geschenkt hat.“

„Vielleicht nicht. Doch wenn dem auch nicht so war, so hat es doch durch eigene Entdeckung der Getreidepflanzen seine eigene alte Kultur entwickelt. Und es hat von allen Ländern der Erde als erstes Getreide gebaut.“

„Professor, sind Sie vielleicht ein Anhänger der Atlantis-Theorie?“

„Zuweilen trete ich diesem Gedanken nahe, Herr Kustos.“

„Na schön. Darf ich mir die Frage erlauben, ob Ihnen der Angriff auf meinen Neffen nicht selbst unangenehm ist?“

„Freilich. Es hat mich arg verdrossen, das schreiben zu müssen. Ihr Neffe und ich paßten nicht zusammen.“

„Vielleicht müßten Sie sich da umso gründlicher prüfen, ob Sie ihm nicht Unrecht taten.“

„Meine Kritik zurückziehen, hieße meine Überzeugung verleugnen.“

„Sind Sie denn wirklich so überzeugt, daß Sie ganz objektiv urteilen und selbst gar keine Schuld am Mißlingen tragen?“

Nachdenklich runzelte der Riese die Stirn. „Ein Ehrenmann trotz allem,“ dachte Adrian.

„Ich weiß nicht, worauf Sie anspielen,“ entgegnete Hallorsen langsam.

„Sie selbst haben doch meinen Neffen gewählt, nicht wahr?“

„Jawohl, aus zwanzig Bewerbern.“

„Schön. Sie haben also eine schlechte Wahl getroffen?“

„Zweifellos.“

„Sie bewiesen also schlechte Menschenkenntnis?“

Hallorsen lachte.

„Ein scharfsinniger Schluß, Herr Kustos. Doch ich bin nicht der Mann, der einen Fehlgriff vor aller Welt bekennt.“

„Sie haben einen Mann gesucht, dem jedes Mitleid fremd war,“ erklärte Adrian trocken; „ich gebe zu, Sie haben ihn nicht gefunden.“

Hallorsen schloß das Blut in die Wangen.

„Über diesen Punkt werden wir uns nicht einigen. Nun geh ich wieder mit meinen paar Schädeln. Besten Dank für Ihr Entgegenkommen.“

Einige Minuten später war er fort.

Adrian blieb mit gemischten Gefühlen zurück. Der Bursche war doch besser, als er gedacht. Körperlich ein Prachtexemplar, geistig nicht zu verachten, seelisch — nun, seelisch war er der typische Vertreter jener neuen Welt, in der jedem sein Ziel das Wichtigste auf Erden schien und jedes Mittel recht, es zu erreichen. ‚Schade,‘ dachte er, ‚wenn es zu einem Kampf bis aufs Messer käme. Aber im Unrecht ist der Bursche doch. Man darf einen andern nicht so erbarmungslos öffentlich angreifen. Allein das liebe Ich steht bei Freund Hallorsen immer im Mittelpunkt,‘ sagte sich Adrian und legte den Kinnbacken in die Lade zurück.

FÜNFTES KAPITEL

Dinny lenkte die Schritte nach der Pfarre ‚St. Augustin im Grünen‘. An diesem prächtigen Tag schien ihr, dem Landkind, jenes armselige Stadtviertel besonders trostlos. Umsomehr überraschte sie das fröhliche Spiel der Kinder auf der Straße. Sie fragte eines von ihnen nach dem Weg zum Pfarrhof, und sogleich liefen fünf mit ihr. Dinny hatte schon geklingelt, doch noch immer rührten die Kinder sich nicht vom Fleck, sondern versuchten offenbar, mit ins Haus zu schlüpfen. Dinny schloß daraus, sie seien nicht aus purer Gefälligkeit mitgekommen; erst als sie jedem einen Penny gegeben, gingen die Kinder davon. Man fuhrte sie in ein nettes Zimmer, das froh und dankbar schien, wenn jemand einmal Zeit fand, es zu betreten. Sie betrachtete eben eine Reproduktion der Francesca von Castelfranco, da rief eine Frauenstimme:

„Dinny!“ Es war ihre Tante May. Mrs. Hilary Cherrell glich wie immer einer Frau, die es fertig bringt, an drei Orten gleichzeitig zu sein. Ihre Miene war abgeklärt, gelassen und von echter Freundlichkeit, denn sie hatte Dinny wirklich gern.

„Machst wohl Einkäufe in London, mein Kind?“

„Nein, Tante May, ich will Onkel Hilary einen Empfehlungsbrief herauslocken.“

„Dein Onkel ist beim Polizeigericht.“

Um Dinnys Lippen zuckte es schelmisch.

„Warum? Was hat er denn angestellt, Tante May?“
Mrs. Hilary lächelte.

„Vorläufig noch nichts. Aber wenn das Gericht kein Einsehn hat, steh ich für ihn nicht gut. Eins der jungen Mädchen aus unserer Pfarre ist angeklagt, sie soll auf der Straße wen angesprochen haben.“

„Doch nicht Onkel Hilary?“

„Wo denkst du hin, mein Kind! Dein Onkel soll über ihren Lebenswandel Zeugnis ablegen.“

„Und wandelt sie denn wirklich, wie sie soll?“

„Das ist eben die Frage. Hilary behauptet ja. Ich bin nicht so überzeugt davon.“

„Die Männer sind so vertrauensselig. Bin noch nie im Polizeigericht gewesen. Ich möchte riesig gern hingehn und Onkel Hilary dort abfangen.“

„Gut, ich geh in derselben Richtung. Bis zum Gericht können wir zusammen spazieren.“

Fünf Minuten später traten die beiden aus dem Haus und schritten durch Straßen, die Dinny noch trostloser schienen; sie war eben nur an die malerische Armut draußen auf dem Land gewöhnt.

„Dieses London ist ein Alptraum, noch nie hab ich das so stark empfunden wie heute,“ erklärte sie unvermittelt.

„Und das Entsetzliche daran: es gibt kein Erwachen. Weiß der Himmel, warum bei dieser Arbeitslosigkeit der Staat noch immer nicht dran geht, die Elendsviertel niederzureißen und gesunde Wohnungen zu bauen. Binnen zwanzig Jahren wäre die investierte Summe hereingebracht. Politiker sind stets Wunder an Tatkraft und Prinzipientreue, solange sie nicht am Ruder sind. Haben sie aber endlich das Ruder in der Hand, dann plätschern sie im alten Fahrwasser weiter.“

„Noch arbeiten zu wenig Frauen in der Politik, gelt, Tantchen?“

„Spöttelst du schon wieder, Dinny?“

„Keine Spur. Frauen haben nicht soviel Angst vor Komplikationen wie Männer. Sie kennen nur physische Schwierigkeiten, nur Schwierigkeiten des wirklichen Lebens, die Männer aber klügeln beständig geistige und formale heraus. Drum behaupten sie immer: ‚Undurchführbar!‘ Frauen behaupten das nie. Sie schreiten ans Werk und überlassen es der Zukunft, ob es durchführbar ist oder nicht.“

Mrs. Hilary schwieg einen Augenblick.

„Du magst recht haben, die Frauen sind tatsächlich aktiver, treten frischeren Muts an eine Sache heran und haben weniger Verantwortungsgefühl.“

„Um keinen Preis der Welt möchte ich ein Mann sein!“

„Braves Mädel! Aber im großen und ganzen ist ihr Dasein dem unsern vorzuziehen, auch heute noch.“

„Das bilden sich die Männer ein, ich glaub es aber nicht. Die Männer machen es, scheint mir, ganz wie der Vogel Strauß. Was sie nicht sehen wollen, sehn sie einfach nicht. Wir bringen das nicht so leicht fertig. Doch meiner Ansicht nach ist diese Vogelstraußpolitik nicht eben ein Vorteil.“

„Wenn du in unserer Pfarre wohntest, wärest du anderer Meinung.“

„Wenn ich hier wohnen müßte, Tantchen, das wäre mein Tod.“

Mrs. Hilary betrachtete ihre Nichte. Dinny sah freilich ein wenig zart und zerbrechlich aus, hatte aber angeborene Haltung, ihr Geist schien den Körper zu beherrschen. Vermutlich konnte sie ungeahnte Zähigkeit und Widerstandskraft entfalten.

„Es wär dein Tod? Glaub kaum, Dinny, du stammst von zäher Rasse. Sonst wär dein Onkel schon längst draufgegangen. So, hier ist das Gerichtsgebäude. Leider hab ich keine Zeit mitzukommen. Na, die Leute werden gewiß alle nett zu dir sein. Menschlich, nur allzumenschlich geht es hier zu, allerdings nicht immer taktvoll. Aber sei ein wenig auf der Hut vor deinen Nachbarn.“

Dinny zog eine Braue hoch: „Sind sie verlaust, Tante May?“

„Ich kann nicht aus ganzem Herzen nein sagen. Wenn du kannst, komm nachher zu uns zum Tee.“

Und fort war sie.

Der Verhandlungssaal des Polizeigerichts, jener Stapelplatz heikler Affären, war überfullt. Der Fall, in dem Hilary ein Sittenzeugnis abgeben sollte, hatte die Leute herbeigelockt, er versprach ja, dramatisch zu werden, und zog ußerdem die Unfehlbarkeit der Polizei in Frage. Als Dinny sich noch gerade hineindrängte, kam der bereits einmal vertagte Fall zum zweiten Mal zur Verhandlung. Ihre Nachbarn zur Rechten gemahnten sie an den Kinderreim: ‚Schuster, Schneider, Leinenweber, Kaufmann, Bäcker, Totengräber.‘ Zu ihrer Linken stand ein hochgewachsner Schutzmann. Im Hintergrund, im Gewühl der Zuschauer, befanden sich viele Frauen. Die Luft war stickig und roch nach alten Kleidern. Dinny blickte zum Richter hin; unerbittlich und reglos wie ein Götzenbild saß er da, auf dem Amtstisch vor ihm fehlte nur noch eine Weihrauchflamme. Ihr Blick glitt zur Anklagebank; dort stand ein nettgekleidetes Mädchen ungefähr ebenso groß und alt wie sie; sie hatte sympathische Züge, nur ihr Mund war sinnlich, was ihr in diesem Augenblick wohl kaum zum Vorteil gereichte. Sie schien blond. Reglos stand sie da, mattrote

Flecke auf den blassen Wangen; die Augen blickten unruhig und angstvoll. Dinny erfuhr, sie heiße Millicent Pole und ein Schutzmann behauptete, sie habe in der Euston Road zwei Männer angesprochen; keiner von beiden war als Zeuge erschienen. Ein junger Mann, augenscheinlich ein Rauchwarenhndler, erklärte als Zeuge, er habe das Mädchen zwei oder drei Mal vorbeigehn sehen, 'ein hb-sches Ding', — drum sei sie ihm aufgefallen; sie habe verstört dreingeblickt und augenscheinlich irgendwas gesucht.

„Irgend w e n meinen Sie wohl?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, was weiß ich? Nein, zu Boden geschaut hat sie nicht, gebuckt hat sie sich nicht. An mir ist sie jedenfalls vorbeigegangen, ohne mir einen Blick zu gönnen.“ — „Haben Sie das Mädchen angesprochen?“ — „Keine Spur.“ — „Was taten Sie dort?“ — „Wollte nur nach Ladenschluß ein wenig frische Luft schnappen.“ — „Sahn Sie, wie das Mädchen jemanden ansprach?“ — „Nein, ich stand aber nicht lange dort.“

„Pastor Hilary Cherrell!“

Dinny sah ihren Onkel aufstehn und auf die Zeugenbank zuschreiten. Er wirkte energisch und gar nicht wie ein Geistlicher; wohlgefällig ruhte ihr Blick auf seinem schmalen Antlitz mit den feinen Falten und dem selbstsichern, humorvollen Ausdruck.

„Sie heißen Hilary Cherrell?“

„Jawohl.“

„Und sind Leiter der Pfarre St. Augustin im Grunen?“
Hilary verneigte sich.

„Seit wann?“

„Seit dreizehn Jahren.“

„Sie kennen die Angeklagte?“

„Seit ihrer Kindheit.“

„Was können Sie uns über sie sagen, Mr. Cherrell?“

Dinny gewahrte, wie sich ihr Onkel energisch dem Richter zuwandte.

„Sir, ihre Eltern waren hochachtbare Leute und haben ihre Kinder rechtschaffen erzogen. Der Vater war Schuster und natürlich arm --- wir sind ja alle arm in unserer Pfarre. Die Eltern sind vor fünf oder sechs Jahren gestorben, in Not und Entbehrung, darf ich wohl sagen; von dieser Zeit an hab ich die beiden Töchter mehr oder weniger im Auge behalten. Sie arbeiten bei der Firma Petter & Poplin. Ich hab über Millicent nie etwas Schlechtes gehört. Meines Wissens ist sie ein braves, anständiges Mädchen.“

„Vermutlich haben Sie nicht oft Gelegenheit, sich über sie ein Urteil zu bilden, Mr. Cherrell?“

„Ich komme häufig in das Haus, wo sie mit ihrer Schwester wohnt. Wenn Ihnen diese Umgebung bekannt wäre, Sir, würden gewiß auch Sie die Charakterfestigkeit loben, mit der sich die beiden Schwestern unter solchen Verhältnissen durchschlagen.“

„Besucht sie Sonntags Ihren Gottesdienst?“

Ein Lächeln spielte um Hilarys Lippen und ganz leise auch um den Mund des Richters.

„Selten, Sir. Heutzutage ist den jungen Leuten der Sonntag viel zu kostbar. Aber Millicent verbringt ihre freien Tage in unserm Erholungsheim bei Dorking. Wir haben immer sehr anständige Mädchen dort. Meine Nichte, Mrs. Michael Mont, leitet das Haus, sie hat mir günstigen Bescheid über sie gegeben. Wenn Sie gestatten, lese ich ihn vor:

„Lieber Onkel Hilary!

Du verlangst Auskunft über Millicent Pole. Sie ist schon drei Mal hier gewesen. Die Haushälterin erklärt, sie sei ein nettes Mädchen, ganz und gar nicht leichtfertig. Diesen Eindruck kann ich nur bestätigen.“

„Also Ihres Erachtens, Mr. Cherrell, liegt hier ein Irrtum vor?“

„Sir, ich bin überzeugt davon.“

Das Mädchen auf der Anklagebank preßte das Taschentuch vor die Augen. Die verzweifelte Lage dieses Geschöpfes erweckte in Dinny Zorn und Scham. Wie entsetzlich, so vor allen Leuten am Pranger zu stehn, selbst wenn die Anklage der Wahrheit entsprach! Warum nur sollte ein Mädchen nicht einen Mann um seine Gesellschaft bitten dürfen? Ihm stand ja frei, es abzulehnen.

Da rührte sich der hochgewachsne Schutzmann an ihrer Seite und blickte auf sie nieder, als habe er ihre rebellischen Ansichten gewittert; er räusperte sich.

„Danke, Mr. Cherrell.“

Als Hilary die Zeugenbank verließ, gewährte er seine Nichte und winkte zur Begrüßung mit dem Finger. Dinny merkte, daß der Fall erledigt war, der Richter ging offenbar mit sich zu Rat. Die Fingerspitzen aneinandergespreßt, saß er schweigend da und fixierte das Mädchen. Sie fuhr sich nun nicht mehr über die Augen, sondern erwiderte seinen starren Blick. Dinny hielt den Atem an. Die nächste Minute vielleicht entschied schon über ein Menschenleben. Der hochgewachsene Schutzmann trat von einem Fuß auf den andern. Wem galt seine Sympathie? Seinem Kameraden oder diesem Mädchen? Alle die leisen Geräusche im Gerichtssaal waren verstummt, nur das Kratzen einer Feder

war vernehmbar. Der Richter löste die Finger voneinander und sprach:

„Ich bin zur Überzeugung gelangt, daß die Schuld nicht klar erwiesen ist. Die Angeklagte wird freigesprochen. Sie können gehn.“

Ein halberstickter Laut entfuhr den Lippen des Mädchens. Der Schuster rechts von Dinny rief heiser: „Hort, hört!“

„Pst!“ machte der Schutzmann. Dinny sah ihren Onkel an der Seite des Mädchens den Saal verlassen; er lächelte, als er an ihr vorbeischnitt.

„Wart auf mich, Dinny, bin sofort frei.“

Dinny schlüpfte hinter dem hochgewachsenen Schutzmann hinaus und wartete im Vorraum. Ein Widerwille überlief sie in dieser Umgebung, wie er einen packt, wenn man nachts in einer Küche Licht andreht. Lysolgeruch stieg ihr beißend in die Nase; sie ging dem Ausgang zu.

Ein Polizeiwachtmeister fragte sie:

„Was wünschen Sie, Miß?“

„Nichts, danke, ich warte nur auf meinen Onkel. Da kommt er.“

„Der geistliche Herr?“

Dinny nickte.

„Ein seelensguter Mann, der Herr Pfarrer. Is das Mädél freigekommen?“

„Ja“

„Na, ab und zu passiert eben ein Irrtum. Da is der Herr Pfarrer, Miß.“

Hilary kam auf Dinny zu und hängte sich in sie ein

„Guten Tag, Wachtmeister! Wie geht's Ihrem Frauchen?“ fragte er den Polizisten.

„Ausgezeichnet, Sir. Sie haben das Madel also herausgerissen?“

„Jawohl,“ erwiderte Hilary, „und jetzt möchte ich mir eine Pfeife anstecken. Komm, Dinny!“ Er nickte dem Polizeiwachtmeister zu und trat mit seiner Nichte auf die Straße.

„Was hast denn du an diesem Ort gesucht, Dinny?“

„Dich, Onkel Tante May brachte mich her. Ist das Mädchen wirklich unschuldig?“

„Da fragst du mich zuviel. Aber eine Verurteilung wäre zweifellos ihr Ruin geworden. Sie ist mit der Miete im Rückstand und ihre Schwester ist krank. Einen Augenblick, ich steck mir nur die Pfeife an.“ Er paffte eine Rauchwolke vor sich hin und ergriff wieder ihren Arm. „Was wünschst du von mir, mein Kind?“

„Eine Einführung bei Lord Saxenden.“

„Bei Saxenden? Wozu?“

„Huberts wegen.“

„Aha, willst ihn wohl behexen?“

„Wenn du mir Gelegenheit dazu verschaffst“

„Saxenden und ich waren Kollegen in Harrow, damals war er bloß Baronet — seither hab ich ihn nicht mehr gesehn.“

„Onkel, Wilfred Bentworth kannst du doch um den kleinen Finger wickeln, und die beiden sind Gutsnachbarn.“

„Jawohl, ich glaub schon, daß Bentworth dir ein paar Zeilen an Saxenden mitgibt, wenn ich ihn drum ersuche.“

„Darauf kommt es mir nicht an Ich möchte Saxenden in Gesellschaft kennen lernen“

„So! Freilich, anders kannst du ihn schwerlich behexen Worum handelt es sich eigentlich?“

„Um Huberts Zukunft. Wir möchten die Geschichte gern in Ordnung bringen, ehe sie noch schlimmer wird.“

„Verstehe. Hor mal, Dinny, da ist Onkel Lawrence der

richtige Mann. Bentworth kommt nächsten Dienstag zu ihm nach Lippinghall zur Rebhuhnjagd. Laß dich auch einladen.“

„An Onkel Lawrence hab ich schon gedacht, aber ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehn lassen, dich zu treffen, Onkel.“

„Liebes Kind,“ entgegnete Hilary, „verführerische Nixen wie du durften so etwas nicht sagen. Das verdreht einem den Kopf. Na, da sind wir schon. Komm mit Tee trinken.“

Zu ihrer Verwunderung traf Dinny im Wohnzimmer des Pfarrhofs Onkel Adrian. Die langen Beine unter den Stuhl gezogen, saß er in einer Ecke zwischen zwei jungen Damen, die wie Lehrerinnen aussah. Er winkte Dinny mit dem Löffel und kam bald auf sie zu

„Rate doch, Dinny: Wer kommt zu mir, kaum daß du fort bist? Der Mann des Zorns in höchsteigener Person, will meine Funde aus Peru besichtigen.“

„Doch nicht gar Hallorsen?“

Adrian wies eine Visitenkarte vor, drauf stand: „Professor Edward Hallorsen“ und mit Bleistift: „Piedmont-Hotel“

„Er sieht bedeutend netter aus als damals, da ich ihn zerrauft und unrasiert in den Dolomiten traf. Wenn man ihn richtig anpackt, ist er vermutlich kein schlechter Kerl. Was ich dir vorschlagen wollte: Versuch's, und pack ihn einmal richtig an“

„Du kennst Huberts Tagebuch noch nicht, Onkel.“

„Ich möcht es gerne lesen.“

„Wirst wahrscheinlich bald Gelegenheit finden. Es soll veröffentlicht werden.“

Adrian pfiff leise vor sich hin.

„Überleg dir's gut, mein Kind. Hahnenkämpfe sind für alle vergnüglich, nur nicht für die Hahne.“

„Hallorsen hat den Anfang gemacht. Hubert muß zurückhacken.“

„Schön, Dinny. Doch eh ihr den Schlag fuhr, seht zu, mit wem ihr's zu tun habt. Ich werd bei Angela Forest ein kleines Dinner arrangieren, du kannst dann bei ihr übernachten. Was sagst du zu Montag?“

Dinny rumpfte nachdenklich das Näschen. Wenn sie ihrem Plan gemäß in der nächsten Woche nach Lippinghall fuhr, paßte der Montag recht gut. Schließlich war es nur ein Gebot der Klugheit, sich vor der Kriegserklärung den Amerikaner erst einmal anzusehn.

„Einverstanden, Onkel. Besten Dank. Wenn du nach dem Westen fahrst, darf ich mit? Ich will nämlich zu Tante Emily und Onkel Lawrence. Die Mount Street liegt ja auf deinem Heimweg.“

„Gut. Sobald du satt bist, brechen wir auf.“

„Ich bin ganz satt,“ erklärte Dinny und erhob sich.

SECHSTES KAPITEL

Dinny hatte auch weiterhin Glück, sie traf ihren dritten Onkel in der Mount Street so tief in die Betrachtung seines eigenen Hauses versunken, als wolle er den Verkaufswert ergründen.

„Ah, Dinny!“ rief er und fuhr aus seinem Sinnen auf, „komm doch herein, die Tante ist grade in melancholischer Stimmung, dein Kommen wird sie gewiß freun. Der alte Forsyte fehlt mir,“ fügte er beim Eintritt in die Halle hinzu. „Hab mir eben überlegt, was ich in der nächsten Saison als Mietzins für das Haus verlangen könnte. Du hast Fleurs Vater, den alten Forsyte, wohl nicht gekannt — ein aufrechter, origineller Mann.“

„Was fehlt denn Tante Emily, Onkel Lawrence?“

„Nicht das mindeste, liebes Kind. Mir scheint, der Anblick des armen alten Onkel Cuthbert hat sie auf Zukunftsgedanken gebracht. Denkst du auch manchmal an die Zukunft, Dinny? Von einem gewissen Alter an eine düstere Perspektive.“

Er öffnete die Tür.

„Da bring ich dir Dinny, meine Liebe.“

Lady Emily Mont stand in ihrem getäfelten Empfangszimmer und fuhr mit einem kleinen Flederwisch über ein Stück grüngemustertes Familienporzellan; auf ihrer Schulter hockte ein kleiner Papagei. Sie ließ den Flederwisch sinken, trat mit geistesabwesendem Blick näher, rief: „Aufgepaßt,

Polly!“ und gab ihrer Nichte einen Kuß. Der Papagei übersiedelte auf Dinny's Schulter und verrenkte sich schier den Hals, um ihr prüfend in die Augen zu starren.

„Ist er nicht entzuckend?“ meinte Lady Mont. „Du machst dir doch nichts draus, wenn er dich ins Ohr zwickt? Dein Kommen freut mich wirklich, Dinny. Ich hab die ganze Zeit an Gräber und Leichen denken müssen. Sag mir doch, was hältst du vom Leben nach dem Tode?“

„Gibt's denn eines, Tantchen?“

„Aber Dinny! Das klingt ja niederschmetternd!“

„Nun, wer weiterzuleben wunscht, lebt vielleicht tatsächlich weiter.“

„Du bist doch genau so wie Michael, der ist auch so intellektuell Lawrence, wo hast du denn Dinny aufgegabelt?“

„Auf der Straße.“

„Pfui, wie das klingt! Wie geht es deinem Vater, Dinny? Hoffentlich hat ihn dieses gräßliche Haus in Porthminster nicht auch ganz krank gemacht. Der Geruch dort! Wie in einem alten Mauseloch.“

„Tante Emily, wir machen uns solche Sorgen um Hubert.“

„Ach richtig, Hubert! Meiner Meinung nach war es ein Fehler, daß er diese Leute prügeln ließ. Daß er einen von ihnen über den Haufen schoß, kann ich durchaus verstehn. Aber prügeln ist so ungeistig, so barbarisch.“

„Zuckt es dir nicht auch in den Fingern, Tantchen, wenn ein Fuhrmann seine Pferde mit einer schweren Last bergan peitscht?“

„O doch. Haben jene Leute das getan?“

„Das und noch Schlimmeres. Den armen Biestern die Schwänze abgedreht, sie mit Messern gestochen und überhaupt höllisch geschunden.“

„So? Na, dann freut's mich, daß Hubert sie prügeln ließ! Obwohl ich Maultiere eigentlich nie recht ausstehn konnte, seit wir den Gemm hinaufritten. Erinnerst du dich noch, Lawrence?“

Sir Lawrence nickte. In sein Gesicht trat jener liebevolle und zugleich belustigte Ausdruck, den er nach Dinny's Beobachtung Tante Emily gegenüber stets annahm.

„Warum magst du sie seit damals nicht, Tantchen?“

„Mein Reittier hat mich hin- und hergeschaukelt wie ein Schiff auf hoher See. Im allgemeinen sollen Maultiere sehr brav sein, haben einen sichern Tritt, aber das meine —“

„Scheußliches Gefühl, nicht wahr, Tantchen!“

„Das will ich meinen! Höchst peinlich, so — im Innern. Glaubst du, Hubert kame vielleicht nächste Woche zu uns nach Lippinghall zur Rebhuhnjagd?“

„Glaub nicht, den kann jetzt niemand dazu bewegen, unter Menschen zu gehn. Er ist ganz entsetzlich niedergeschlagen. Aber hättest du vielleicht ein Kämmerchen für mich?“

„Selbstverständlich, Platz genug. Warte mal, es kommen ja nur Charlie Muskham mit seiner jungen Frau, Mr. Bentworth und Henny, Michael und Fleur, Angela Forest und vielleicht Adrian (er ist nämlich ein Feind des Jagens) und deine Tante Wilmet. Ach richtig — auch Lord Saxenden!“

„Der?“ rief Dinny.

„Warum nicht? Ist er denn kein respektabler Mann?“

„Tantchen, das trifft sich ja herrlich! Auf den hab ich ja ein Auge geworfen!“

„Welch ein vulgärer Ausdruck! Noch dazu hat Saxenden eine Frau, die irgendwo krank liegt.“

„Unbesorgt, Tante Emily. Ich will mich nur in Huberts Interesse an ihn heranschlingeln. Das ist der Knopf, den wir drucken müssen, behauptet Vater.“

„Ihr gebraucht aber sonderbare Redensarten, du und Michael, Dinny. Was für ein Knopf?“

Sir Lawrence brach das starre Schweigen, das er in Gegenwart seiner Frau sonst beobachtete.

„Der Knopf, der die Militärmaschine in Bewegung setzt, meine Liebe,“ erklärte er, „und das ist nach Dinny's Meinung Saxenden.“

„Was für ein Mensch ist er denn, Onkel Lawrence?“

„Saxenden? Ich kenn ihn seit langen Jahren — er ist noch ein Jungling.“

„Himmel, wie aufregend!“ meinte Lady Mont und nahm den Papagei wieder an sich.

„Hab keine Angst um mich, Tantchen!“

„Aber dieser Lord — eh — Saxenden? Ich hab immer streng darauf gesehn, daß es in Lippinghall reputierlich zugeht. Schon Adrians wegen hatte ich immer meine Bedenken, doch“ — sie setzte den Papagei auf den Kamin Sims — „doch er ist mein Lieblingsbruder und für einen Lieblingsbruder tut man so manches.“

„Jawohl,“ stimmte Dinny zu.

„Geht in Ordnung, Emily,“ warf Sir Lawrence ein. „Ich passe auf Dinny und Angela auf, du kannst über Saxenden und Adrian wachen.“

„Dinny, dein Onkel wird von Jahr zu Jahr frivoler. Er erzählt Geschichten, daß mir die Haare zu Berg stehn.“ Sie war zu Sir Lawrence getreten, er schob begütigend die Hand unter ihren Arm.

„Nun leb wohl, Dinny,“ sagte Tante Emily plötzlich, „ich muß zu Bett. Meine schwedische Masseuse nimmt mich

dreimal wöchentlich in Arbeit. Ich nehme tatsächlich ab.“
Prufend glitt ihr Blick über Dinny. „Möcht wissen, ob sie dich etwas runder machen könnte.“

„Tantchen, ich bin dicker, als ich ausseh.“

„Ich auch, das ist ja das Traurige. Wenn dein Onkel nicht so eine Bohnenstange wäre, könnt ich mich eher damit abfinden.“ Sie hielt Dinny die Wange hin, das Mädchen gab ihr einen schallenden Kuß.

„Welch ein prächtiger Kuß!“ meinte Lady Mont. „So herzlich hat mich seit Jahren niemand gekußt. Die Leute pecken meist drauf los wie ein Vogel. Komm, Polly!“ Den Papagei auf der Schulter, segelte sie davon.

„Tante Emily sieht wirklich sehr gesund aus.“

„Ist es auch, liebes Kind. Nur dicker werden möchte sie um keinen Preis — eine fixe Idee von ihr. Sie kämpft einen Verzweiflungskampf dagegen. Wahrhaftig, wir haben einen bunten Speisezettel. In Lippinghall ist es schon besser, denn Augustine führt uns an der Nase herum und sie ist noch dieselbe Französin wie vor funfunddreißig Jahren, als wir sie von der Hochzeitsreise heimbrachten. Eine Kochkünstlerin! Zum Gluck setz ich kein Fett an.“

„Tante Emily doch auch nicht!“

„N—nein!“

„Und wie schön und vornehm sie sich hält! Wir jungen Mädchen halten uns bei weitem nicht so gut!“

„Ja, ja,“ erwiderte Sir Lawrence. „Die vornehme Haltung starb mit König Eduard aus. Ihr jungen Frauenzimmer rennt alle, als wolltet ihr auf etwas losspringen. Schon lang bemüß ich mich vor auszusehn, was nach euch an die Reihe kommt. Logischerweise das ‚Sprungfedern‘. Aber ebensogut kann auch der müde Schmachtschritt wieder in Mode kommen.“

„Also, was für ein Mensch ist denn dieser Lord Saxenden, Onkel Lawrence?“

„Einer von jenen, die den Weltkrieg dadurch gewannen, daß sie mit ihren Ansichten nie durchdrangen. Du mußt diese Sorte von Leuten nur kennen. Einmal verbrachte ich das Wochenende bei den Cooquers. Die Capers waren auch dort und Mrs. Gwen Blandish. Die spielte damals die erste Geige und wußte eine Menge von der Front in Russisch-Polen zu berichten. Ich noch mehr. Dann unterhielt ich mich mit Capers, er meint, die Deutschen hatten es nun wohl bald satt. Ich meine das Gegenteil; er reißt Lord T. herunter. Am Sonntag kommt Arthur Prose hin; nach seiner Schätzung haben die Russen zwei Millionen Gewehre, aber keine Munition. ‚Paßt auf!‘ erklärt er, ‚der Krieg ist im Januar zu Ende‘. Unsere Verluste findet er entsetzlich hoch. Wenn der erst gewußt hätte, was ich weiß! Auch Lady Thripp ist dort mit ihrem Sohn, der das linke Bein verloren hat. Eine ganz reizende Dame! Ich muß versprechen, ihr Spital zu besichtigen und ihr administrative We-sungen zu geben. Am Sonntag gibt es dann ein sehr nettes Dinner — jeder einzelne in großem Staat. Wir amüsieren uns gerade beim ‚Schwarzen Peter‘, da tritt Alick ein mit der Nachricht, wir hätten beim letzten Angriff vierzigtausend Mann verloren, die Franzosen aber noch mehr. Ich gebe der Meinung Ausdruck, die Sache stehe ver-teufelt ernst. Niemand stimmt mir bei!“

Dinny lachte. „Hat es denn wirklich solche Leute gegeben?“

„Und ob! Unschätzbare Mitbürger! Was hätten wir nur angefangen ohne sie? Wie sie damals Haltung, Mut und Konversation aufrecht hielten — fabelhaft. Wer das nicht mit eignen Augen sah, hätte es nie und nimmer geglaubt. Und fast jeder von ihnen hat den Krieg gewonnen.

Besonders Lord Saxenden befand sich in äußerst verantwortungsvoller Stellung. Die ganze Zeit hindurch spielte er eine bedeutende Rolle.“

„Was für eine?“

„Er war stets auf dem laufenden; nach seinen Reden zu schließen, wahrscheinlich mehr als irgendwer anderer auf der Welt. Er hat offensichtlich eine famose Konstitution und eine famose Jacht.“

„Bin wirklich schon begierig, an ihn heranzukommen.“

„Wirst noch begieriger sein, wieder von ihm wegzukommen,“ seufzte ihr Onkel. „Bleibst du die Nacht über bei uns oder fährst du nach Hause zurück?“

„O, ich muß noch heut abend heim. Mein Zug geht um acht vom Paddingtonbahnhof.“

„Dann schlendre ich durch den Hydepark mit dir zur Bahn, laß dir dort einen Imbiß vorsetzen und bring dich zum Zug.“

„Ach Onkel, mach dir doch meinetenwegen keine Mühe!“

„So? Soll ich dich vielleicht allein durch den Park gehen lassen und die Gelegenheit versäumen, wegen unbefugten Promenierens mit einem jungen Frauenzimmer auf die Polizei eskortiert zu werden? Der Himmel bewahr mich davor! Weißt du was, wir könnten uns sogar auf eine Bank setzen und es ausprobieren. Du bist grade der Typ, der alte Herren in Versuchung fuhr. Erinnerst an Botticelli-Bilder. Komm doch, Dinny!“

An diesem Septemberabend gegen sieben Uhr sturzten sie sich also in den Sundenpfuhl des Hyde Parks und schritten unter den Platanen auf dem dünnen Gras dahin.

„Zu früh!“ meinte Sir Lawrence, „uns rettet die Einführung der Sommerzeit. Die Unanständigkeit beginnt erst ab acht Uhr. Am Ende hilft es uns nicht einmal, wenn wir

uns auf eine Bank setzen, Dinny. Wenn du einen Spitzel der Sittenpolizei siehst, wirst du ihn erkennen? Das ist von großer Wichtigkeit. Steifer Hut — eine Vorsichtsmaßregel, er könnte unversehens eins aufs Dach kriegen; besagter Hut purzelt in den Kriminalgeschichten dann immer herunter. Der Mann zeigt das Bestreben, stets so dreinzusehn, als wäre er kein Spitzel, selbstzufriedener Zug um den Mund, gute Zähne, Polizisten halten ihr Gebiß ordentlich im Stand. Den Blick hat er meist zu Boden gerichtet, wenn er dich nicht grade mustert. Ein ganzer Mann, der fest auf beiden Beinen steht, sieht wie geschaffen für seinen Beruf aus. Schuhnummer 44 — richtige Polizistenfüße.“

Dinny kicherte.

„Weißt du was, Onkel? Wir setzen eine ‚Ansprache‘ in Szene. Am Paddington-Tor steht doch gewiß ein Schutzmann. Ich treib mich dort eine Weile herum, und sobald du auftauchst, sprich ich dich an. Was muß ich sagen?“

Sir Lawrence zog eine Braue hoch.

„Wenn ich mich recht erinnere, etwa folgendes: ‚Na, wie geht’s, Bubi? Sei fesch, komm mit!‘“

„Gut, dann geh ich auf dich zu und sag dir das vor der Nase des Polizisten.“

„Der wird Lunte riechen.“

„Onkel, du willst auskneifen.“

„Seit langen Jahren schon hat niemand mehr meine Vorschläge ernst genommen. Und vergiß auch nicht, Kind: ‚Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab, und wandre ja nur nie zu zweit im HydePark auf und ab!‘“

„Du enttäuschst mich, Onkel.“

„Diese Worte bin ich gewöhnt. Wart ab, bis erst du einmal altersgrau und ehrwürdig bist — auch du wirst dann die Jugend enttäuschen.“

„Aber stell dir doch vor, Onkel. Tage hindurch wurden uns die Zeitungen spaltenlange Abhandlungen widmen: ‚Verbrechen am Paddington-Tor. Ein Mann angesprochen. Angeblicher Onkel.‘ Hast du denn keine Lust, als angeblicher Onkel die Staatsaffären Europas auszustecken? Nicht einmal Lust, die Polizei auf die Beine zu bringen? Ein Hasenfuß bist du, Onkel!“

„Sei's drum!“ erwiderte Sir Lawrence. „Ein Onkel vor dem Polizeigericht ist für einen Tag genug. Dinny, du bist gefährlicher als ich dachte.“

„Doch im Ernst, warum sperrt man diese armen Mädels ein? Auch so ein Überbleibsel aus der alten Zeit, als die Frauen sich nicht rühren durften.“

„Ich pflichte dir ja völlig bei, Dinny, aber der alte Puritanergeist ist bei uns noch immer nicht ganz ausgestorben. Und die Polizei muß doch auch etwas zu tun kriegen! Wir können das Polizeipersonal nicht abbaun, ohne die Zahl der Arbeitslosen zu vergrößern. Und eine Polizei, die nichts zu tun hat, Herrgott, wär die den Küchenfeen gefährlich!“

„So sei doch endlich ernst, Onkel!“

„Nur das nicht, liebes Kind! Was immer das Leben mir noch bescheren mag, nur das nicht! Doch bessere Tage seh ich kommen, Tage, da wir samt und sonders volle Freiheit genießen werden, einander nach Belieben anzusprechen, wenn es nicht gerade das primitivste Taktgefühl verbietet. Dann wird eine revidierte Auflage des ‚Umgangs mit Menschen‘ in eignen Abschnitten Ansprechformeln für Männer und Frauen bringen, zum Beispiel: ‚Gnädige Frau, Promenade gefällig?‘, oder: ‚Mein Herr, ist Ihnen meine Begleitung erwünscht?‘ Ein neues Zeitalter zieht herauf, wenn nicht ein goldnes, so doch ein katzengoldnes. Da sind wir

schon am Paddington-Tor. Hättest du das Herz, Dinny, diesen edelblickenden Schutzmann zu foppen? Komm, gehn wir da hinüber!“

„Deine Tante wird heute nimmer aufstehn,“ fuhr er fort, als sie den Paddington-Bahnhof betraten, „drum möcht ich hier das Abendbrot mit dir nehmen. Wir wollen einen Tropfen Kognak trinken und im übrigen, wenn ich unser Bahnhofmenu kenne, gibt es Ochsenchwanzsuppe, Seefische, Roastbeef, Gemüse, Bratkartoffeln und Pflaumentorte — alles gute, obzwar nationale Gerichte.“

„Onkel Lawrence,“ fragte Dinny, als sie beim Roastbeef angekommen waren, „was hältst du von den Amerikanern?“

„Dinny, kein Patriot sagt dir auf diese Frage die Wahrheit, die reine, ungeschminkte Wahrheit. Nun, man kann die Amerikaner ebenso wie die Engländer in zwei Kategorien einteilen: Amerikaner und Amerikaner. Die einen sind angenehm, die andern unangenehm.“

„Warum vertragen wir uns mit ihnen nicht besser?“

„Kinderleicht, das zu beantworten. Der unangenehme Engländer mag sie nicht leiden, weil sie mehr Geld haben als wir. Der angenehme Engländer darum nicht, weil der Amerikaner zu wenig zurückhaltend ist und weil die Klangfarbe des Amerikanischen dem englischen Ohr nicht behagt. Und andererseits: Der unangenehme Amerikaner verträgt sich nicht mit dem Engländer, weil der Tonfall des Englischen dem amerikanischen Ohr mißfällt. Der angenehme Amerikaner verträgt sich mit uns nicht so, wie es zu wünschen wäre, weil wir so zurückhaltend sind und hochnasig.“

„Meinst du nicht, sie bestehn zu sehr auf ihrer Eigenart.“

„Wir nicht minder. Das macht den Unterschied nicht aus. Uns trennen Manieren; Sprache und Manieren.“

„Wieso?“

„Die Behauptung, wir hätten dieselbe Sprache, ist zweifellos irrig. Hoffentlich zwingt jeden von uns die rasche Entwicklung des Amerikanischen recht bald dazu, des andern Sprache eigens zu erlernen.“

„Wir schwatzen doch immer vom einigenden Band der gemeinsamen Sprache.“

„Woher auf einmal solches Interesse für die Amerikaner?“

„Ich soll am Montag Professor Hallorsen treffen.“

„Aha, den Bolivianer! Dann laß dir raten, Dinny: Gib ihm immer Recht, und er frißt dir bald aus der Hand. Setz ihn ins Unrecht, dann frißt er kein einziges Körnchen.“

„O, ich werd schon auf der Hut sein.“

„Jawohl, Vorsicht! Nur nicht unüberlegt in den Kampf. Gehn wir, liebes Kind, wenn du fertig bist. Es ist fünf Minuten vor acht.“ Sir Lawrence brachte seine Nichte in einem Abteil unter und besorgte ihr ein Abendblatt. Als der Zug sich in Bewegung setzte, rief er ihr nach:

„Dinny, wirf ihm einen Botticelliblick zu! Einen Botticelliblick!“

SIEBENTES KAPITEL

Als Adrian Montag abends sich nach dem Chelsea-Viertel begab, stellte er unterwegs Betrachtungen über den Charakter dieses Stadtteils an. Chelsea war jetzt nicht mehr, was es einst gewesen. Noch in der spätviktorianischen Zeit gemahnten seine Insassen einigermaßen an Höhlenbewohner — sie waren es gewöhnt, sich zu ducken, nur hie und da hauste ein Genie oder ein Geschichtsforscher in ihrer Mitte. Scheuerfrauen, Künstler, die nur mit Müh und Not den Mietzins aufbrachten, Schriftsteller mit einem Tageseinkommen von viereinhalb Shilling, Ehepaare, reif für den Scheidungsgerichtshof, Dämchen, die um einen Shilling die Stunde jedermann in ihre Kammer ließen, Freunde eines guten Tropfens, begeisterte Anhänger von Turner, Carlyle, Rossetti und Whistler; ferner einige Schankwirte, eine beträchtliche Anzahl dunkler Ehrenmänner und Leute, die sich viermal in der Woche von Hammelfleisch nährten. Hinter einer stattlichen Häuserzeile am Themsekai sah es immer ehrsamer aus, und jetzt schien diese Wohlanständigkeit sogar schon an die unverbesserliche King's Road heranzureichen und offenbarte sich dort in Bollwerken der Kunst und des modernen Geschmacks.

Angela Forests Haus lag in der Oakley Street. Adrian entsann sich der Zeit, da es noch nicht die leiseste persönliche Note aufwies und von einer Familie eingefleischter Schöpsenvertilger bewohnt war. Angela lebte nun seit sechs Jahren

in diesem Heim und hatte es in ein entzückend behagliches Nest verwandelt. Adrian hatte alle die schönen Schwestern der Familie Montjoy gekannt, die man in der Londoner Gesellschaft traf; von ihnen war Angela die jüngste, schönste und besaß am meisten Witz und Geschmack. Sie war eine jener Frauen, die trotz ihres untadligen Rufs und sehr bescheidenen Vermögens dennoch durch die vornehme Eleganz ihrer Person und Umgebung allgemein Neid erregen. Ihre beiden Kinder, ihr schottischer Schäferhund (fast der einzige, den es noch in London gab), ihr Spinett, ihr Himmelbett, ihre Kristallgläser, Möbelbezüge und Teppiche — alles zeugte für Adrians Gefühl von feinstem Geschmack, erfüllte jeden mit Behagen. Und sie selbst nicht minder: ihre noch immer vollendet schöne Gestalt, die klaren, lebhaften dunklen Augen, das Oval des Gesichts, der elfenbeinfarbne Teint, das eigentümlich Frische ihrer Stimme. Alle Schwestern der Familie Montjoy hatten diese eigenartige Aussprache von ihrer Mutter, einer Schottin, geerbt und dadurch im Laufe von dreißig Jahren auf die Sprechweise der Londoner Gesellschaft nicht unbeträchtlichen Einfluß geübt. Ihr Einkommen war unbedeutend, ihr Gatte lebte im Irrenhaus, dennoch war Angela überall in der Gesellschaft willkommen. Wie kam das? Adrian pflegte zur Erklärung den Vergleich mit einem baktrischen Kamel heranzuziehn. Die beiden Höcker jenes Tiers gemahten an die beiden Gruppen der ‚Gesellschaft‘ und waren durch ein schmales Joch miteinander verbunden, das selten öfter als einmal benützt wurde. Die Montjoys, eine alte Gutsbesitzerfamilie in Dumfriesshire, waren im Lauf der Jahre zahllose Verbindungen mit dem Adel dieser Grafschaft eingegangen und hatten sozusagen einen Stammsitz auf dem Vorderbuckel inne — eine etwas langweilige Position mit

engbegrenztem Gesichtsfeld: der Kopf des Kamels war dem Auge im Weg. Angela wurde oft in große Häuser geladen, deren Mitglieder sich hauptsächlich mit Jagden beschäftigten, mit dem Hofdienst, dem Ehrenpräsidium von Spitälern und der Forderung junger Debutantinnen. Sie nahm diese Einladungen nur selten an, das wußte Adrian. Sie saß fest und sicher auf dem zweiten Höcker, der über den Schwanz hinweg weiten und anregenden Ausblick bot. War das eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft auf dem Hinterbuckel! Viele, darunter Angela selbst, waren von dem Vorderbuckel dorthin übersiedelt, andre waren am Schwanz des Kamels heraufgeklettert, andre wieder waren vom Himmel gefallen oder kamen — aus Amerika. Um auf diesem Hocker einen Sitz zu ergattern, was Adrian selbst nie gelungen war, mußte man über Gewandtheit auf verschiedenen Gebieten verfügen; dazu brauchte man entweder ein ausgezeichnetes Gedächtnis, um alles Gelesene und Gehörte prompt und wortgetreu wiederzugeben, oder aber eine Portion Mutterwitz. Wer keins von beiden besaß, konnte sich vielleicht einmal für kurze Zeit auf diesen Sitz schwingen, aber ein zweites Mal gewiß nicht wieder. Auch eine Persönlichkeit mußte man sein, die ihr Licht nicht unter den Scheffel stellte, doch nie zum ausgesprochenen Sonderling wurde. Hervorragende Leistungen auf irgendeinem Gebiet waren erwünscht, aber nicht unerläßlich. Bildung und gute Erziehung waren willkommen, doch nur dann, wenn sie nicht Langweile hervorriefen. Schönheit galt als Passierschein, mußte aber mit Temperament gepaart sein. Geld war wünschenswert, konnte aber dem Eigner nur im Verein mit andern Vorzügen einen Platz verschaffen. Der ausübende Künstler mit guter Stimme errang sich nach Adrians Beobachtung dort oben eher einen Platz als der schaffende. Orga-

nisatorische Begabung ließ man gelten, wenn sie nicht zu nüchtern und zu wenig gerauschvoll am Werk war. Einige Leute verdankten, wie es schien, ihren Platz der Fähigkeit, hinter den Kulissen Drähte zu ziehn und ihre Nase in jedermanns Topf zu stecken. Doch das bei weitem wichtigste Erfordernis war Redegewandtheit. Von diesem Hinterhöcker aus wurden zahllose Zügel gelenkt, doch war sich Adrian nicht im klaren, ob die Lenker das Kamel auch nur einen Schritt weiterbrachten; sie selber bildeten es sich freilich ein. Und inmitten dieser bunt zusammengewürfelten Gesellschaft saß Angela unerschütterlich im Sattel; sie erhielt so viel Einladungen, daß sie sich das ganze Jahr kostenlos durchfuttern und jedes Wochenende irgendwo als Gast hätte verbringen können. Umso mehr wußte ihr Adrian dafür Dank, daß sie dem Gesellschaftsleben so standhaft entsagte, um mit ihren Kindern und ihm beisammen zu sein. Gleich nach ihrer Hochzeit mit Hauptmann Ronald Forest war der Krieg ausgebrochen. Sheila und Ronald kamen erst nach Forests Rückkehr zur Welt. Jetzt waren sie sieben und sechs Jahre alt, richtige kleine Montjoys, wie Adrian ihrer Mutter immer wieder versicherte. Sie glichen ihr auch unverkennbar äußerlich und im Temperament. Aber Adrian allein wußte, daß nichts von allem, was Angela gelitten, sie so traurig machte wie der Gedanke, sie hätte diese Kinder eigentlich nicht haben dürfen. Diese Sorge war es, die wie ein Schatten auf ihren Zügen lag, wenn sie nicht grade lebhaft sprach. Er allein wußte auch, daß die sexuelle Besessenheit, die Forest knapp vor Ausbruch des Wahnsinns geplagt, den Geschlechtstrieb in ihr so ertötet hatte, daß sie seit vier Jahren eigentlich ein Witwendasein ohne alles erotische Verlangen führte. Ihm selbst brachte sie, wie ihm schien, echte Neigung entgegen, doch keine Spur von Leidenschaft.

Eine halbe Stunde vor dem Dinner fand Adrian sich ein und ging sogleich ins Schulzimmer hinauf, die Kinder zu besuchen. Eben erhielten sie vor dem Schlafengehen von der französischen Erzieherin Milch und Zwieback; sie empfingen Adrian mit hellem Jubel und drängten ihn, doch mit der Geschichte fortzufahren, die er ihnen unlängst zu erzählen begonnen hatte. Die Gouvernante zog sich zurück, sie wußte, was jetzt kommen würde. Adrian nahm den Kleinen gegenüber Platz, sah in die erwartungsvoll leuchtenden Kinderaugen und begann dort, wo er stehengeblieben war: „Der Mann, der die Baumkähne zu bewachen hatte, war ein Riesenkerl, kaffeebraun vom Scheitel bis zur Sohle; man hatte ihm wegen seiner gewaltigen Kraft diese Aufgabe anvertraut, an jener Küste trieben sich nämlich weiße Einhörner herum, eine wahre Landplage.“

„Pah! Onkel Adrian, Einhörner gibt's doch gar nicht.“

„Heutzutage freilich nicht mehr, Sheila.“

„Wohin sind sie denn gekommen?“

„Am Ende blieb nur eines übrig und das lebt in einer Gegend, wohin die Weißen nicht vordringen können, wegen der Bubuflye.“

„Die Bubuflye, was ist denn das?“

„Die Bubuflye, Ronald, frisst sich ins Fleisch der Wade ein, legt dort Eier und draus schlüpfen ihre Jungen.“

„O weh!“

„Also wie ich vorhin schon sagte, trieben sich an dieser Küste weiße Einhörner herum. Der braune Wächter am Strand hieß Mattagor und verfuhr mit den Einhörnern auf folgende Weise: Zunächst lockte er sie mit Krinibobs an die Küste hinab —“

„Krinibobs? Was ist denn das?“

„Beeren; sehn aus wie Erdbeeren und schmecken wie

Karotten. Mit diesen Krinibobs lockte er sie also an den Strand, dann schlich er hinter ihnen her —“

„Er ist ihnen doch mit den Krinibobbeeren vorangelaufen, wie hat er sich da hinter ihnen herschleichen können?“

„Er zog die Krinibobs gewöhnlich über einen aus Pflanzenfasern gedrehten Faden und hing diese Kette zwischen den Zauberbäumen auf. Sobald die Einhörner an den Beeren zu knabbern begannen, sprang er lautlos auf den bloßen Füßen aus seinem Versteck im Gebüsch hervor und band die Tiere zu zweit mit den Schwänzen aneinander.“

„Haben die denn nicht gespürt, daß er sie an den Schwänzen zusammenband?“

„Nein, Sheila. Der Schwanz ist bei den weißen Einhörnern ganz gefühllos. Dann schlich er sich in den Busch zurück und schnalzte mit der Zunge, da rannten die Einhörner in wilder Flucht davon.“

„Rissen sie sich dabei nicht die Schwänze aus?“

„Nie. Das war eben Mattagors Kunst, beim Zusammenbinden gab er gut acht, er war nämlich sehr lieb zu Tieren.“

„Da kamen die Einhörner wohl nie wieder hin?“

„Doch, Ronny. Sie knabbern Krinibobs gar zu gern.“

„Ist der braune Mann je auf Einhörnern geritten?“

„Ja. Manchmal sprang er mit einem Satz auf zwei zusammengebundene Tiere, stand mit einem Fuß auf dem Rücken des einen, mit dem andern auf dem des zweiten und sprengte mit trockenem Lachen in den Dschungel hinein. Die Kähne waren, wie ihr euch denken könnt, bei ihm in guter Hut. Die Regenzeit war vorbei und mit ihr schienen auch die Blutegel so ziemlich verschwunden; der Zug der braunen Gesellen wollte eben aufbrechen, da —“

„Da? Was war da, Onkel Adrian? Weiter, es ist nur Mutti.“

„Weiter, Adrian!“

Doch Adrian schwieg, sein Blick hing an der Erscheinung der nahenden Angela. Dann sah er zu Sheila hinüber und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Aber ich muß euch jetzt noch erklären, warum der Mond so wichtig war. Sie konnten den Auszug nicht antreten, ehe nicht der Halbmond hinterm Geäst der Zauberbäume emporstieg.“

„Warum nicht?“

„Das werd ich euch gleich berichten. In jenen Tagen hatten die Menschen, besonders jener Stamm brauner Phwataleute, Hochachtung vor der Schönheit. Schöne Dinge wie etwa Mutti, Weihnachtsgeschenke, oder heurige Kartoffeln machten großen Eindruck auf sie. Und ehe sie sich auf ein Unternehmen einließen, mußten sie ein Omen haben.“

„Omen, was ist das?“

„Ihr wißt doch, was ein Amen ist, es kommt immer am Schluß, na, und ein Omen kommt am Anfang und bringt Glück. Und das Omen mußte schön sein. Nun war der Halbmond das Schönste, was es in der dünnen Jahreszeit gab, drum mußten sie warten, bis er durchs Geäst der Zauberbäume zu ihnen kam, wie ihr eben Mutti durch die Tür zu uns kommen saht.“

„Aber der Mond hat doch keine Füße.“

„Nein, die Mondfrau schwimmt in einem Kahn. Und an einem klaren Abend schwamm sie heran, schöner als alles Schöne auf Erden, schlank und herrlich anzuschauen. Mit so gutigem Blick sah sie die Männer an, daß alle wußten, ihr Auszug müsse erfolgreich sein. Sie neigten sich tief vor ihr und sagten: „Glückbringendes Omen, wenn du mit uns ziehst, dann wandern wir furchtlos durch sandige Wüsten und über die wilden Wasser des Meers, dich vor unsern

Augen. Und das Glück, das du uns bringst, macht uns selig in alle Ewigkeit. Amen.' Nach diesem Gebet stieg der Phwatastamm in die Baumkähne, Mann für Mann und Frau für Frau, bis alle in den Booten saßen. Und durchs Geäst der Zauberbäume lugte die Mondfrau hervor und segnete sie mit ihren Blicken. Doch ein Mann war zurückgeblieben, ein alter Phwataknahe, der sich so sehr nach der Mondfrau sehnte, daß er darüber alles andre vergaß und auf sie zukroch, in der Hoffnung, er könnte vielleicht ihre Fußspitzen berühren.“

„Sie hatte doch gar keine Füße!“

„Er glaubte eben, sie habe welche. Ihm kam der Halbmond wie eine Frau vor, ganz aus Silber und Elfenbein; und so kroch er zwischen den Zauberbäumen ein und aus und konnte sie nicht erreichen, sie war ja die Mondfrau und fern, so fern.“

Adrian schwieg. Einen Augenblick herrschte tiefe Stille. Dann rief er: „Fortsetzung folgt,“ und eilte hinaus. Angela holte ihn in der Halle ein.

„Adrian, du verdirbst mir die Kinder. Ihr Interesse an den technischen Errungenschaften der Gegenwart darf nicht länger durch Märchen und Fabeln gestört werden, begreifst du das nicht? Als du fort warst, fragte mich Ronald: ‚Mutti, glaubt denn Onkel Adrian wirklich, daß du die Mondfrau bist?‘“

„Und was gabst du ihm drauf zur Antwort?“

„Etwas Diplomatisches. Aber sie setzen einem scharf zu, die kleinen Kobolde.“

„Geh, sing mir doch das Negerlied vom ‚Wasserträger‘ vor, ehe Dinny und der Amerikaner kommen.“

Während sie so saß und sang, ruhte Adrians Blick in stummer Anbetung auf ihr. Sie hatte eine gute Stimme und

trug jenes seltsam bestrickende Lied anmutig vor. Kaum waren die letzten Töne verklungen, da meldete das Stubenmädchen:

„Miß Cherrell. Professor Hallorsen.“

Hoherhobenen Hauptes trat Dinny ein, Adrian vermochte den Ausdruck in ihren Augen kaum zu deuten. Schuljungen sahn so drein, wenn sie drangingen, einen ‚Neuling‘ durchzuwalken. Nach ihr kam Hallorsen; riesengroß wirkte er in diesem kleinen Empfangszimmer, seine Augen blitzten vor gesunder Kraft. Als ihm Dinny vorgestellt wurde, machte er eine tiefe Verbeugung. „Vermutlich Ihre Tochter, Herr Kustos?“

„Nein, meine Nichte; eine Schwester des Hauptmanns Hubert Cherrell.“

„Ah, wirklich? Es ist mir eine Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen, gnädiges Fräulein.“

Adrian gewahrte, wie die Blicke der beiden sich trafen und kaum wieder voneinander loskamen.

„Professor, wie behagt es Ihnen im Piedmont-Hotel?“

„Die Küche ist ausgezeichnet, zu viel Amerikaner sind mir dort.“

„Die nisten jetzt dort wohl wie die Schwalben?“

„Stimmt! Aber in vierzehn Tagen sind wir alle wieder auf und davon geflogen.“

Dinny war jeder Zoll eine Engländerin; überdies hatte der Kontrast zwischen Hallorsens blühender Gesundheit und Huberts erschöpftem Aussehn ihren Groll sogleich noch erhöht. So ließ sie sich denn neben diesem Urbild eines Manns und Eroberers nieder, fest entschlossen, ihm möglichst viel Pfeile in den Leib zu bohren. Hallorsen wurde jedoch sofort von Angela ins Gespräch gezogen. Dinny hatte noch nicht ihre Suppe ausgelöffelt (Kraftbrühe mit einer Dörripflaume),

da maß sie ihn verstoßen und änderte ihren Plan. Schließlich war er hier ja doch Fremder und Gast und sie nach allgemeiner Ansicht eine Dame; man mußte es auch anders deichseln können, viele Wege führen nach Rom. Nein, sie wollte ihm keine Pfeile in den Leib bohren, sie würde ihn mit honigsüßem Lächeln berücken. Das war taktvoller gegenüber Angela und Onkel Adrian und aussichtsvoller für das Gelingen ihres Kriegsplans. Mit bewundernswerter Schläue verhielt sie sich zunächst abwartend; als sich Hallorsen dann in das verfängliche Gebiet der englischen Politik hinauswagte — er sah sie augenscheinlich als bedeutende Offenbarung menschlicher Tatkraft an —, warf sie ihm einen ihrer Botticelliblicke zu und meinte:

„Wir sollten uns mit der Politik Amerikas ebenso ernsthaft befassen wie mit der unsern. Aber ist sie denn wirklich ernst zu nehmen?“

„Kaum, Miß Cherrell, bin ganz Ihrer Meinung. Für die Politiker der ganzen Welt gibt es nur ein Gebot: ‚Wenn du in der Regierung sitzt, sag nur ja nicht dasselbe wie in der Opposition; sonst mußt du am Ende das durchführen, was schon deine Vorgänger als undurchführbar erkannt haben‘. Zwischen den Parteien gibt es meiner Meinung nach nur einen wirklichen Unterschied: die eine sitzt im Staatsomnibus auf den Bänken, die andere hält sich taumelnd an den Griffen fest.“

„In Rußland liegt das, was von der andern Partei noch geblieben ist, jetzt wohl unter den Bänken.“

„In Italien ebenfalls,“ bemerkte Angela.

„Und Spanien?“ fügte Adrian hinzu.

Hallorsen ließ ein Lachen hören, das ansteckend wirkte. „Diktaturen sind keine politischen Systeme,“ erklärte er. „Diktaturen sind Hanswurstiaden.“

„Sie sind kein Spaß, Professor!“

„Oder ein schlechter, Professor!“

„Was verstehn Sie unter Hanswurstiaden, Professor?“

„Bluff. Mag sich auch die Natur der Menschen geraume Zeit den Vorschriften des Diktators scheinbar fügen, endlich wird der Bluff doch offenbar und — schwupps! ist er weg.“

„Wenn aber die Mehrheit des Volks mit der Diktatur einverstanden ist,“ wandte Angela ein, „dann ist sie doch eine demokratische, vom Volk anerkannte Regierungsform?“

„Höchstens dann, Mrs. Forest, wenn sie von der Mehrheit des Volks jährlich neu bestätigt wird.“

„Diktatoren setzen viel durch,“ bemerkte Adrian.

„Das Land zahlt einen hohen Preis dafür, Herr Kustos. Denken Sie nur an Diaz in Mexiko. Zwanzig Jahre hindurch machte er aus seinem Land den Garten Eden, aber was ist seit seinem Rücktritt dann geworden? Man kann aus dem Volk nicht für die Dauer etwas herausholen, was es noch nicht in sich hat.“

„Unser politisches System und das Ihre, Professor, nicht minder,“ erklärte Adrian, „kranken daran, daß eine ganze Menge von Reformen, die der gesunde Menschenverstand des Volks herbeiwünscht, darum nie zur Ausführung gelangen, weil unsre kurzlebigen Politiker sich nicht dafür einzusetzen wagen, aus Angst, sie könnten die Macht verlieren, die sie sowieso gar nicht besitzen.“

„Tante May,“ murmelte Dinny, „meint, man könne der Arbeitslosigkeit dadurch steuern, daß man von Staats wegen die Elendsviertel niederreißen und gesunde Wohnungen bauen läßt. So könnte man zwei Fliegen mit einem Schlag treffen.“

„Eine ausgezeichnete Idee!“ rief Hallorsen und wandte ihr das strahlende Gesicht voll zu.

„Dieser Antrag fände starke Gegner: Die Zinsgeier der Elendsviertel, die Geldmenschen, die ihr Kapital hineinsteckten, und die Bauunternehmer,“ bemerkte Angela.

„Und zu all dem erfordert die Geschichte einen Haufen Geld,“ fügte Adrian hinzu.

„Spielend leicht zu machen,“ meinte Hallorsen. „Ihr Parlament könnte zur Durchführung dieser für das Volkwohl so wichtigen Sache eine Anleihe beschließen; was wäre denn mit einer solchen Staatsanleihe schon gewagt? Das Geld fließt doch zurück und wird ja nicht wie bei einer Kriegsanleihe verpulvert. Was kostet England die Arbeitslosenunterstützung?“

Niemand wußte Bescheid.

„Ich bin der Ansicht, man könnte durch den Wegfall dieser Unterstützung die Zinsen einer großen Anleihe decken.“

„In der Politik,“ meinte Dinny zuckersüß, „tut nichts so not wie schlichtes Vertrauen. Darin sind Ihre Landsleute uns über, Professor Hallorsen.“

In die Züge des Amerikaners trat flüchtig ein Ausdruck, als wollte er sagen: „Honig um den Bart!“

„Allerdings hatten wir eine gehörige Portion schlichten Vertrauens, als wir nach Frankreich in den Kampf gegen Deutschland zogen. Aber wir haben diesen Vorrat aufgezehrt. In der nächsten Zeit werden wir uns auf die Sorge um das Heimatland beschränken.“

„Habt ihr euch euer schlichtes Vertrauen bis auf den heutigen Tag bewahrt?“

„Ich fürchte, das war einmal, Miß Cherrell. Damals hielt es unter zwanzig nicht einer für möglich, daß die Deutschen uns dort drüben verdreschen könnten.“

„Ich gebe mich geschlagen, Professor.“

„Bitte, kein Anlaß. Sie beurteilen Amerika nach den Verhältnissen in Europa.“

„Denken Sie doch an Belgien, Professor,“ warf Angela ein. „Auch bei uns gab es zu Kriegsbeginn noch schlichtes Vertrauen.“

„Verzeihung, gnädige Frau, aber ging Ihnen der Einfall in Belgien wirklich so nah?“

Adrian zog mit der Gabel Kreise auf dem Tischtuch. Er blickte auf und antwortete Hallorsen:

„Mir persönlich gewiß. Vielleicht gab dieses Ereignis bei der Heeresleitung, Admiralität und Hochfinanz nicht den Ausschlag, vielleicht auch nicht bei einem Großteil der Gesellschaft, bei den Politikern und so weiter. Sie alle wußten, daß wir im Kriegsfall so gut wie sicher auf die Seite Frankreichs treten mußten. Aber einfachen Leuten wie mir und zwei Dritteln der über die politische Lage nicht so genau informierten Bevölkerung, der Arbeiterklasse, eigentlich der ganzen Nation schien der Einfall in Belgien das Entscheidende. Es war, als ginge ein berghoher Riese auf einen winzigen Knirps los, der aber hielt ihm mannhaft und unerschrocken stand.“

„Treffend formuliert, Herr Kustos,“ rief Hallorsen.

Dinny schoß das Blut in die Wangen. War dieser Mann wirklich so großmütig? Dann kam sie sich Hubert gegenüber beinahe wie eine Verräterin vor und bemerkte säuerlich:

„Der Anblick Belgiens soll sogar Roosevelt aufgerüttelt haben.“

„Er hat so manchen von uns aufgerüttelt, Miß Cherrell. Doch wir waren ja dem Kriegsschauplatz so fern und nur Ereignisse, die sich in der Nähe abspielen, peitschen das Gemüt auf.“

„Stimmt. Und wie Sie ja selbst sagen, wart ihr weit

vom Schuß und habt erst gegen Kriegsende eingegriffen.“

Hallorsen blickte fest in ihre etwas herausfordernde Miene, verneigte sich und schwieg.

Als er nach diesem seltsamen Abend von ihr Abschied nahm, fügte er hinzu:

„Ich fürchte, Sie sind mir böse, Miß Cherrell.“

Dinny lächelte und blieb stumm.

„Dennoch hoffe ich, Sie wiederzusehn.“

„So! Weshalb denn?“

„Nun, ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Sie Ihre Meinung über mich noch ändern werden.“

„Professor Hallorsen, ich habe meinen Bruder sehr lieb.“

„Ich habe Ihrem Bruder mehr vorzuwerfen als er mir, davon bin ich noch immer überzeugt.“

„Darüber werden Sie hoffentlich bald Klarheit erhalten.“

„Das klingt ja wie eine Kampfansage.“

Dinny warf den Kopf zurück.

Sie ging auf ihr Zimmer, zu Bett; verdrossen biß sie sich die Lippe. Den Feind hatte sie weder überrumpelt noch bezaubert, sie empfand auch keinen ausgesprochenen Haß gegen ihn, sondern war sich über ihre Gefühle selbst nicht recht im klaren.

Seine Größe gab ihm eine peinliche Überlegenheit über die andern. „Er gleicht einem jener Helden aus den Wildwestfilmen,“ dachte sie, „der eines der halb verzweifelten, halb erwartungsvollen Mädeln von der Farm entführt — wie der einen nur anschaut! Als hätt er einen schon vor sich auf dem Sattelknopf. Ein urwüchsiger Kraftkerl in Frack und weißer Weste. Ein starker, aber gewiß kein stiller Mann.“

Ihr Zimmer lag auf der Gassenseite, vom Fenster aus sah sie die Themse, die Platanen des Kais und den weiten, sternklaren Nachthimmel.

„Wer weiß,“ sagte sie laut zu sich, „vielleicht kommst du nicht so rasch aus England fort, wie du glaubst.“

„Darf ich herein?“

Dinny wandte sich um und sah Angela im Turrahmen stehn.

„Wie gefällt dir unser Freund, der Feind? Adrian kann ihn gut leiden.“

„Onkel Adrian lebt zu viel unter Gebeinen. Drum steigt ihm der Anblick eines Menschen von Fleisch und Blut zu Kopf.“

„Mag sein. Dieser Hallorsen ist der Typ eines männlichen Manns, ein Kerl, den die Frauen anbeten. Aber du hast dich tapfer gehalten, Dinny, anfangs schillerten deine Augen allerdings so grün wie Katzenaugen.“

„Jetzt gewiß noch grüner, da ich ihn ohne Kratzer entwischen ließ.“

„Tut nichts, wirst schon noch Gelegenheit dazu finden. Adrian hat ihm für morgen eine Einladung nach Lippinghall überbracht.“

„Was?!“

„Du hast weiter nichts zu tun, als dort zwischen ihm und Saxenden Zwietracht zu saen, und Hubert hat gewonnenes Spiel. Adrian hat es dir nicht erzählt, aus Angst, du könntest deine Freude verraten. Der Professor möchte die Jagd in England kennen lernen. Der arme Kerl hat keine Ahnung, daß er dabei in den Käfig der Löwin hineintappt. Deine Tante Emily wird ihm gegenüber entzückend lebenswürdig sein.“

„Hallorsen!“ murmelte Dinny. „Er muß skandinavischer Herkunft sein.“

„Seine Mutter stammt, wie er mir sagte, aus alter anglo-amerikanischer Familie, vermählte sich aber mit einem zugewanderten Nordländer. Im Staat Wyoming ist er daheim.“

„Die weiten, offenen Prärien. Angela, warum bringt mich

nur der Ausdruck ‚männlicher Mann‘ so in Harnisch?“

„Weißt du, das wirkt wie ein Zimmer mit einem Strauß flammender Sonnenblumen. Doch ‚männliche Männer‘ sind nicht nur in den weiten Prarien zu Hause. Auch Saxenden gehört zu dieser Gattung, wie du bald merken wirst“

„Da bin ich aber neugierig!“

„Jawohl. Gute Nacht, liebe Dinny. Möge kein ‚männlicher Mann‘ dich im Traum heimsuchen!“

Als Dinny sich entkleidet hatte, holte sie wieder Huberts Tagebuch hervor und überlas nochmals eine Stelle, auf die sie beim Blättern gestoßen war: ‚Fühl mich hundsmiserabel heut abends, geradezu krepirt. Nur der Gedanke an Condaford hält mich noch aufrecht. Möcht wirklich wissen, was der alte Dr. Foxham sagte, wenn er mich hier beim Kurieren der Maultiere sehn könnte. Ich hab da ein Gebräu gegen ihre Kolik erfunden, das dreht einem den Magen um, wenn man nur dran riecht; aber es bringt die Biester bald wieder auf die Beine. Na, der Herrgott muß in guter Laune gewesen sein, als er die Eingeweide der Maultiere schuf! Gestern nachts hab ich geträumt, ich steh zuhaus am Rand unsres Jagdgehegs und vor mir flattert ein Schwarm Fasanen auf. Doch um keinen Preis der Welt war ich imstande, den Hahn zu spannen — scheußlich, total gelähmt. Ich muß immer an den alten Haddon denken, wie er mich als Kind aufs Pferd setzte, und an seine Mahnung: ‚Vorwärts, Master Bertie! Die Beine anpressen, an der Mahne festhalten!‘ Der gute alte Haddon! Ein origineller Kauz. Endlich hat der Regen aufgehört. Es ist trocken, zum ersten Mal seit zehn Tagen. Und Sterne gucken hervor.

„Ein Schiff, ein Eiland, dort des Mondes Sichel,
Nur wenig Sterne, doch wie grell sie flimmern!“

Könnt ich nur schlafen . . .‘

ACHTES KAPITEL

Die seltsam unregelmäßige Bauart, die für altenglische Landsitze so charakteristisch ist, trat bei Schloß Lippinghall besonders deutlich zutage — kein Zimmer glich dem andern. Wenn die Gäste ein Zimmer betraten, war es, als wollten sie sich dort häuslich niederlassen, und während ihres Aufenthalts atmeten sie in jedem dieser Zimmer eine andre Atmosphäre, fanden ganz andre Möbel als in den Nachbarräumen. Auch fühlten sie gar nicht die Verpflichtung, sie beim Weggehen so zurückzulassen, wie sie die Zimmer beim Kommen vorgefunden, wußten auch kaum mehr, wie sie damals ausgesehen.

Wertvolle Antiquitäten standen mitten unter gewöhnlichen Möbeln herum, die dem Gebrauch oder der Behaglichkeit dienten. Altersbraune oder gelbliche Ahnenbilder hingen noch braunern, noch gelbern holländischen oder französischen Landschaften gegenüber, hie und da gab es einen entzückenden alten Kupferstich und anmutige Miniaturen. Mindestens in zwei Zimmern befanden sich schöne alte Kamine mit Gittern, auf denen man bequem sitzen konnte. Im Dunkel kam unerwartet hier und dort eine Treppe zum Vorschein. Die Gäste konnten sich nur schwer merken, wo ihre Schlafzimmer lagen, und hatten es bald wieder vergessen. In einem solchen Zimmer stand etwa ein äußerst kostbarer alter Kleiderschrank aus Kastanienholz, ein prachtvoll stilechtes Himmelbett, eine Fensterbank mit Kissen, und

an den Wänden hingen ein paar französische Kupferstiche. An jedes dieser Wohnzimmer schloß sich ein Schlafrum mit schmalen Bett und ein kleines Badezimmer, in dem man stets Badesalz vorfand.

Einer der Monts war Admiral gewesen; drum lauerten in den Winkeln der Korridore seltsame alte Landkarten, deren Meer drachenschwänzige Galionen durchkreuzten. Ein anderer, Sir Lawrences Großvater, der siebente Baronet, hatte eine Leidenschaft für Wettrennen, noch jetzt konnte man an den Wänden die Anatomie des vorbildlichen Rassepferds und den Jockey seiner Zeit studieren. Der sechste Baronet, der älter geworden war als seine Väter, ein Diplomat, hatte Stiche aus der frühviktorianischen Epoche hinterlassen, die Bilder seiner Frau und Töchter in Krinolinen, sein eigenes mit langen Bartkoteletten. Von außen wies das Schloß den Stil der Epoche Karls des Ersten auf, hie und da gemahnte eine Einzelheit an die Zeiten Georgs des Dritten und Vierten, ja sogar an die viktorianische Periode — der sechste Baronet hatte ab und zu seiner Neuerungssucht die Zügel schießen lassen. Das einzig Moderne an dem ganzen Haus waren die Licht- und Wasserleitungen.

Als Dinny Mittwoch des Morgens zum Frühstück herabkam — die Jagdgesellschaft sollte um zehn Uhr aufbrechen — saßen schon drei der Damen und alle Herren außer Hal-lorsen beim Frühstück oder holten sich eben ihr Essen von den Buffettischen. Sie glitt in einen Stuhl neben Lord Saxenden; er erhob sich ein wenig und sagte:

„Morgen!“

„Dinny,“ rief Michael von der Anrichte her, „Kaffee, Kakao oder Ingwerbier gefällig?“

„Kaffee und Brathering, Michael.“

„Brathering ist keiner da.“

Lord Saxenden blickte auf. „Was, kein Brathering?“ und wandte sich wieder der Wurst auf seinem Teller zu.

„Schellfisch?“ fragte Michael.

„Nein, danke.“

„Und was willst du, Tante Wilmet?“

„Indisches Risibisi.“

„Kein Risibisi da. Nieren, Speck, Rührei, Schellfisch, Schinken, kalte Rebhuhnpastete.“

Lord Saxenden erhob sich. „Ah! Schinken!“ und ging zur Anrichte hinüber.

„Also, Dinny?“ fragte Michael

„Nur ein wenig Jam, bitte.“

„Stachelbeer-, Erdbeer-, Johannisbeer- oder Orangenjam?“

„Stachelbeer.“

Lord Saxenden kam mit einem Teller Schinken auf seinen Platz zurück und begann während des Essens einen Brief zu lesen. Dinny konnte aus seinem Gesichtsausdruck nicht recht klug werden, er hielt den Blick gesenkt und den Mund hatte er ganz voll. Saxenden war rotbackig, die blonden Haare und der Schnurrbart spielten ins Graue; vierschrötig saß er bei Tisch da. Plötzlich wandte er sich an Dinny:

„Verzeihn Sie, daß ich jetzt lese. Ein Brief von meiner Frau. Sie liegt krank.“

„Wie traurig!“

„Scheußlich! Armes Weib!“

Er steckte den Brief in die Tasche, schob einen Happen Schinken in den Mund und sah Dinny an. „Blaue Augen hat er,“ stellte sie fest, „die Brauen sind etwas dunkler als das Haar, sehn wie Angelhaken aus.“ Sie glogzte er drein, als wollte er sagen: „Bin ein fescher Kerl!“ In diesem Augenblick sah Dinny Hallorsen eintreten. Einen Moment

stand er unschlüssig da, dann gewährte er sie und trat auf den leeren Stuhl neben ihr zu.

„Miß Cherrell,“ fragte er mit einer Verbeugung, „darf ich hier Platz nehmen?“

„Selbstverständlich. Dort drüben steht das Essen, falls ein Mann wie Sie ans Essen denkt.“

„Wer ist der Bursche?“ fragte Lord Saxenden, als Hallorsen Futter holen ging. „Wohl ein Amerikaner?“

„Professor Hallorsen.“

„Ach so, der! Verfasser des neuen Buches über Bolivien, wie?“

„Jawohl.“

„Sieht nicht übel aus.“

„Ein männlicher Mann.“

Saxenden warf ihr einen überraschten Blick zu.

„Versuchen Sie doch diesen Schinken. Mir scheint, ich kenne einen Ihrer Onkel von unsrer Studienzeit in Harrow her.“

„Onkel Hilary? Er hat mir davon erzählt.“

„Einmal wettete er mit mir um drei Portionen Erdbeercreme gegen zwei bei einem Wettlauf vom Hügelhang bis zur Turnhalle.“

„Und haben Sie gewonnen, Lord Saxenden?“

„Nein; aber bezahlt hab ich Ihrem Onkel die Wette nie.“

„Warum nicht?“

„Er verstauchte sich den Knöchel, ich verrenkte mir das Knie. Er humpelte noch bis zum Tor der Turnhalle, ich aber konnte keinen Schritt mehr tun. Wir mußten beide bis zum Ende des Semesters das Bett hüten, dann verließ ich die Anstalt.“ Lord Saxenden kicherte. „Ich schulde ihm die drei Portionen Erdbeercreme noch immer.“

Hallorsen kam an seinen Platz zurück und meinte: „Ich

war der Ansicht, wir Amerikaner hielten viel auf ein ausgiebiges Frühstück. Aber im Vergleich zum englischen heißt das unsre gar nichts.“

„Kennen Sie schon Lord Saxenden?“

„Lord Saxenden,“ wiederholte Hallorsen und verneigte sich leicht.

„Sehr angenehm,“ murmelte der Lord. „Solche Rebhühner wie bei uns gibt's bei euch in Amerika wohl nicht, wie?“

„Nein, glaube kaum. Bin auf diese Rebhuhnjagd schon sehr neugierig. Ein herrlicher Kaffee, Miß Cherrell.“

„Jawohl,“ sagte Dinny, „Tante Emily ist aber auch stolz auf ihren Kaffee.“

Lord Saxenden setzte sich noch vierschrötiger hin. „Versuchen Sie doch diesen Schinken,“ riet er. „Ihr Buch hab ich nicht gelesen.“

„Gestatten Sie, daß ich es Ihnen übersende. Ich werde stolz darauf sein, wenn Sie es lesen.“

Lord Saxenden aß weiter.

„Sie sollten es wirklich lesen, Lord Saxenden,“ erklärte Dinny. „Ich sende Ihnen ein andres über dasselbe Thema.“

Lord Saxenden glotzte sie an.

„Zu nett von Ihnen beiden,“ meinte er. „Ist das Erdbeerkuchen?“ und er langte schon danach.

„Miß Cherrell,“ bat Hallorsen leise, „lesen Sie doch, bitte, mein Buch und bezeichnen Sie mir die Stellen, die Ihrer Ansicht nach Ihrem Bruder Unrecht tun. Als ich es schrieb, war ich schwer verstimmt.“

„Glauben Sie, das kann jetzt noch nützen?“

„Bei der zweiten Auflage könnte ich diese Stellen auf Ihren Wunsch streichen.“

„Sehr liebenswürdig von Ihnen,“ gab Dinny eisig zu-

rück, „aber, Professor, das Übel ist nun einmal geschehn.“

„Ich bin wirklich trostlos, daß ich Sie gekränkt habe,“ erklärte Hallorsen noch leiser.

„Keinen Pfifferling machst du dir draus!“ hätte Dinny gern gerufen, über und über erglühend vor Zorn, Triumph, Eifer und Lachlust.

„Meinen Bruder haben Sie verletzt, nicht mich.“

„Vielleicht ließe sich das durch eine Aussprache wieder gutmachen.“

„Kaum.“ Und Dinny erhob sich.

Hallorsen stand gleichfalls auf und verneigte sich, als sie fortging.

„Furchtbar höflich,“ dachte sie.

Den Vormittag verbrachte sie mit dem Tagebuch auf einem zwischen Eibenbäumen ganz versteckten Fleck des Gartens. Die Sonne schien hier so warm, um die Cinerarien, Maßliebchen, Dahlien, Stockrosen und Asten summten Bienen; alles wirkte beruhigend. In diesem abgeschiednen Gartenwinkel überkam sie neuerdings heftiger Widerwille davor, Huberts geheimste Gefühle aller Welt zu enthüllen. Das Tagebuch enthielt freilich kein sentimentales Gewinsel; doch es gab Huberts seelische und körperliche Wunden so schonungslos preis, wie man sie nie und nimmer vor fremden Augen entblößen soll. Aus einiger Entfernung vernahm sie immer wieder Schüsse, stützte sich mit den Ellbogen auf die Eibenhecke und sah über die Felder nach der Richtung, aus der die Schüsse kamen.

„Da bist du ja!“ rief eine Stimme.

Hinter ihr stand die Tante, in einem Riesenstrohhut, der ihr bis auf die Schultern reichte, und hinter der Tante standen zwei Gärtner, die sie nach dem Dioskurenpaar ‚Boswell und Johnson‘ nannte.

„Jetzt komm ich zu dir, Dinny. Boswell und Johnson, ihr könnt gehn. Am Nachmittag wollen wir dann den Portulak besichtigen.“ Sie hob den Kopf und lugte unter der geschweiften Riesenkrempe ihres Gartenhuts hervor. „Ein Strohgeflecht aus Majorca,“ erklärte sie, „schützt so gut vor der Sonne.“

„Boswell und Johnson? Was bedeutet das, Tantchen?“

„Boswell hatten wir schon länger, dann gabelte dein Onkel auch Johnson auf und nun laßt er sie immer zusammen arbeiten. Fleur muß meine Gartenschere verkramt haben. Was hast du denn da, Dinny?“

„Huberts Tagebuch“

„Deprimierend?“

„Jawohl.“

„Ich hab mir diesen Professor Hallorsen angeschaut — den müssen wir noch kleinkriegen.“

„Versetzt ihm eins, Tantchen.“

„Hoffentlich schießen sie ein paar Hasen,“ meinte Lady Mont. „Junger Hase ist auf dem Speisezettel immer willkommen. Wilmet und Henrietta Bentworth stimmen schon wieder in einem Punkt überein: daß sie in keinem Punkt übereinstimmen.“

„So? Worüber sind sie denn verschiedner Ansicht?“

„Ich konnte mich nicht so eingehend damit befassen — sie stimmen ja nie überein. Henny ist so lang Hofdame gewesen, du weißt ja.“

„Wirkt das so verhängnisvoll?“

„Henny ist eine liebe Frau, ich kann sie gut leiden. Aber sie gackert wirklich wie eine alte Henne. Was hast du mit diesem Tagebuch vor?“

„Ich will es Michael zeigen und ihn um Rat fragen.“

„Gib nichts auf seinen Rat,“ sagte Lady Mont, „er ist

ein lieber Kerl, aber gib lieber nichts darauf. Er kennt übrigens eine Menge komischer Leute — Verleger, undso weiter.“

„Drum möcht ich mich ja an ihn wenden.“

„Wende dich lieber an Fleur, die hat einen hellen Kopf. Habt ihr in Condaford auch solche Cinerarien? Mir scheint, Adrian ist ein wenig ubergeschnappt.“

„Aber Tante!“

„Geht herum wie ein Mondsüchtiger; man kann gar nicht an ihn herankommen. Ich durfte es ja natürlich nicht vor dir sagen, Kind, aber ich denke, er sollte sie kriegen.“

„Das mein ich auch, Tantchen.“

„Er will aber nicht.“

„Oder sie will nicht.“

„Keins von beiden will; ich weiß wahrhaftig nicht, wie man das einfädeln könnte. Sie ist vierzig.“

„Wie alt ist denn Onkel Adrian?“

„Unser Nestkuken, der jungste außer Lionel. Ich bin neunundfunzig,“ erklärte Lady Mont entschlossen. „Ich bin wirklich schon neunundfunzig, dem Vater sechzig. Deine Großmutter muß sich sauber mit uns geschunden haben, als sie sich mit unsrer Produktion so beeilte. Was hältst denn du vom Kinderkriegen?“

„Na, bei Eheleuten mag es noch angehn,“ murmelte Dinny, „mit Maß natürlich.“

„Bei Fleur soll ein zweites kommen — im März. Ein ungünstiger Monat. Unvorsichtig von den beiden! Wann wirst denn du heiraten, Dinny?“

„Wenn meine Liebe zu grünen anfängt — eher nicht.“

„Sehr vernunftig. Aber nimm nur ja keinen Amerikaner.“

Dinny wurde rot und fragte mit seltsam gefährlichem Lächeln:

„Zum Kuckuck, warum sollt ich denn grade einen Amerikaner heiraten?“

„Man kann nie wissen,“ meinte Lady Mont und pflückte eine welke Aster; „es hängt schließlich davon ab, wer sich um dich bemüht. Vor unsrer Hochzeit hat sich Lawrence so um mich bemüht!“

„Heut doch auch noch, Tantchen. Ist das nicht wunderbar?“

„Still, Gelbschnabell!“

Und Lady Mont versank hinter ihrem Riesenhut in Träume.

„Weil du just vom Heiraten redest, Tante Emily, ich wollt, ich fände ein Mädchen für Hubert. Er müßte unbedingt Ablenkung haben.“

„Laß das durch eine Ballettratte besorgen,‘ würde dein Onkel sagen,“ meinte Lady Mont.

„Vielleicht weiß Onkel Hilary eine, die er uns warm empfehlen könnte.“

„Bist ein schlimmes Mädels, Dinny, ich hab das immer geahnt. Aber laß mich nachdenken. Da war doch ein Mädchen — nein, sie hat geheiratet.“

„Na, vielleicht ist sie jetzt schon geschieden.“

„Nein, sie will sich erst scheiden lassen, glaub ich, aber das geht nicht so geschwind. Ein entzückendes kleines Geschöpf.“

„Glaub's gern. Denk doch weiter nach, Tantchen.“

„Diese Bienen,“ erwiderte Lady Mont, „gehören Boswell. Italienische Rasse. Lawrence nennt sie immer Fascisten.“

„Aha! Schwarze Hemden und leere Köpfe. Sie schwirren tatsächlich überaus geschäftig herum.“

„Und ob! Sie fliegen beständig umher und stechen einen,

wenn man sie reizt. Mir gegenüber benehmen sie sich übrigens sehr nett.“

„Da sitzt eine auf deinem Hut, Tantchen Soll ich sie herunterholen?“

„Laß!“ rief Lady Mont, warf den Kopf zurück und vergaß den Mund zu schließen. „Ah, da fällt mir etwas ein, eine junge Dame für Hubert — Jeanne Tasburgh, die Tochter unsres Pfarrherrn — aus sehr guter Familie. Natürlich kein Geld.“

„Gar keins?“

Lady Mont schüttelte den Kopf, daß ihr Hut ins Schwancken geriet. „Arm wie eine Kirchenmaus. Aber hubsch ist sie — erinnert an eine Leopardin.“

„Dürft ich sie einmal besehn? Ich kenne Huberts Antipathien so ziemlich.“

„Ich werd sie zum Dinner laden. Zu Haus kriegen sie einen Schlangenfraß. Eine Tasburgh hat einmal in unsere Familie geheiratet, mir scheint, zur Zeit König Jakobs, also ist sie eure Base — allerdings eine sehr entfernte Verwandte. Ein Sohn ist auch da, glattrasiert, springlebendig, dient bei der Marine. Jetzt ist er, glaub ich, daheim im Pfarrhaus auf Urlaub. Bitte sei so lieb und nimm mir die Biene vom Hut!“

Dinny fing mit ihrem Taschentuch die kleine Biene von dem großen Hut herunter, hielt sie ans Ohr und bemerkte:

„Ich hör die kleinen Dinger noch immer so gern summen!“

„Den lad ich auch ein,“ sagte ihre Tante. „Alan heißt er, ein hutscher Junge.“ Ihr Blick fiel auf Dinnys Haar. „Welch hübsche Haarfarbel Mispelfarben. Hat Ausichten, hör ich, ich weiß nur nicht, welche. Wurde im Krieg in die Luft gesprengt.“

„Und kam hoffentlich wieder heil und ganz herunter, Tantchen?“

„Jawohl. Er hat dafür irgendeine Auszeichnung erhalten. Jetzt, sagt er, ist es bei der Marine furchtbar fad. Nichts als Winkelmessen, Räderwerk und Gestank. Frag ihn nur selber.“

„Und das Mädchen, Tante Emily? Warum hast du sie vorhin mit einer Leopardin verglichen?“

„Wenn sie dir ins Gesicht schaut, glaubst du, ein Leopard springt dich an. Ihre Mutter ist tot. Sie fuhr das Kommando über die ganze Pfarre“

„Mit Hubert wird sie dann wohl auch herumkommandieren?“

„Mit jedem, der sich erdreistet, ihm zu befehlen“

„Hm! Soll ich vielleicht deine Einladung in den Pfarrhof bringen?“

„Ich werd Boswell und Johnson senden,“ erwiderte Lady Mont. „Doch halt!“ rief sie dann und blickte auf die Armbanduhr, „die sind gewiß schon zum Mittagessen gegangen; ich richte meine Uhr immer nach ihnen. Begeben wir uns selbst hin, Dinny, es ist nur ein paar hundert Schritt weit. Soll ich einen andern Hut nehmen?“

„Keine Idee, Liebe.“

„Gut, dann gehn wir gleich hier hinaus.“ Unter den Eibenbäumen schritten sie ans andre Ende des Parks, stiegen ein paar Stufen hinab und kamen auf einem grasbewachsenen Weg durch eine Zauntur zum Pfarrhaus. Dinny blieb in der mit Schlinggewächsen umrankten Vorhalle stehn und hielt sich hinter dem Hut ihrer Tante verborgen. Die Tür stand offen, die dämmrige getäfelte Halle roch nach dürren Rosenblättern und altem Holz und wirkte einladend. Von innen rief eine Frauenstimme: „A-lan!“

Eine Männerstimme rief zurück. „Hallo?“

„Macht es dir was aus, wenn wir kalten Lunch haben?“

„Klingel ist keine da,“ erklärte Lady Mont, „am besten, wir klopfen.“ Beide klopfen.

„Was zum Kuckuck ist los?“ Im Türrahmen erschien ein junger Mann in grauem Flanellanzug. Er hatte ein breites braunes Gesicht, dunkles Haar und tiefliegende graue Augen, die grade und offen blickten

„O!“ rief er. „Lady Mont! . . . Hallo, Jeanne!“ Dann begegnete er hinter Lady Monts Hut einem Blick aus Dinny's Augen und lächelte, wie nur ein Schiffsleutnant lächelt.

„Alan, könnten Sie heut abend mit Jeanne zum Dinner kommen? Dinny, das ist Alan Tasburgh. Alan, wie gefällt Ihnen mein Hut?“

„Ein Prachtexemplar, Lady Mont“

Da kam federnden Schritts ein schlankes, prächtig gebautes Mädchen herbei. Sie trug einen rehbraunen ärmellosen Jumper und gleichfarbigen Rock, Arme und Wangen waren fast ebenso braun. Dinny verstand jetzt den Vergleich der Tante. Sie hatte breite Backenknochen, ein spitz zulaufendes Kinn, grünlichgraue, ziemlich tiefliegende Augen unter langen schwarzen Wimpern. Die funkelnden Augen blickten grade; die Nase war feingeformt, die Stirn breit und niedrig, das kurzgeschnittene Haar dunkelbraun. „Ob das die Richtige für ihn ist?“ dachte Dinny. Das Lächeln des Mädchens wirkte so seltsam prickelnd

„Das ist Jeanne,“ erklärte Lady Mont. „Meine Nichte, Dinny Cherrell.“

Mit festem Druck umschloß eine schlanke braune Hand Dinny's Rechte.

„Wo ist Ihr Vater?“ fragte Lady Mont.

„Fort. Bei irgendeinem Pfarrerkonzil. Ich habe ihn gebeten, mich mitzunehmen, doch er ist lieber allein gefahren.“

„Dann ist er vermutlich in London und geht ins Theater.“

Dinny sah, wie das Mädchen der Tante einen raschen Blick zuwarf, sich dann drauf besann, daß sie Lady Mont vor sich habe, und lächelte. Der junge Mann lachte hell auf.

„Ihr kommt doch beide zum Dinner. Schön! Also um viertelneun. Dinny, wir müssen zum Lunch zurück. Schwalbenschwanz!“ klang es noch unter Lady Monts Hutrand hervor, dann verschwand sie durch die Tur.

„Sie haben Gesellschaft im Haus,“ erklärte Dinny dem jungen Mann, der die Brauen emporzog. „Sie meint Frack und weiße Krawatte.“

„Ach so!“ erwiderte Alan. „Jeanne, wirf dich in Staat!“

Die Geschwister standen Arm in Arm in der Halle. „Ein anziehendes Geschöpf!“ dachte Dinny.

„Nun?“ fragte die Tante auf dem grasbewachsenen Weg.

„Hm! Wahrhaftig eine Leopardin! Schön ist sie freilich, aber mir scheint, man muß sie an der Leine halten.“

„Da ist Boswell und Johnson!“ rief Lady Mont, als handle es sich um eine Person. „O Gott! — da muß es zwei Uhr vorbei sein.“

NEUNTES KAPITEL

Eine Weile nach dem Lunch, zu dem Dinny und ihre Tante zu spät gekommen waren, schritt Adrian mit den vier jungen Damen einen Heckenweg entlang zu dem Platz, wo nachmittags die Treibjagd stattfinden sollte. Sie trugen die von den Jägern ubriggelassenen Jagdstöcke, die sich in Klappsessel verwandeln ließen. Adrian ging mit Angela und Cicely Muskham, vor ihnen schritten Dinny und Fleur, die Frau von Dinnys Vetter Michael Mont. Beide hatten sich seit fast einem Jahr nicht gesehen und kannten einander nur wenig. Aufmerksam betrachtete Dinny den ‚hellen Kopf‘, den die Tante ihr empfohlen. Er war wohlgeformt, aufrecht und trug einen kleinen Hut. Das hubsche Gesicht zeigte einen ziemlich harten, aber — wie Dinny fand — hochintelligenten Ausdruck. Die schlanke, tadellos gekleidete Gestalt erinnerte an eine Amerikanerin.

Dinny fühlte, aus einem so klaren Quell könne man zumindest gesunden Hausverstand schöpfen.

„Fleur, unlängst war ich auf dem Polizeigericht; dort las man ein von dir ausgestelltes Sittenzeugnis vor,“ begann Dinny

„Ach richtig! Das schrieb ich nur Onkel Hilary zulieb. Ich weiß von jenem Mädchen nicht das Geringste. Sie verraten einem nichts. Manche Leute schleichen sich freilich in jedermanns Vertraun. Ich kann das nicht und will es auch gar nicht. Sag, sind die Mädchen bei euch auf dem Land zugänglicher?“

„Bei uns daheim haben alle Leute schon seit so langer Zeit mit unsrer Familie zu tun, daß wir von ihnen alles Wissenswerte fruher wissen als sie selbst.“

Prufend sah Fleur sie an.

„Dinny, du verstehst gut mit den Leuten umzugehn. Wirst eine prächtige Gutsherrin und Ahnfrau abgeben. Wenn ich nur wüßte, wer dein Bild malen soll. Es wär an der Zeit, daß endlich einmal ein Porträtist auftaucht, der von den frühitalienischen Meistern etwas gelernt hat. Die Prärraffaeliten haben keine Spur davon. Ihnen fehlen Rhythmus und Humor. Dein Bild müßte beides zum Ausdruck bringen.“

„Sag doch,“ fragte Dinny, „war Michael damals im Parlament anwesend, als Huberts Angelegenheit erörtert wurde?“

„Jawohl, er kam ganz verärgert heim.“

„Bravo!“

„Er wollte die Sache nochmals aufs Tapet bringen, doch zwei Tage darauf wurden die Sitzungen geschlossen. Was hat übrigens das Parlament schon zu bedeuten? Es ist ja doch das letzte, woraus man sich heutzutage etwas macht.“

„Mein Vater, fürcht ich, macht sich aus diesen Dingen entsetzlich viel.“

„Stimmt, er gehört ja zur ältern Generation. Von allen Parlamentsangelegenheiten interessiert weitere Kreise jetzt nur noch das Budget. Kein Wunder, alles läuft am Ende auf die Geldfrage hinaus.“

„Sagst du das auch Michael?“

„Unnötig, der weiß es selbst. Die Parlamentsmaschine produziert nur Steuern, nichts weiter.“

„Schafft doch auch Gesetze?“

„Allerdings, meine Liebe. Aber es tappt immer hinter

den Ereignissen drein, bestätigt nur das, was schon längst allgemein gedacht oder getan wird. Eigene Initiative hat es nie. Wie denn auch? Das wäre ja undemokratisch. Sieh dir doch nur einmal die Verhältnisse im Inland an. Die sind das letzte, worum das Parlament sich kümmert.“

„Wer gibt denn die Initiative?“

„Wer? Hinter den Kulissen werden die Drähte gezogen. Ein höchst wichtiger Platz, die Kulissen. Wem möchtest du denn auf dem Anstand Gesellschaft leisten?“

„Lord Saxenden.“

Überrascht sah Fleur sie an: „Seine schönen Augen haben dir's wohl kaum angetan, sein schöner Titel auch nicht. Warum also?“

„Ich will mich Huberts wegen an ihn heranschlängeln und hab nicht viel Zeit dazu.“

„Aha. Laß dich von mir warnen, Liebe. Dieser Lord Saxenden ist durchaus nicht so harmlos, wie er aussieht. Er ist ein durchtriebener alter Fuchs, übrigens noch nicht einmal so alt. Gibt er etwas, so will er dafür auch etwas haben und zwar sofort. Wie willst du ihn schadlos halten?“

Dinny schnitt eine Grimasse.

„Ich will mein Möglichstes tun. Onkel Lawrence hat mir schon ein paar Winke gegeben.“

„„Hüte dich, Knabe, vorm Zauber der Maid!““ summte Fleur. „Ich geh jetzt zu Michael; der liebe arme Kerl schießt besser, wenn er mich in der Nähe weiß. Bentworth und mein Schwiegervater sind froh, wenn wir sie in Ruhe lassen. Cicely geht natürlich zu ihrem Charles, die beiden sind noch in den Flitterwochen. Angela wird also dem Amerikaner bleiben.“

„Hoffentlich blendet sie ihn so, daß jeder Schuß daneben geht,“ gab Dinny zurück.

„Kaum, der zielt sicher. Richtig, Adrian hab ich vergessen. Na, der wird auf seinem Jagdstuhl hocken und an Angela und vorsintflutliche Gebeine denken.“ —

„So, da sind wir schon. Guck doch durch die Hecke. Dort sitzt Saxenden, einen famosen Platz hat man ihm zugeteilt. Steig über den Zauntritt und schleich dich von hinten an ihn heran. Den schlechtesten Platz an der äußersten Ecke hat man gewiß wieder Michael zugeschanzt.“

Sie verließ Dinny und schritt den Heckenweg hinab. Jetzt erst fiel Dinny ein, daß sie ganz vergessen hatte, Fleur wegen des Tagebuchs um Rat zu fragen. Sie ging zum Zauntritt, kletterte hinüber und schlich sich von der andern Seite behutsam an Saxenden heran. Der Lord stolzierte auf dem ihm zugewiesenen Fleck von einer Hecke zur andern. Neben einer hohen Stange, in die man einen Zettel mit einer Nummer eingeklemmt hatte, stand ein junger Jagdgehilfe mit zwei Gewehren, zu seinen Füßen lag ein Spürhund, dem die Zunge aus dem Maul hing. Die Rüben- und Stoppelfelder jenseits des Heckenwegs stiegen ziemlich steil an, für Dinny, die etwas vom Jagen verstand, war es klar, daß die von den Treibern aufgescheuchten Vögel hier hoch fliegen konnten. „Wenn nicht am Ende Deckung dahinter liegt,“ dachte sie, wandte sich und lugte nach jener Richtung aus. „Keine Deckung!“ Sie stand auf einer ausgedehnten Grasfläche, das nächste Rübenfeld lag mindestens vierhundert Schritt weit. „Bin neugierig,“ überlegte Dinny, „ob er besser oder schlechter schießt, wenn ein weibliches Wesen ihm zuschaut. Na, der sieht mir nicht danach aus, als hätt er Nerven.“ Dann wandte sie sich wieder um und erkannte an seinem Blick, daß er sie bemerkt hatte.

„Ich störe Sie doch nicht, Lord Saxenden? Ich werd ganz ruhig sein.“

Der Lord rückte ein wenig an der Jagdkappe, die vorn und hinten spitz auslief.

„Schon gut!“ brummte er. „Hm!“

„Das klingt nicht sehr ermutigend. Soll ich wieder abziehen?“

„Nein, nein, bleiben Sie nur! Nicht das kleinste Federvieh bring ich heut zur Strecke. Sie werden mir Glück bringen.“

Dinny ließ sich auf ihrem Jagdstuhl neben dem Spürhund nieder und spielte mit seinen Ohren.

„Dreimal hat mich dieser Kerl aus Amerika schon übertrumpft.“

„Wie geschmacklos von ihm!“

„Er schießt auf die unglaublichsten Vögel, doch hol's der Teufel, er trifft sie! Alles Federvieh, das ich verfehle, fliegt ihm vor den Schuß. Wie ein Wilderer geht er auf die Pirsch; erst läßt er die Tiere vorbei, dann wendet er sich rechts oder links um und trifft auf eine Distanz von achtzig Schritt. Wenn ihm die Vögel knapp vor dem Lauf schwirren, sieht er sie nicht deutlich, behauptet er.“

„Gefungen!“ meinte Dinny; leise Anerkennung klang daraus.

„Mir scheint, er hat heute noch kein einziges Mal danebengeschossen,“ bemerkte Lord Saxenden ärgerlich. „Ich fragte ihn, wieso er denn gar so verteufelt gut schießt, und er erwiderte: ‚Auf den Expeditionen hab ich nichts zu essen, wenn ich nichts erjage. Da kann ich mir's nicht leisten, das Wild zu verfehlen.‘“

„Jetzt geht's los, Mylord!“ meldete der Forstgehilfe

Der Spürhund begann zu keuchen. Lord Saxenden griff nach dem einen Gewehr, der Jagdgehilfe machte das andre bereit.

„Eine Kette Rebhühner, links, Mylord.“ Dinny vernahm ein Surren und Schwirren und sah acht Vögel dem Heckenweg zufliegen. Bum-bum! Bum-bum!

„Herrgott im Himmel!“ rief Lord Saxenden. „Was zum Teufel —!“

Dinny sah dieselben acht Vögel über die Hecke hinweg zum andern Ende der Wiese flattern.

Der Spürhund stieß einen halberstickten Laut aus und keuchte noch ärger.

„Das Licht muß hier gräßlich blenden!“ meinte sie.

„Das Licht ist nicht dran schuld,“ erwiderte Lord Saxenden, „meine Leber.“

„Drei Hühner vorm Schuß, Mylord.“

Bum! — Bum-bum! Ein Vogel zuckte, bäumte sich, krümmte sich und fiel ein paar Schritt hinter Dinny zu Boden. Dinny spürte ein seltsames Würgen in der Kehle. Daß ein Wesen, das eben noch so lebendig war, so starr und tot sein konnte! Hühnerjagden waren ihr nichts Neues, doch noch nie hatte sie das Töten so stark empfunden wie diesmal. Die beiden andern Vögel strichen in einiger Entfernung über die Hecke, Dinny sah sie verschwinden und atmete erleichtert auf. Der Spürhund lief, den toten Vogel im Maul, zum Jagdgehilfen, der ihm das Tier abnahm. Dann setzte er sich auf die Hinterbeine und stierte mit heraushängender Zunge noch immer auf den toten Vogel. Dinny sah Speichel von seiner Zunge tropfen und schloß angewidert die Augen.

„Lechzt nach Blut!“ murmelte Lord Saxenden kaum hörbar.

„Nach Blut!“ wiederholte er noch leiser. Dinny schlug die Augen wieder auf und sah, daß er neuerlich das Gewehr hob.

„Eine Fasanhenne, Mylord,“ mahnte der junge Jagd-
gehilfe.

Ein Fasanweibchen flog in mäßiger Höhe hin, als wüßte
sie, ihr habe die Schicksalsstunde noch nicht geschlagen.

„Hm!“ brummte Lord Saxenden und legte den Gewehr-
kolben übers Knie.

„Wild in Sicht, rechts!“ kündete der Jagdbursche.
„Außer Schußweite, Mylord!“

Einige Schüsse knallten; Dinny sah zwei Vögel über
die Hecke davonfliegen, der eine verlor dabei ein paar
Federn.

„Getroffen!“ rief der Jagdgehilfe, beschattete mit der
Hand die Augen und verfolgte ihren Flug. „Fallt schon!“
Der Spurhund begann zu keuchen und blickte zu dem Bur-
schen auf.

Zur Linken erdröhnten Schüsse.

„Verdammt!“ knurrte Lord Saxenden, „mir kommt nichts
vor den Schuß.“

„Ein Hase, Mylord!“ schrie der Jäger, „dort an der
Hecke!“

Lord Saxenden wandte sich rasch und hob das Gewehr.

„Nicht, nicht!“ rief Dinny, doch der Knall übertönte
ihren Ruf. Der Hase, hinten getroffen, hielt im Lauf inne,
dann schleppte er sich noch ein paar Schritt weiter und
heulte zum Erbarmen.

„Faß ihn, faß!“ schrie der Jagdgehilfe.

Dinny hielt sich die Ohren zu und schloß wieder die
Augen.

„Verdammt!“ knurrte Lord Saxenden, „ins Hinterteil ge-
troffen!“ Durch die geschlossenen Lider fühlte Dinny seinen
kalten, starren Blick. Als sie die Augen wieder aufschlug,
lag der Hase tot neben dem Rebhuhn. Wie unglaublich

sankt er aussah! Plötzlich erhob sie sich, wollte gehn, besann sich aber und nahm wieder Platz.

Ach was, es war doch einerlei — ehe die Jagd nicht zu Ende war, mußte sie überall die Gewehrsalven hören. Wieder schloß sie die Augen, wieder knatterten Schüsse.

„Dort, Mylord, ein ganzer Schwarm!“

Lord Saxenden schoß, gab dem Jagdgehilfen das Gewehr zurück und drei weitere Vögel lagen tot neben dem Hasen.

Ziemlich beschämt über ihre ungewohnte Empfindsamkeit, erhob sich Dinny, klappte ihren Jagdstuhl zu, ging zum Zauntritt, stieg drüber und wartete draußen auf ihren Partner.

„Zu dumm, daß ich diesen Hasen ins Hinterteil traf,“ bemerkte er. „Aber heut tanzen mir den ganzen Tag Trübungen vor den Augen. Sehn Sie auch manchmal trübe Flecken?“

„Nein, höchstens Flimmern. Dieses Winseln der Hasen ist entsetzlich, nicht?“

„Stimmt,“ erwiderte Lord Saxenden, „mag es auch nicht leiden.“

„Einmal sah ich bei einem Picknick einen Hasen, der machte hinter uns Männchen wie ein Hund. Seine Ohren schimmerten in der Sonne ganz rosenrot. Seither hab ich Hasen so gern!“

„Die Hasenjagd heißt nicht viel,“ gab Lord Saxenden zu. „Mir persönlich sind sie übrigens gebraten lieber als in Pfeffertunke.“

Dinny betrachtete ihn verstohlen. Er sah rot und selbstzufrieden aus.

„Jetzt leg ich los!“ dachte sie.

„Geben Sie den Amerikanern gegenüber je zu, s i e hätten den Krieg entschieden, Lord Saxenden?“

Er starrte sie mit eisigem Blick an.

„Wie käme ich zu dieser Behauptung?“

„Aber sie h a b e n ihn doch entschieden?“

„Erklärt das vielleicht dieser Bursche, der amerikanische Professor?“

„Gehört hab ich's nicht von ihm, aber er denkt es bestimmt.“

Dinny sah wieder den argwöhnischen Ausdruck in seinen Zügen. „Was wissen denn Sie von ihm?“

„Mein Bruder nahm an seiner Expedition teil.“

„Ihr Bruder? Aha!“ Das klang, als sagte er laut zu sich: „Dieses junge Frauenzimmer will was von mir.“

Dinny hatte plötzlich das Gefühl, als gehe sie über eine ganz dünne Eisdecke.

„Wenn Sie Professor Hallorsens Buch lesen,“ bemerkte sie, „dann lesen Sie hoffentlich auch das Tagebuch meines Bruders.“

„Ich lese überhaupt nie was,“ erklärte Lord Saxenden, „hab keine Zeit dazu. Doch jetzt erinnere ich mich, Bolivien — hat er nicht einen Mann niedergeknallt und den Verlust des Transports verschuldet?“

„Er hat diesen Menschen in Notwehr erschossen und zwei Leute wegen fortgesetzter Mißhandlung ihrer Maultiere prügeln lassen. Draufhin nahmen alle bis auf einen Reißaus und ließen auch die Maultiere mitgehn. Mein Bruder war der einzige Weiße unter einer Schar von Mestizen“

Und plötzlich sah sie auf und blickte ihm tief in die kalten, listigen Augen. Sie entsann sich des Rats, den Sir Lawrence ihr gegeben: „Sieh ihn mit deinem Botticelliblick an, Dinny, mit dem Botticelliblick!“

„Dürfte ich Ihnen etwas aus seinem Tagebuch vorlesen?“

„Schön, wenn ich Zeit dafür finde.“

„Und wann wäre das?“

„Morgen nach der Jagd reise ich ab. Vielleicht heute abends?“

„Wann es Ihnen beliebt, zu jeder Stunde,“ gab sie kühn zurück.

„Vor dem Abendessen ist es ausgeschlossen. Ich hab noch einige Korrespondenzen zu erledigen.“

„Ich bleib so lang auf wie Sie wollen.“ Dinny merkte, wie er sie mit schnellem Blick vom Kopf bis zu den Füßen maß.

„Wollen sehn,“ meinte er dann kurz. In diesem Augenblick holten die andern sie ein.

Dinny entrann glücklich dem Ende der Jagd und wanderte allein nach Lippinghall zurück. Ihr Sinn für Humor war erwacht, doch die Situation schien heikel. Schlau erfaßte sie, das Tagebuch werde wohl kaum den gewünschten Erfolg bringen, wenn Lord Saxenden nicht hoffen durfte, das Zuhören werde sich rentieren; klar wie noch nie erfaßte sie jetzt, wie schwer es ist, etwas zu geben, ohne sich davon zu trennen. Von einem Strohschober zu ihrer Linken flatterte ein Schwarm Wildtauben auf und flog zu einem Gehölz an der Themse; die Sonne stand schon tief, es war kühler geworden, Vögel sangen ihre Abendlieder. Das Gold der sinkenden Sonne lag auf den Stoppelfeldern, das Laub begann sich erst ganz wenig zu verfärben. Tiefer unten glitzerte der Fluß wie ein blaues Band zwischen den Bäumen. In der Luft hing der Dunst und der prickelnde Duft des Frühherbsts. Aus den Dorfhütten stieg der beißende Rauch von Holzfeuern empor. Eine schöne Stunde, ein schöner Abend!

Welche Stellen des Tagebuchs sollte sie vorlesen? Unentschlossen sann sie nach. Wieder hörte sie Lord Saxenden sagen: „Ihr Bruder! Aha!“, sah wieder sein Gesicht vor sich

mit den harten, fühllosen Zugen und dem berechnenden Ausdruck. Sir Lawrence Monts Bemerkung über jene Wohngesellschaft im Krieg fiel ihr wieder ein: 'Und ob! Es gab solche Leute, meine Liebe! Unschätzbare Mitbürger!' Sie hatte unlängst die Memoiren eines Mannes gelesen, der den ganzen Krieg hindurch nur an Truppenbewegungen und militärische Berechnungen gedacht; kaum hatte er das erste Mißbehagen überwunden, gab er es gänzlich auf, an Elend und Leiden, die hinter diesen Truppenbewegungen und Zahlen steckten, auch nur einen Gedanken zu verschwenden. Sein Wille, den Krieg zu gewinnen, trug über alles andern Sieg davon; nach seiner Meinung gehörte es offenbar zum Handwerk, an die menschliche Seite des Kriegs überhaupt nicht zu denken, und wenn er sie vielleicht ab und zu mit einem Gedanken streifte, so war er doch gewiß außer Stande, sie je ernsthaft ins Auge zu fassen. Unschätzbare Mitbürger! Schon öfters hatte sie Hubert mit spöttisch gekräuselten Lippen von den Strategen im Lehnstuhl sprechen hören; diese Kerle hatten am Krieg ihren Spaß, strategische Kombinationen und Ziffern dienten ihnen als Nervenkitzel. Sie waren stolz darauf, dies und jenes zu erfahren, noch ehe jemand andrer darum wußte, stolz auf die Wichtigkeit, die sie dadurch in den Augen der Leute gewannen. Unschätzbare Mitbürger! Dinny fiel ein Abschnitt aus einem andern Buch ein, das sie unlängst gelesen, ein Bericht über jene Männer, die die Menschheit auf der Bahn des sogenannten Fortschritts weiterbrachten: Bankdirektoren, Geschäftsunternehmer, Regierungsbeamte, die in Ziffern und Transaktionen aufgingen; unbedenklich schritten sie über Leichen und kümmerten sich um gar nichts, höchstens um den eigenen Leichnam. Sie heckten alle möglichen Pläne aus, skizzierten sie in Umrissen auf Papierblättern und befahlen dann allen

möglichen Leuten: „Führ das durch! Du bist dafür verantwortlich!“ Männer in Zylindern oder Pumphosen, die über das Wirtschaftsleben in den Tropen geboten, über Bergwerke, Riesenwarenhäuser, Eisenbahnbauten und Konzessionen in allen Teilen des Erdballs. Unschätzbare Mitbürger! Kaltblickende, gesunde, wohlgelaunte und wohlgenährte Bursche, die nicht unterzukriegen waren. Stets schmausten sie mit gutem Appetit, hielten sich stets auf dem Laufenden und fragten nie danach, wieviel Menschenglück und Menschenleben ihre Geschäfte verschlangen. „Und dennoch,“ dachte Dinny, „sind diese Kerle zweifellos von Wert, hätten wir denn ohne sie Kautschuk, Kohle, Perlen, Eisenbahnen, die Börse, Kriege und Siege?“ Da kam ihr Hallorsen in den Sinn; der arbeitete und litt wenigstens für seine Ideen, stellte sich an die Spitze seiner Leute, blieb nicht hinterm Ofen hocken wie gewisse andere, die stets über alles genauestens orientiert waren, Schinken fraßen, Hasen ins Hinterteil schossen und andere herumkommandierten. Sie schritt zum Rasen vor dem Schloß und blieb beim Croquetplatz stehn. Tante Wilmet und Lady Henrietta stimmten offenbar schon wieder in dem einen Punkt überein, daß sie in keinem Punkt übereinstimmen konnten. Sie riefen Dinny als Schiedsrichterin an:

„Erlauben das die Spielregeln, Dinny?“

„Nein, wenn die Bälle einander berühren, spielst du weiter, Tantchen, darfst aber Lady Henriettas Ball nicht fortstoßen, während du den deinen schlägst.“

„Hab ich's nicht gesagt?“ fragte Lady Henrietta.

„Und ob du's gesagt hast, Henny! Na, da sitz ich ja nett in der Patsche! Ich für meine Person erlaube mir, anderer Meinung zu bleiben, und fahre fort,“ sagte Tante Wilmet, schleuderte ihren Ball durch ein Tor und stieß dabei

neuerdings den Ball ihrer Gegnerin einige Zoll weit fort.

„Diese Frau kennt keine Skrupel,“ seufzte Lady Henrietta und Dinny ermaß sogleich die großen praktischen Vorteile, die solche Eintracht in der Zwietracht bringen konnte.

„Tantchen, du kommst mir vor wie ein Grenadier,“ erklärte Dinny, „nur daß du vielleicht nicht ganz so oft den Satan anrufst.“

„Tut sie doch!“ meinte Lady Henrietta. „Ihre Ausdrucksweise ist haarsträubend.“

„Vorwärts, Henny!“ rief Tante Wilmet, sichtlich geschmeichelt.

Dinny verließ sie und schritt dem Hause zu.

Sie trat ins Schloß, kleidete sich zum Dinner um und begab sich in Fleurs Zimmer.

Lady Monts Kammerjungfer fuhr eben mit einer kleinen Mähmaschine über Fleurs Nacken, während Michael ira Türrahmen seines Ankleidezimmers stand und sich einen weißen Selbstbinder umlegte.

Fleur wandte den Kopf.

„Hallo, Dinny, komm doch herein, nimm Platz! Genug, Kitty. Komm, Michael.“

Die Zofe verschwand. Michael trat näher und ließ sich von Fleur die Schlipsenden anordnen.

„So,“ erklärte sie befriedigt. „Nun,“ sie wandte sich an Dinny, „kommst du wegen Saxenden?“

„Ja. Ich soll ihm heut nacht Proben aus Huberts Tagebuch vorlesen. Es fragt sich nur: Wo soll diese Vorlesung stattfinden und schickt es sich auch für meine Jugend und —“

„Unschuld? Still davon, Dinny! Gar so eine ahnungslose Unschuld warst du wohl nie. Was sagst du, Michael?“

Michael lächelte: „Unschuldig — nie, doch allzeit

tugendhaft. Schon als kleines Küken warst du ein Englein, das es faustdick hinter den Ohren hatte, sahst immer drein, als fragtest du, wo du deine Flügel gelassen; nachdenklich warst du, nachdenklich.“

„Wahrscheinlich dachte ich, du hättest sie mir ausgerupft.“

„Hörschen hättest du tragen sollen und Schmetterlinge jagen, wie die beiden kleinen Mädchen auf dem Gainsborough-Bild in der Nationalgalerie.“

„Nun aber Schluß mit den Komplimenten!“ gebot Fleur. „Der Gong hat schon geklungen. Ich stelle dir mein kleines Boudoir zur Verfügung, die Tür nebenan. Wenn du klopfst, wird Michael erscheinen, mit einem Pantoffel bewaffnet, wie zur Rattenjagd.“

„Ausgezeichnet,“ meinte Dinny, „aber Saxenden wird sich vermutlich lammfromm aufführen.“

„Kann man nie wissen,“ meinte Michael, „er hat was von einem Bock an sich.“

„Hier liegt die Kemenate,“ erklärte Fleur beim Hinausgehen. „Chambre séparée. Viel Vergnügen! . . .“

ZEHNTE KAPITEL

Dinny hatte ihren Platz zwischen Hallorsen und dem jungen Tasburgh an der linken Längsseite des Tisches; von da aus konnte sie an der Spitze der Tafel ihre Tante und Lord Saxenden sehn. Jeanne Tasburgh war seine Nachbarin zur Rechten. „Eine Leopardin, so reizend und schön!“ Dieses Mädchen bezauberte Dinny mit dem sonngebräunten Teint, dem spitz zulaufenden Oval des Gesichts und den prachtvollen Augen. Auch Lord Saxenden schien fasziniert. Sein Gesicht war röter als sonst; in so heiterer Laune hatte Dinny ihn noch nie gesehn. Da er sich für Jeanne derart interessierte, sah Lady Mont sich gänzlich auf den wortkargen Wilfred Bentworth angewiesen. Zu ihrer Linken saß nämlich nach der Rangordnung bei Tisch „Squire“ Bentworth, obschon er weit distinguiert schien als Saxenden, so distinguiert, daß er die Pairswürde ausschlug. Neben ihm saß Fleur und unterhielt sich mit Hallorsen.

So wurde Dinny von dem jungen Tasburgh in Beschlag genommen. Er plauderte frisch von der Leber weg, wie ein Mann, den der Umgang mit Frauen noch nicht blasirt gemacht hat; für Dinny trug er, wie es ihr schien, unverhohlen Bewunderung zur Schau. Doch zumindest zweimal versank sie, wie es ihm schien, in eine Art Träumerei, saß mit erhobnem Kopf unbeweglich da und blickte zu seiner Schwester hinüber.

„Na, was halten Sie von ihr?“ fragte er.

„Sie ist faszinierend.“

„Das werd ich ihr erzählen. Doch sie wird nicht mit der Wimper zucken. Sie ist das sachlichste junge Frauenzimmer der Welt. Mir scheint, ihrem Nachbarn verdreht sie gründlich den Kopf. Wer ist das?“

„Lord Saxenden.“

„O! Und wer ist der John Bull auf unsrer Seite?“

„Wilfred Bentworth, der ‚Squire‘, wie ihn alle nennen.“

„Und wer ist Ihr Nachbar rechts? — er spricht eben mit Mrs. Michael.“

„Professor Hallorsen aus Amerika.“

„Ein schöner Mann.“

„Das finden alle,“ entgegnete Dinny trocken.

„Sie nicht auch?“

„Männer brauchen nicht schön zu sein.“

„Reizend, daß Sie das sagen!“

„Warum?“

„Das gibt den Häßlichen eine Chance.“

„So? Gehn Sie oft auf Eroberung aus?“

„Wissen Sie, ich bin furchtbar froh, daß ich endlich Ihnen begegnet bin.“

„Was heißt das, ‚endlich‘? Bis heute haben Sie doch gar nichts von mir gewußt.“

„Freilich nicht. Aber nichtsdestoweniger sind Sie mein Ideal.“

„Donnerwetter! Machen das alle so bei der Marine?“

„Jawohl. Rascher Entschluß — das ist dort das erste Gebot.“

„Mr. Tasburgh —“

„Alan heiß ich.“

„Jetzt wird mir klar, warum man von den Seeleuten sagt: In jedem Hafen eine andre Frau.“

„Ich hab keine einzige,“ erwiderte der junge Tasburgh ernst. „Sie sind die erste, die ich haben möchte.“

„Aber, junger Mann!“

„Tatsache! Marineoffiziere sind sehr draufgängerisch. Finden wir, was wir suchen, dann unternehmen wir gleich einen Sturmangriff. Wir haben so selten Gelegenheit.“

Dinny lachte auf. „Wie alt sind Sie?“

„Achtundzwanzig.“

„Die Seeschlacht von Zeebrugge machten Sie also nicht mit?“

„Doch.“

„Aha! Dort haben Sie also gelernt, wie man Sturmangriffe unternimmt.“

„Und dabei in die Luft gesprengt wird.“

Ihr Blick ruhte gütig auf ihm.

„Jetzt will ich mit meinem Feind sprechen.“

„Mit Ihrem Feind? Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?“

„Danke. Sein Ableben wäre mir jetzt nicht von Nutzen. Zuvor muß er noch tun, was ich von ihm brauche“

„Schade! Er sieht gefährlich aus.“

„Mrs. Muskham erwartet Sie,“ flüsterte Dinny und wandte sich an Hallorsen, der ihren Namen so ehrfürchtig aussprach, als sei sie eben vom Mond herabgefallen.

„Ich höre, Sie sind ein ausgezeichneter Schütze, Professor.“

„Wieso? An Vögel wie die euren, die sich eine Ehre draus machen, daß man sie abschießt, bin ich nicht gewöhnt. Vielleicht finde ich mich mit der Zeit drein. Vorläufig ist mir hier alles ein Erlebnis.“

„Und alles gefällt Ihnen wohl in diesem Garten Eden?“

„Und ob! Mit Ihnen unter einem Dach zu wohnen, ist

ein Vorzug, den ich ganz besonders zu schätzen weiß, Miß Cherrell.“

„Sturmangriff von links, Sturmangriff von rechts,“ dachte Dinny.

„Haben Sie schon überlegt, was Sie für meinen Bruder tun wollen?“ fragte sie ihn plötzlich.

Hallorsen senkte die Stimme.

„Miß Cherrell, ich bewundere Sie sehr — ich will tun, was Sie verlangen. Wenn Sie wünschen, schicke ich einen Widerruf an die englische Presse und streiche alle Anspielungen in meinem Buch.“

„Und was ist Ihre Gegenforderung, Professor Hallorsen?“

„Gegenforderung? Nichts anderes als Ihr Wohlwollen.“

„Mein Bruder hat mir sein Tagebuch zur Veröffentlichung übergeben.“

„Wenn Sie sich davon etwas versprechen, tun Sie es.“

„Möchte wissen, ob ihr beide euch je im geringsten verstanden habt.“

„Ich glaube nicht.“

„Und ihr wart doch nur vier Weiße, nicht? Darf ich fragen: Was hat Sie eigentlich an meinem Bruder so verdrossen?“

„Das kann ich Ihnen nicht erzählen; sonst spielen Sie es am Ende gegen mich aus.“

„O nein. Ich kann wirklich anständig sein.“

„Nun, vor allem hat er zuviele Vorurteile, die er nicht ändern wollte. Wir lebten in einem uns gänzlich unbekannten Land, unter Indianern und Halbwilden; der Hauptmann aber glaubte, er könne alles einrichten wie zuhause in England; er wollte Regeln festlegen und wünschte, daß man sich dran halte. Hätten wir's ihm erlaubt, wär er wohl gar zum Dinner im Abendanzug erschienen.“

„Sie sollten dran denken,“ entgegnete Dinny, ein wenig aus der Fassung gebracht, „daß dieses echtenglische Festhalten an den Formen sich in der ganzen Welt bewahrt hat. In der Wildnis, fern aller Kultur behaupten wir uns erfolgreich, weil wir immer Engländer bleiben. Ich ersehe aus dem Tagebuch meines Bruders, daß er zu wenig dickhäutig war, um die Sache durchzuführen.“

„Er ist allerdings nicht jener John Bull-Typ wie Lord Saxenden hier und Mr. Bentworth dort,“ — er wies durch eine Kopfbewegung nach der Spitze der Tafel —, „sonst hätte ich ihn vielleicht besser verstanden. Ihr Bruder ist ungemein sensibel und äußerst zurückhaltend; innerlich zehrt er sich gewiß dadurch auf. Er kommt mir vor wie ein Reitpferd, das man vor eine Kutsche gespannt hat. Vermutlich stammen Sie aus alter Familie, Miß Cherrell?“

„Alt ist unsere Familie schon, aber noch nicht degeneriert.“

Sein Blick ließ von ihr ab und wanderte zu Adrian hinüber, zu ihrer Tante Wilmet und dann zu Lady Mont.

„Ich möchte einmal mit Ihrem Onkel, dem Kustos, über alte Familien sprechen.“

„Was mißfiel Ihnen noch an meinem Bruder?“

„Ihm gegenüber kam ich mir wie ein Barbar vor.“

Dinny zog die Brauen ein wenig hoch.

„Dort saßen wir — in jenem höllischen Sumpf — einem völlig unkultivierten Gebiet. Nun, ich hab mich den Verhältnissen angepaßt, er aber wollte es um keinen Preis.“

„Vielleicht konnte er es nicht. Meinen Sie nicht auch, der eigentliche Grund war der: Sie sind Amerikaner, er Engländer. Gestehn Sie, Professor, wir Engländer sind Ihnen nicht sympathisch.“

Hallorsen lachte.

„S i e sind mir schrecklich sympathisch.“

„Sehr freundlich.“

„Wissen Sie,“ seine Züge wurden hart, „eine Überlegenheit, an die ich nicht glaube, mag ich nicht anerkennen.“

„Sind denn nur wir Engländer so eingebildet? Die Franzosen etwa nicht?“

„Miß Cherrell, wenn ich ein Orang-Utang wäre, ich würde mich den Teufel drum scheren, ob sich ein Schimpanse mir überlegen dünkt.“

„Verstehe; zu sehr entfernte Vettern. Aber Verzeihung, Professor, wie steht es denn mit euch Amerikanern? Seid ihr nicht das auserwählte Volk? Nennt ihr euch nicht selbst häufig so? Wollt i h r mit einer andern Nation tauschen?“

„Ich gewiß nicht.“

„Nun, ihr maßt euch also auch eine Überlegenheit an, die wir nicht gelten lassen?“

Er lachte. „Stimmt, da sitz ich nun in der Patsche. Doch wir sind der Sache noch nicht auf den Grund gekommen. Aber jeder Mensch ist bis zu einem gewissen Grad ein Snob. Wir sind ein junges Volk, haben nicht eure Stammbäume, eure Traditionen, euer unfehlbares Selbstvertraun. Dafür sind wir zu verschiedner Herkunft, zu verschiednen Wesens, noch zu sehr im Werden begriffen. Soviel ich sehe, beneidet ihr uns um gar nichts als um unsere Dollars und unsere Badezimmer. Wir aber neiden euch so manches. Das verdriest uns, ist aber nicht zu ändern.“

„Sind denn w i r dran schuld?“

„Vielleicht nicht. Doch wir sind überzeugt, daß auch wir Amerikaner Vorzüge besitzen, um die i h r uns beneiden solltet: Tatkraft, Zuversicht, einen Wirkungskreis. Euch fällt es aber gar nicht ein, das anzuerkennen, und darum haben wir für eure verknöcherte, verkalkte Überlegenheit gar

nichts übrig. Ihr kommt mir vor wie ein Sechziger, der auf einen jungen Mann von dreißig verächtlich herabblickt. Ein gottverläßner Hochmut, verzeihn Sie.“

Dinny sah ihn stumm an, seine Worte verfehlten nicht die Wirkung.

„An euch Engländern,“ fuhr Hallorsen fort, „verdrießt uns vor allem die leidige Tatsache, daß ihr allen Forschungstrieb verloren habt, oder ihn auf snobistische Art ängstlich vor aller Welt verbergt. Vermutlich reizen wir euch auf mancherlei Weise. Doch der Reiz geht bei euch keineswegs tief — nicht unter die oberste Hautschicht, ihr aber irritiert unsere Nervenzentren. Jawohl, so steht es, Miß Cherrell.“

„Furchtbar interessant,“ gab sie endlich zurück, „und vielleicht auch wahr. Doch ich sehe, meine Tante will schon gehn, da muß ich wohl abziehn, damit Ihre Nervenzentren sich beruhigen.“ Sie erhob sich und lächelte ihm über die Schulter weg noch zu.

An der Tür stand der junge Tasburgh. Auch ihm warf sie einen lächelnden Blick zu und flüsterte: „Sprechen Sie doch mit meinem Freund, dem Feind, er ist es wert.“

Im Empfangszimmer sah sie sich nach der ‚Leopardin‘ um und fand sie auch, doch da keine der andern ihre Bewunderung verraten wollte, kam ihr Gespräch nicht recht in Gang. Jeanne Tasburgh war eben einundzwanzig geworden, doch Dinny empfing den Eindruck, Jeanne sei älter als sie selbst. Solch klares, vielleicht nicht tiefes Wissen um Menschen und Dinge, solch entschiedenes Urteil war Jeanne über jeden Gegenstand eigen, den die Unterhaltung streifte. ‚Ein prächtiges Mädchen!‘ dachte Dinny, ‚zweifelloos kann man sich in Not und Bedrängnis auf sie verlassen. Sie steht gewiß treu zu den Ihren, will aber wohl überall den Ton angeben.

Trotz ihrer kühlen Sachlichkeit geht ein seltsam berückender, fast katzenartiger Zauber von ihr aus, der dem Mann, den sie umgarnen will, gewiß berauschend zu Kopf steigt. Hubert wird diesem Zauber sofort erliegen. Soll ich es wünschen?' Dinny wußte das wahrhaftig nicht. Besser als jede andere konnte dieses Mädchen ihrem Bruder jene augenblickliche Ablenkung bringen, die sie für ihn suchte. Doch war Hubert einer solchen Ablenkung auch gewachsen? Wie, wenn er sich in Jeanne verliebte und sie wollte nichts von ihm wissen? Oder wenn er, sinnlos in sie vernarrt, ganz in ihren Bann geriet? Und dann — die Geldfrage! Wenn Hubert seinen Offiziersrang verlor, wovon sollten die beiden dann leben? Außer seinem Gehalt besaß er nur ein Einkommen von dreihundert Pfund im Jahr und das Mädchen vermutlich gar nichts. Vertrackte Geschichte! Wenn Hubert seinen Dienst bei der Armee wieder antrat, so bedurfte er wohl keiner Zerstreuung mehr. Wurde er dauernd kaltgestellt, dann brauchte er freilich Ablenkung, konnte es sich aber nicht leisten. Und doch — gerade dieses Madel hatte eine so energische Art, die würde für ihren Gatten eine Karriere aus dem Boden stampfen! Nun, einstweilen plauderten sie über italienische Malerei.

„Nebenbei bemerkt,“ erklärte Jeanne plötzlich, „Lord Saxenden ist der Meinung, Sie wollten etwas von ihm haben.“

„So?“

„Was wollen Sie von ihm? Ich werd ihn dazu bringen.“
Dinny lächelte.

„Wie denn?“

Jeanne warf ihr unter den dunklen Wimpern hervor einen vielsagenden Blick zu.

„Spielend leicht. Was wollen Sie denn von ihm?“

„Die Rückberufung meines Bruders zu seinem Regiment — oder noch besser irgendeinen Posten für ihn. Seit der Bolivien-Expedition mit Professor Hallorsen ist er gradezu gemütskrank.“

„Hallorsen? Der große Kerl? Drum ist er also hier zu Gast geladen?“

Dinny war's, als stehe sie nackt vor dem durchdringenden Blick dieses Mädchens.

„Offen gestanden, ja.“

„Ein schöner Mann.“

„Ihr Bruder sagt das auch.“

„Alan ist der Edelmut in Person. Er ist bis über die Ohren in Sie verschossen.“

„Das hat er mir bereits gestanden.“

„Er ist ein offenerherziges Kind. Doch im Ernst: Soll ich auf Lord Saxenden losgehn?“

„Warum wollen Sie sich bemühen?“

„Es macht mir Spaß, meine Nase in anderer Leute Affären zu stecken. Lassen Sie mir freie Hand und ich bringe Ihnen die Ernennung auf dem Präsentierteller.“

„Dieser Lord Saxenden ist, wie ich von glaubwürdiger Seite höre, ein zäher Brocken.“

Jeanne dehnte sich geschmeidig.

„Sieht Ihnen Ihr Bruder Hubert ähnlich?“

„Keine Spur, er ist brunett und hat braune Augen.“

„Unsere Familien sind seit Olims Zeiten miteinander verschwägert. Interessieren Sie sich für Zuchtwahl? Ich zuchte Terriers und glaube nicht, daß die Erbanlagen ausschließlich vom Vater oder von der Mutter stammen. Hervorstechende Eigenschaften vererben sich in männlicher und weiblicher Linie und zeigen sich oft erst nach mehreren Generationen.“

„Mag sein. Mein Vater und mein Bruder sehn beide dem ältesten Ahnherrn, von dem wir ein Bild besitzen, ungemein ähnlich, nur daß sie nicht braun gefirnist sind.“

„In unserer Familie gibt es eine geborene Fitzherbert, die sich anno 1547 mit einem Tasburgh vermählte. Sie ist ganz mein Ebenbild bis auf die Halskrause, hat sogar die gleichen Hände wie ich.“ Und das Mädchen streckte Dinny zwei schlanke braune Hände mit leicht gekrümmten Fingern entgegen.

„Manchmal überspringt eine solche Erbanlage mehrere Generationen,“ fuhr sie fort, „und kommt dann plötzlich wieder zum Durchbruch. Fabelhaft interessant! Ich möchte gern Ihren Bruder kennen lernen und wissen, ob er Ihnen wirklich so ganz unähnlich ist.“

Dinny lächelte. „Ich will es so einrichten, daß er von Condaford herüberkommt, mich im Auto abholen. Doch vielleicht verdient er dann Ihrer Ansicht nach gar nicht, daß Sie so viel Künste um seinetwillen verschwenden.“

In diesem Augenblick traten die Herren ein.

Dinny flüsterte: „Diese Männer sehn drein, als fragten sie sich: ‚Macht es mir wirklich Spaß, mich jetzt zu einem Frauenzimmer hinzusetzen? Und wenn ja, warum?‘ Nach dem Essen sind die Männer komisch.“

Da klang Sir Lawrence Monts Stimme durch das Schweigen:

„Saxenden, kommen Sie und Bentworth zum Bridge?“

Bei diesen Worten erhoben sich Tante Wilmet und Lady Henrietta automatisch von dem Sofa, auf dem sie stumm in einträchtiger Zwietracht gesessen, und gingen ins Spielzimmer hinüber, wo sie diese sanfte Gemütsbewegung den Rest des Abends hindurch genießen wollten; Lord Saxenden und der ‚Squire‘ trabten hinterdrein.

Jeanne Tasburgh schnitt eine Grimasse: „Die Bridge-spieler schießen wie Pilze aus dem Boden, einfach besessen sind sie!“

„Noch eine Partie?“ fragte Sir Lawrence. „Adrian? Nein. Professor?“

„Lieber nicht, Sir Lawrence.“

„Fleur, wir spielen also beide gegen Emily und Charles. Vorwärts, dann haben wir es bald überstanden.“

„Onkel Lawrence ist wohl kaum besessen,“ flüsterte Dinny. „Professor, sind Sie mit Miß Tasburgh bekannt?“

Hallorsen verneigte sich.

„Eine wunderschöne Nacht,“ erklärte der junge Tasburgh an Dinnys anderer Seite. „Könnten wir nicht ins Freie hinaus?“

„Michael,“ rief Jeanne und erhob sich, „wir gehen in den Garten.“

Die Nacht war wirklich wunderschön. Reglos ragten die Kronen der Ulmen und Steineichen ins Dunkel. Diamant-hell blitzten die Sterne, noch lag kein Tau auf den Gräsern. Die Blumen leuchteten weiß, nur ein scharfes Auge unterschied ihre Farben. Ab und zu schwirrte ein Käfer vor-über, oder drang vom Fluß her ein Eulenschrei. Die Luft war mild und warm, durch die gestutzten Zypressen tauchten verschwommen die Umrisse des beleuchteten Schlosses auf. Dinny und der Seemann schritten den andern voran.

„In solchen Nächten,“ erklärte Tasburgh, „spürt man den Hauch des Weltalls. Mein Kommandant ist ein lieber, alter Kerl, aber der Dienst bei ihm tötet allen Glauben. Glauben Sie noch an etwas?“

„An Gott, meinen Sie?“ fragte Dinny. „Ja, vielleicht, doch weiß ich nichts von ihm.“

„Können Sie anders als allein und unter freiem Himmel an Gott denken?“

„M i c h stimmt die Kirche andächtig.“

„Andächtige Stimmung genügt nicht; man möchte die unermessliche Schöpferkraft und zugleich die unermessliche Ruhe des Weltgeists doch auch begreifen. Ewige Bewegung und zugleich ewige Ruhe. Dieser Amerikaner scheint mir ein recht netter Mensch.“

„Haben Sie sich mit ihm auch über Vetternliebe unterhalten?“ fragte Dinny.

„Dieses Thema hab ich mir für Sie aufgespart. Wir beide haben einen gemeinsamen Ururururahn, einen Zeitgenossen der Königin Anna. Sein Porträt hängt in unserm Haus, ein gräßlicher Kerl mit langer Perücke. Somit sind wir Vetter und Base — draus folgt doch die Liebe von selbst.“

„So, wirklich? Blutsverwandschaft ist freilich nicht bedeutungslos. Jede Verschiedenheit springt dann umso mehr in die Augen.“

„Denken Sie dabei an die Amerikaner?“

Dinny nickte.

„Immerhin,“ erklärte der Seemann, „hab ich in Not und Gefahr viel lieber einen Amerikaner zum Kameraden als irgendeinen andern Fremden. So dachten wir alle bei der Marine.“

„Das kommt wohl von der gemeinsamen Sprache?“

„Nein, eher von der verwandten Wesensart und Lebensanschauung.“

„Aber das gilt doch nur bei Amerikanern britischer Herkunft?“

„Diese Amerikaner geben noch immer den Ausschlag, besonders, wenn man die Nachkommen von Holländern und

Skandinaviern dazunimmt, wie diesen Hallorsen. Ihre Rasse ist ja der unsern nah verwandt.“

„Sie sollten einmal mit meinem Onkel Adrian drüber sprechen.“

„Ist das der hochgewachsne Mann mit dem Spitzbart? Sein Gesicht ist mir sympathisch.“

„Er ist ein lieber, guter Mensch,“ sagte Dinny. „Doch wir haben die andern verloren und ich spüre jetzt den Nachttau.“

„Einen Augenblick! Meine Erklärung heut beim Dinner war völlig ernst gemeint. Sie sind wirklich mein Ideal und erlauben mir hoffentlich, es weiter zu verehren.“

Dinny knixte

„Ihr schmeichelt, Herr, mir armem Mägdelein, gewiß seid Ihr ein Herr von hohem Stande,“ fuhr sie leicht errötend fort.

„Können Sie denn nie ernsthaft sein?“

„Selten Und schon gar nicht, wenn der Nachttau fällt.“

Er ergriff ihre Hand.

„Eines Tages werden Sie es doch sein — ich werd Sie dazu bringen.“

Dinny erwiderte leicht den Druck seiner Hand, dann machte sie die ihre frei und ging weiter.

„Schöne Base,“ sagte der junge Tasburgh. „Tag und Nacht will ich an Sie denken. Still, keine Antwort!“

Und er öffnete die Glastür.

Cicely Muskhamsaß vor dem Klavier, hinter ihr stand Michael.

Dinny trat auf ihn zu.

„Ich geh jetzt in Fleurs Boudoir, Michael. Willst du so freundlich sein und Lord Saxenden hinführen? Wenn er bis zwölf nicht dort ist, geh ich zu Bett. Jetzt muß ich

mir die Stellen heraussuchen, die ich ihm vorlesen will."

„Gut, Dinny. Auf der Fußmatte vor der Tür setz ich ihn ab und verschwinde. Viel Glück!“

Dinny öffnete das Fenster des kleinen Boudoirs, zog das Tagebuch hervor und setzte sich hin, die Auswahl der Stellen zu treffen. Es war halb elf, weit und breit kein Laut zu vernehmen. Sie wählte sechs ziemlich lange Abschnitte, die ihrer Ansicht nach erwiesen, daß man Hubert vor eine unmögliche Aufgabe gestellt hatte. Dann steckte sie eine Zigarette an und beugte sich wartend zum Fenster hinaus. Die Nacht war noch ebenso wundervoll wie zuvor, doch sie selbst war jetzt ernster gestimmt. Ewige Bewegung und zugleich ewige Ruhe? Wenn das das Wesen Gottes war, dann half er den Menschen wohl nicht viel. Warum sollte er auch? Als Saxenden den Hasen ins Hinterteil geschossen, als das arme Tier so kläglich aufgeschrien, hatte Gott es gehört und war er in Mitleid erbebt? Als der junge Mann ihr die Hand gedrückt, hatte Gott es gesehn und gelächelt? Als Hubert in der Wildnis Boliviens in Fieberdelirien gelegen und dem Kreischen der Vögel gelauscht, hatte Gott ihm einen Engel mit einer Dosis Chinin gesandt? Wenn der Stern dort droben einst in Billionen von Jahren erlosch und kalt und glanzlos am Himmel hing, würde Er dieses Ereignis auf seiner Manschette notieren? Die Millionen und Abermillionen Grashalme und Blätter, die im Dunkel der Nacht so samtschwarz schimmerten, die Millionen und Abermillionen Sterne, in deren Licht sie dieses tiefe Schwarz sah, sie alle, alle waren aus der ewigen Bewegung in der ewigen Ruhe hervorgegangen, alle waren ein Abglanz Gottes. Und auch sie selbst und der Rauch ihrer Zigarette, die Jasminblüte, deren Duft sie einsog, deren Farbe ihre Phantasie erriet, das Hundegebell, das aus weiter Ferne

fast drohend durch diese tiefe Stille drang — das alles, alles war beseelt, durchdrungen von der unendlichen, ewig fernem, unfasßbaren Gottheit!

Nach einer Weile zog sie fröstelnd den Kopf zurück und streckte sich in einen Armstuhl, das Tagebuch glitt ihr in den Schoß. Ihr Blick wanderte durch das Zimmer, dem Fleurs Geschmack ein neues Gepräge verliehn hatte; der Teppich war in zarter Farbe gehalten. Anmutig fiel der gedämpfte Schein der Lampe auf ihr seegrünes Kleid und die Hände, die auf den Blättern ruhten. Der lange Tag hatte sie müde gemacht. Emporgewandten Gesichts lehnte sie da und betrachtete schlaftrunken den Majolikafries, mit dem irgendeine frühere Lady Mont den Raum hatte schmücken lassen. Spafßige kugelrunde Kupidos, mit Rosenketten aneinandergebunden, starrten unverwandt stets aus der gleichen Entfernung auf ihres Vordermanns Hinterfront. Die Flucht der rosigen Stunden, der rosigen — — Dinnys Lider wurden schwer, die Lippen öffneten sich ein wenig, sie schlief. Das milde Licht floß über Antlitz, Haar und den lässig ruhenden Nacken der Schlummernden. Jetzt sah sie tatsächlich so zart aus wie manche jener blonden, so englisch wirkenden Frauen Botticellis. Eine Locke fiel ihr in die Stirn, ein leichtes Lächeln huschte um die halbgeöffneten Lippen. Die Wimpern, ein wenig dunkler als das Haar, streiften ab und zu leise über die durchsichtigen Wangen und im Traum zuckte und bebte die kleine Stumpfnase, als mache sie sich über ihr eignes Aussehen lustig. Genügte nicht der leiseste Griff, um dies zarte, emporgewandte Antlitz von dem weißen Stengel des Halses zu pflücken?

Plötzlich fuhr sie in die Höhe. Lord Saxenden stand mitten im Zimmer und starrte sie aus seinen kalten blauen Augen unverwandt an.

„Bedaure lebhaft, daß ich störe,“ erklärte er. „Sie haben so gut geschlafen.“

„Hab von Plumpudding geträumt,“ gab Dinny zur Antwort. „Reizend von Ihnen, daß Sie zu dieser Nachtstunde noch kommen — wie spät ist es?“

„Halb zwölf. Hoffentlich machen Sie's nicht gar zu lang. Es stört Sie doch nicht, wenn ich mir eine Pfeife anzünde?“

Er nahm ihr gegenüber auf dem Sofa Platz und begann die Pfeife zu stopfen. Dinny las in seiner Miene den Wunsch, die Vorlesung bald überstanden zu haben und den Entschluß, sich erst dann ein Urteil zu bilden. In diesem Augenblick gewann sie in seine Führung der Staatsgeschäfte Einblick. „Ach ja,“ dachte sie, „er gibt und weiß nicht, ob sich die Sache rentiert. Daran ist Jeanne schuld!“ Was empfand sie jetzt für die Leopardin? Dankbarkeit, weil sie Saxendens Interesse von ihr abgelenkt, oder vielleicht doch etwas wie Eifersucht? Weder sie noch irgendeine andre Frau hätte das je verraten. Erregt schlug ihr das Herz, rasch, in sachlichem Ton begann sie zu lesen. Drei der Stellen hatte sie beendet, ehe sie wieder den Blick zu ihm hob. Sein Gesicht sah so unbewegt aus, als sei es aus Mahagoni geschnitzt, nur die Lippen sogen unablässig an der Pfeife. Wie er ihr so gegenüber saß, glotzte er sie neugierig, fast feindselig an, als denke er: „Dieses junge Weibsbild appelliert an mein Gefühl. Es ist schon sehr spät.“

Dinnys Abneigung gegen ihre Aufgabe wuchs, immer rascher las sie weiter. Der vierte Abschnitt wirkte auf sie so ergreifend wie kein anderer, ausgenommen der letzte. Ihre Stimme bebte ein wenig, als sie zu den Schlussworten kam.

„Das nenn ich ein wenig stark,“ warf Lord Saxenden hin,

„einzig dastehende Biester, wahrhaftig! — was kann so ein Maultier schon fühlen?“

Da packte Dinny heftiger Arger. Am liebsten wollte sie Saxenden gar nicht mehr ansehen. Sie las weiter und lebte sich immer tiefer in jene qualvolle Schilderung hinein, die sie jetzt zum ersten Mal in Worte gekleidet horte. Atemlos kam sie zu Ende, sie bebte an allen Gliedern vor Anstrengung, die Stimme zu beherrschen. Lord Saxendens Kinn ruhte friedlich auf seiner Hand. Er war eingeschlafen.

Dinny stand da und starrte ihn an, wie er kurz vorher sie angesehen. Einen Augenblick fühlte sie sich versucht, ihm die Hand vom Kinn wegzureißen, doch ihr Sinn für Humor wußte sie davor zu bewahren. Sie betrachtete ihn — wie auf Botticellis Gemälde Venus den schlafenden Mars. Schließlich nahm sie von Fleurs Schreibtisch ein Blatt Papier, schrieb: „Bedaure ungemein, daß ich Sie so erschöpft habe. Gute Nacht!“, und legte es mit unendlicher Vorsicht auf Saxendens Knie. Dann rollte sie die Tagebuchblätter zusammen, stahl sich zur Tür, öffnete sie und warf noch einen Blick zurück. Sein leises Atemholen ging allmählich in Schnarchen über. „Man appelliert an sein Gefühl, und er schläft ein!“ dachte sie. „Na, jetzt weiß ich, wie er es anstellte, den Krieg zu gewinnen.“ Sie wandte sich um, da stand Professor Hallorsen vor ihr.

ELFTES KAPITEL

Als Dinny Hallorsens Blick auf sich und dem schlafenden Lord ruhen fuhrte, stockte ihr einen Augenblick der Atem. Was mochte er nur jetzt von ihr denken, da er sie ertappte, wie sie sich um Mitternacht aus einem abgeschiedenen kleinen Zimmer von einem hohen Würdenträger davonstahl? Todernst sah er ihr in die Augen. Dinny hatte Angst, er könnte ‚Pardon!‘ rufen und den Schläfer wecken; drum schloß sie das Tagebuch, legte den Finger an die Lippen und flüsterte: „Pst! Baby schläft!“ Dann entschwand sie durch den Korridor.

In ihrem Zimmer lachte sie hell auf, setzte sich hin und überdachte die Ereignisse der letzten Stunde. Was mochte Hallorsen wohl von ihr denken? Vermutlich das Schlimmste, in demokratischen Ländern hat man ja vor Titeln und Würden besondern Respekt. Doch sie ließ ihm volle Gerechtigkeit widerfahren. Was immer er auch von ihr dachte, er würde es nicht weitererzählen. Wie immer er auch war, kleinlich war er bestimmt nicht! Sie hörte ihn schon morgens beim Frühstück in seinem ernsten Ton sagen: „Sie sehen blühend aus, Miß Cherrell. Wahrhaftig, eine Freude!“ Auf einmal empfand sie Kummer darüber, wie schlecht sie Huberts Sache geführt, und ging zu Bett. Sie schlief unruhig, war beim Erwachen blaß und müde und nahm das Frühstück auf dem Zimmer.

Bei solchen Besuchen auf Landschlössern geht ein Tag

ganz wie der andre hin. Die Männer tragen stets die gleichen bunten Krawatten und weiten Pumphosen, essen das gleiche Frühstück, klopfen auf dasselbe Barometer, rauchen die gleichen Pfeifen, schießen die gleichen Vögel. Die Hunde wedeln stets mit denselben Schwänzen, lauern unerwartet in denselben Winkeln, stoßen stets dasselbe winselnde Gebell aus, jagen auf denselben Rasenplätzen dieselben Tauben. Die Damen nehmen stets das gleiche Frühstück in oder außer Bett, schütten die gleichen Badesalze in die gleichen Bäder, spazieren durch denselben Park und sagen von den gleichen Freundinnen mit dem gleichen gehässigen Ausdruck: „Ich hab sie natürlich furchtbar gern!“, besichtigen dieselben Portulakbeete, spielen mit gleichen Quicken die gleichen Tennis- und Croquetpartien, schreiben die gleichen Briefe, um die gleichen Gerüchte zu entkräften, hamstern die gleichen Antiquitäten, sind einträchtig in der Zwietracht und zwieträftig in der Eintracht. Die Dienerschaft wird stets nur in den gleichen Momenten sichtbar. Und das Haus durchzieht stets der gleiche Geruch von Räucherwerk, Blumen, Tabak, alten Büchern und Sofakissen.

Dinny schrieb ihrem Bruder einen Brief, worin sie weder Hallorsen noch Saxenden, noch die Tasburghs erwähnte, aber angeregt und lebhaft über Tante Emily, Boswell und Johnson, Onkel Adrian, Lady Henrietta und die andern Gäste zu plaudern wußte und bat, sie im Auto heimzuholen. Nachmittags kamen die Tasburghs zum Tennis. Erst nach der Jagd traf Dinny Lord Saxenden und den Amerikaner. Doch Saxenden starrte sie von seinem Teetisch im Winkel so lang und seltsam an, daß sie merkte, er habe ihr nicht vergeben. Sie verriet sich natürlich nicht, war aber im stillen recht verstimmt. Bisher, so schien es, hatte sie Hubert nur geschadet. „Jetzt lasse ich Jeanne auf den Kerl los,“ dachte sie und

ging die ‚Leopardin‘ suchen. Unterwegs traf sie Hallorsen und erklärte hastig, um seine frühere Achtung zurückzugewinnen:

„Wenn Sie gestern nachts etwas früher gekommen wären, Professor Hallorsen, hätten Sie mich hören können, wie ich Lord Saxenden ein paar Stellen aus Huberts Tagebuch vorlas. Vielleicht hätte es auf Sie mehr Eindruck gemacht als auf ihn.“

Hallorsens Miene erhellte sich.

„Ach so!“ erwiderte er. „Ich fragte mich schon, was für einen Schlaftrunk Sie dem guten Lord verabreicht hätten.“

„Ich wollte ihn auf die Lektüre Ihres Buches vorbereiten. Sie übersenden ihm doch ein Exemplar?“

„Kaum, Miß Cherrell. Mir ist es einerlei, ob er schläft oder wachliegt. Für einen Menschen, der während Ihrer Vorlesung einschlafen kann, hab ich, weiß Gott, nichts übrig. Was treibt denn eigentlich dieser Lord?“

„Was er treibt? O, der ist eine große Nummer. Ich weiß zwar nicht wo, aber mein Vater sagt, man muß mit ihm rechnen. Hoffentlich haben Sie heut sein Mißfallen erregt, Professor, denn je tiefer Sie in seinen Augen sinken, umso höher steigt die Aussicht meines Bruders, die Stellung, die er durch Ihre Expedition verlor, zurückzuerobern.“

„So? Üben denn persönliche Antipathien hierzulande so entscheidenden Einfluß?“

„In Amerika drüben vielleicht nicht?“

„Doch! Ich meinte aber, die alten Länder blieben durch ihre Traditionen davor bewahrt.“

„Na, z u g e b e n wollen wir derartige Einflüsse natürlich nicht.“

Hallorsen lächelte.

„Was da nicht alles ineinander spielt! Bei uns daheim

wäre es auch nicht viel anders. Es würde Ihnen dort bestimmt gefallen, Miß Cherrell. Ich würde Ihnen so gern eines Tages Amerika zeigen!“

Er hatte von Amerika gesprochen, wie von einer Antiquität, die man zu Hause in der Truhe liegen hat. Dinny war der Sinn dieser Bemerkung nicht recht klar, vielleicht hatte sie gar keine Bedeutung, vielleicht eine unerhört große. Dann ersah sie aus seiner Miene, daß es sich doch um die große Bedeutung handle, und erwiderte, wobei sie ihm die Zähne zeigte:

„Danke, Sie sind aber noch immer mein Feind.“

Hallorsen streckte die Hand aus, aber Dinny wich zurück.

„Miß Cherrell, ich will alles tun, was ich kann, Sie zu einer bessern Meinung von mir zu bekehren. Ich stehe ganz und gar zu Ihren Diensten, doch hoffe ich, Ihnen eines Tages viel näher zu stehn.“

Überwältigend groß, stattlich und kraftstrotzend stand er vor ihr; Dinny nahm ihm das geradezu übel.

„Keinesfalls darf man den Kopf hängen lassen, Professor, das führt zu nichts Gutem. Verzeihn Sie, ich muß jetzt Miß Tasburgh suchen.“

Und sie entwand. Lächerlich! Ruhrend! Schmeichelt! Scheußlich! Ein Narrenturm, diese ganze Welt! Was immer man in die Hand nahm, gleich war es so heillos verworren. Am klügsten schien es schließlich noch, dem Glück zu vertraun!

Jeanne Tasburgh hatte eben eine Tennispartie mit Cicely Muskhams beendet und entfernte ein Netz vom Haar.

„Kommen Sie doch zum Tee,“ mahnte Dinny. „Lord Saxenden sehnt sich schon nach Ihnen.“

An der Tür des Teezimmers wurde Dinny von Sir Lawrence aufgehalten. Er sagte, er habe sie noch kaum zu Ge-

sicht bekommen, und lud sie ein, die Miniaturen in seinem Arbeitszimmer zu beschn.

„Meine Sammlung von Nationaltypen, Dinny, lauter Frauen. Sieh doch: Französin, Deutsche, Italienerin, Holländerin, Amerikanerin, Spanierin, Russin. Und von dir, Dinny, hätte ich auch gar zu gern ein Bild. Möchtest du wohl einem jungen Mann sitzen?“

„Ich?“

„Ja, du.“

„Warum denn?“

„Weil grade du die Antwort auf das Rätsel der englischen Dame zu geben vermagst,“ erwiderte Sir Lawrence und betrachtete sie prüfend durch sein Monokel. „Ich sammle nämlich die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Völker.“

„Das klingt ja furchtbar aufregend.“

„Sieh dir einmal die da an, die Blute der französischen Kultur. Rasche Auffassungsgabe, Witz, doch kein Humor, Fleiß, Entschlußkraft, Schönheitssinn, der auf die intellektuelle Sphäre beschränkt bleibt, nur konventionelle Gefühle, Besitzgier — beachte den Blick! Gutes Benehmen, Mangel an Originalität, klares, aber engbegrenztes Gesichtsfeld. Sie ist ganz und gar nicht verträumt, ihr Blut wallt rasch auf, doch weiß sie es zu zügeln. Einheitlich, in sich geschlossen. Hier hast du eine ausgeprägte Amerikanerin, Gipfel der Kultur ihres Landes. Sieht sie nicht aus, als hielte sie einen unsichtbaren Zaum im Munde? Sie hat eine elektrische Batterie in den Augen, läßt sie aber nur dann aufleuchten, wenn die ‚Moral‘ es erlaubt. Bis an ihr seliges Ende wird sie sich ausgezeichnet konservieren. Guter Geschmack, reiche Kenntnisse, nicht allzu viel gelehrte Bildung. Und hier die Deutsche: sie gibt sich mehr ihren Gefühlen hin, hat weniger

Schliff als die beiden andern, dafür aber Gewissen, starken Arbeitswillen, ausgeprägtes Pflichtgefühl, nicht allzu viel Geschmack, etwas derben Humor. Wenn sie nicht auf der Hut ist, wird sie fett. Sie hat viel Gefühl, viel gesunden, klaren Hausverstand. Jedenfalls ist sie in jeder Hinsicht begabter als die beiden andern. Die da ist vielleicht kein besonderes Musterbeispiel, ich kann aber kein besseres auf-treiben. Hier mein Prachtexemplar einer Italienerin: inter-essant, schön gefirnißt, aber hinter dieser Fassade lauert etwas Grausames, oder sagen wir lieber: ungebändigte Natur. Sie trägt mit Grazie eine schöne Maske, die ihr aber gelegentlich herabgleiten kann. Sie weiß, was sie will, weiß es vielleicht nur zu gut, handelt, wo sie kann, nach eigenem Ermessen, wo sie nicht kann, nach dem eines andern. Ist nur dann poetisch, wenn ihre Sinne erwachen. Starkes Gefühl für die Familie und gelegentlich auch für andere; Gefahren blickt sie uner-schrocken ins Auge, doch versagen leicht ihre Nerven. Feiner Geschmack, dem aber arge Entgleisungen passieren können. Kein Sinn für die Natur, beachte den Zug da! Sie hat ein ent-schiedenes Urteil, doch mangeln ihr Fleiß und Erkenntnis-trieb. Und nun,“ fuhr Sir Lawrence fort und faßte Dinny ins Auge, „werd ich bald mein Musterexemplar einer Eng-länderin haben. Soll ich dir von i h r etwas erzählen?“

„Gott steh mir bei!“

„Keine Sorge, ich will ganz unpersönlich sein. Gut ent-wickeltes, ungewöhnlich beherrschtes Selbstbewußtsein. Das Ich ist für diese Dame ein ungebetener Gast. Sinn für Humor, gelegentlich auch Witz, der bisweilen alles Übrige an der Entfaltung hindert. Zum Unterschied von unsern andern Typen verrät sie das Bestreben, nicht so sehr häus-liche, als auch Arbeit auf öffentlichem und sozialem Gebiet zu leisten. So zart und durchsichtig scheint sie, als sei ihr

Körper aus Luft und Tau gewoben. Sie ist nicht sehr präzis in Wissen, Urteil, Denken, Handeln, doch im gegebenen Fall handelt sie entschieden. Die Sinne sind nicht besonders stark entwickelt, ästhetische Empfindungen werden mehr durch Naturschönheiten als durch Kunstgegenstände wachgerufen. Sie ist nicht so fähig wie die Deutsche, nicht so klar denkend wie die Französin, schillert nicht so farbig wie die Italienerin, ist nicht so diszipliniert und zielbewußt wie die Amerikanerin. Doch sie hat etwas an sich — vielleicht findest du, liebe Dinny, dafür den richtigen Ausdruck —, was in mir den Wunsch erweckt, sie um jeden Preis in meiner Sammlung kultivierter Frauentypen vertreten zu sehn.“

„Ich bin doch nicht im mindesten kultiviert, Onkel Lawrence.“

„Ich gebrauche dieses verwünschte Wort nur darum, weil mir just kein besseres einfällt. Ich verstehe darunter nicht etwa gelehrte Bildung, sondern jenen individuellen Stempel, den Abstammung und Erziehung dem Menschen aufprägen, wohlgemerkt, Abstammung u n d Erziehung. Wenn diese Französin auch die gleiche Erziehung genossen hätte wie du, sie trüge darum doch nicht den Stempel deiner Wesensart, noch hättest du, Dinny, i h r individuelles Gepräge, wärest du auch in den gleichen Verhältnissen aufgewachsen wie sie. Sieh dir einmal diese Russin aus der Vorkriegszeit an. Unsteter und beweglicher als jede der andern Frauen. Ich hab sie bei einem Trödler in der Vorstadt erstanden. Diese Frau war gewiß von dem Verlangen erfüllt, tief in alles einzudringen, doch nie hielt dieser Wunsch lange vor. Sicherlich ist sie im Laufschrift durchs Leben gestürmt — und wenn sie nicht gestorben ist, stürmt sie vielleicht heute noch. Doch diese Jagd greift sie weniger an, als sie d i c h angriffe. Ihre

Züge verraten dir, daß sie mehr erlebt hat und von diesem Erleben weniger mitgenommen wurde als jede meiner andern. Und hier siehst du meine Spanierin, vielleicht der interessanteste Typ der ganzen Sammlung: die Frau, die fern von der Gesellschaft der Männer aufwuchs; ein seltener Vogel heutzutage. Sanft und lieblich, etwas klösterlich, kein großer Wissenstrieb, nicht viel Energie, sehr viel Stolz, ganz wenig Eitelkeit. Ihre Leidenschaft muß verheerend wirken — meinst du nicht auch? —, und sie läßt wohl nicht so leicht mit sich reden. Also, Dinny, willst du dem Jungling sitzen?“

„Gewiß, wenn dir so viel dran liegt.“

„Freilich liegt mir dran, das ist nun einmal mein Steckpferd. Ich werd die Sache einfadeln. Er kann zu euch nach Condaford hinauskommen. Jetzt muß ich zuruck, darf bei Saxendens Abreise nicht fehlen. Hast du ihm schon einen Heiratsantrag gemacht?“

„Gestern nacht las ich ihn mit Huberts Tagebuch in Schlaf. Er kann mich nicht ausstehn. Ich wage es nicht, ihn um etwas zu bitten. Onkel Lawrence, ist er wirklich eine so große Nummer?“

Sir Lawrence nickte geheimnisvoll. „Saxenden ist der ideale Politiker,“ erklärte er. „Vorausfühlen kann er fast nichts, außer es dreht sich um sein eignes Ich. Ein Mann wie er läßt sich nicht unterkriegen; wie ein Kautschukmensch schnellt er immer und überall wieder in die Höhe. Na ja, der Staat braucht ihn eben. Wenn es keine Dickhäuter gabe, wen sollte man dann auf die Throne der Mächtigen setzen? Harte Sitze sind das, über und über mit Messingnägeln beschlagen. Du hast hier also deine Zeit vergeudet?“

„Ich hab ja noch ein zweites Eisen im Feuer.“

„Famos! Hallorsen reist auch ab. Der Bursche gefällt

mir. Durch und durch Amerikaner, aber ein Mann von echtem Schrot und Korn."

Er verließ sie. Da Dinny weder den Kautschukmenschen noch den Mann von echtem Schrot und Korn zu sprechen wünschte, ging sie auf ihr Zimmer.

Am nächsten Morgen gegen zehn brachen die Gäste auf, wie gewöhnlich bei solchen Besuchen auf Landsitzen überraschend schnell. Fleur und Michael brachten Adrian und Angela in ihrem Auto nach London zurück. Das Ehepaar Muskham reiste mit der Bahn heim, der 'Squire' und Lady Henrietta fuhren mit dem Auto quer durchs Land nach ihrem Gutssitz in Northamptonshire. Nur Tante Wilmet und Dinny waren zurückgeblieben. Die Tasburghs sollten mit ihrem Vater zum Lunch kommen.

„Ein liebenswürdiger Mann, Dinny,“ erklärte Lady Mont. „Alte Schule, ungemein höflich. Schade, daß sie kein Geld haben. Jeanne ist bezaubernd, findest du nicht auch?“

„Sie macht mir ein wenig Angst, Tantchen. Die weiß wahrhaftig, was sie will!“

„Ich finde es so amüsant, eine 'Partie' zustande zu bringen; ich hab schon so lang keine Gelegenheit gehabt. Möcht wirklich wissen, was Conway und deine Mutter zu mir sagen werden. Vor Aufregung werd ich gar nicht schlafen können.“

„Fang erst Hubert ein, Tantchen, deinen Liebling.“

„Ich hab ihn immer gern gehabt. Er hat ein echtes Cherrell-Gesicht, du nicht, Dinny, ich weiß nicht, woher du deine Farben hast — und er sitzt so elegant zu Pferd. Wo läßt er seine Reithosen schneiden?“

„Tantchen, mir scheint, er hat sich seit dem Krieg keine neuen angeschafft.“

„Und er trägt so schöne lange Westen. In den anliegenden, kurzgeschnittenen Westen sehn die Männer so gedrun-gen aus. Ich schick ihn mit Jeanne zu den Terrassen, den Portulak besichtigen — das beste Mittel, zwei junge Leute zusammenzubringen. Ah! Da kommt Boswell und Johnson — den muß ich abfangen.“

Am frühen Nachmittag traf Hubert ein.

„Dinny, ich hab mir die Veröffentlichung des Tagebuchs überlegt,“ begann er unvermittelt. „Es ist verdammt peinlich, seine Wunden vor aller Welt zu entblößen.“

Dinny war froh, daß sie noch keine weiteren Schritte unternommen hatte, und erwiderte sanft:

„Wie du willst, lieber Hubert.“

„Ich hab mir gedacht,“ fuhr er fort, „wenn ich hier keinen Posten finde, teilt man mich vielleicht einem der Sudan-Regimenter zu, oder der indischen Polizei — dort, scheint mir, herrscht an Offizieren Mangel. Ich werde Gott danken, wenn ich wieder aus England hinauskomme. Wer ist denn noch in Lippinghall?“

„Nur Onkel Lawrence, Tante Emily und Tante Wilmet. Der Pfarrer und seine Kinder kommen zum Lunch. Sie heißen Tasburgh, sind entfernte Verwandte von uns.“

„So!“ rief Hubert verdrossen.

Fast boshaft beobachtete Dinny die Ankunft der Geschwister. Hubert und der junge Tasburgh fanden sofort heraus, daß sie beide in Mesopotamien und am Persischen Golf in Diensten gestanden. Inmitten des Gesprächs, das sich über dieses Thema entspann, wurde Hubert auf Jeanne aufmerksam. Dinny sah, wie er sie lange prüfend betrachtete, als sei sie eine neue Vogelart, wie er dann die Augen von ihr wandte, lachte und sprach, und wie sein Blick wieder zu Jeanne zurückglitt.

„Hubert ist aber mager!“ ließ sich die Tante vernehmen.

Der Pfarrer streckte die Hände aus, als wolle er die Aufmerksamkeit auf sein wohlgerundetes Bauchlein lenken. „Gnädige Frau,“ meinte er, „in seinem Alter war ich noch magerer.“

„Ich auch,“ erklärte Lady Mont, „schlank wie du, Dinny!“

„Wir nehmen unverdient an Umfang zu, ha — ha! Sehn Sie sich einmal Jeanne an, gertenschlank; aber in vierzig Jahren — doch vielleicht wird die Jugend von heute nie korpulent. Die Schlankheitskuren, haha!“

Beim Lunch saß der Pfarrer Sir Lawrence an der verkürzten Tafel gegenüber, die beiden ältern Damen nahmen rechts und links von ihm Platz. Alan saß Hubert, Dinny Jeanne gegenüber.

„Vater, segne, was wir essen, daß wir Deiner nicht vergessen —“

„Ausgezeichnet, dieses Tischgebet!“ flüsterte der junge Tasburgh Dinny ins Ohr. „Segen über den Tiermord, wie?“

„Hasenbraten gibt's heut,“ murmelte Dinny, „und ich war dabei, wie man den Armen erschofß. Er schrie so erbärmlich auf.“

„Ebensogern möcht ich Hundebraten essen!“

Dinny sah ihn dankbar an.

„Wollen Sie uns nicht mit Ihrer Schwester in Condaford besuchen?“

„Geben Sie mir doch Gelegenheit!“

„Wann rücken Sie wieder zur Flotte ein?“

„Einen Monat hab ich Urlaub.“

„Sie hängen wohl sehr an Ihrem Beruf?“

„Ja,“ erwiderte er schlicht. „Diese Neigung ist mir angeboren, wir hatten immer einen Seemann in der Familie.“

„Und wir immer einen Soldaten“

„Ihr Bruder ist unerhört kühn. Ich bin so froh, daß ich ihn kennen lernte.“

„Danke, Blore,“ sagte Dinny, als der Diener den Hasen anbot „Kaltes Rebhuhn, bitte. Auch Mr. Tasburgh möchte kaltes Fleisch.“

„Roastbeef, Sir, Lammbraten, Rebhuhn.“

„Rebhuhn, bitte.“

„Ich hab einmal einem Hasen zugesehn, wie er sich die Ohren putzte,“ bemerkte Dinny.

„Wenn Sie so drein sehn wie jetzt, dann —“ rief der junge Tasburgh.

„Wie seh ich denn drein?“

„Ganz entrückt“

„Danke.“

Dinny sah forschend zu Hubert hinüber. Der dumpf brütende Ausdruck war aus seinen Zugen geschwunden; sein Blick hing wie gebannt an Jeannes unergründlich lockenden Augen. Dinny seufzte leise.

„Wie kommt es nur,“ fragte Sir Lawrence nachdenklich, „daß ich in den letzten Tagen auf meinem eigenen Tisch so gutes Futter finde? Dinny, was ist nur in deine Tante gefahren?“

Nach dem Lunch brachte Dinny eine Croquetpartie zustande. Sie und Alan spielten gegen den alten Tasburgh und Tante Wilmet. Jeanne und Hubert sahen sie zu den Terrassen mit den Portulakbeeten wandern. Die erstreckten sich vom tiefergelegenen Teil des Parks bis zum alten Obstgarten, hinter dem sich ein Wiesenhang dehnte.

„Die sehen den Portulak mit keinem Blick an!“ dachte das Mädchen.

Zwei Partien waren schon vorüber, als Dinny die beiden

aus einer andern Richtung in eifrigem Gespräch zurückkommen sah. „Schneller geht's nimmer!“ dachte sie und stieß den Ball des Pfarrers mit aller Kraft zurück.

„Hilf Himmell!“ murmelte der geschlagene Mann Gottes. Tante Wilmet, stramm wie ein Grenadier, rief laut: „Zum Teufel, Dinny, du bist unmöglich!“

Als Dinny später an der Seite des Bruders im offenen Auto saß, blieb sie schweigsam. Ihre Erwartungen hatten sich erfüllt und doch war sie niedergeschlagen. Bisher hatte Hubert niemanden so lieb gehabt, wie sie. Nun mußte sie sich mit einem bescheidenen Platz in seinem Herzen begnügen. Ab und zu sah sie ein Lächeln um seine Lippen huschen, da hieß es jetzt, alle Klugheit zusammennehmen.

„Wie gefallen dir unsere Verwandten?“

„Er ist ein braver Junge. Scheint in dich ziemlich verschossen.“

„So? Wirklich? Für wann sollen wir sie einladen?“

„Wann du willst.“

„Nächste Woche?“

„Gut.“

Offenbar ließ er sich nicht gern ausholen. Schweigend genoß sie den herrlichen Abend, auf den Hügeln ruhte noch der letzte Glanz der Sonne. Sie fuhren nach rechts und kamen über eine Brücke. Da faßte Dinny den Bruder am Arm:

„Erinnerst du dich noch, Hubert, an dieser Stelle haben wir die Eisvögel gesehn.“

Sie machten halt und blickten den Fluß entlang. Einsam und ruhig lag er da, ein friedlicher Wohnplatz für diese schimmernden Vögel. Durch die Weiden am westlichen Ufer fiel das Abendlicht und glitzerte auf den Wellen. Der stillste, zahmste Fluß der Welt, so schien es; er strömte mit

ruhigen, klaren Wellen zwischen freundlichen Feldern und zierlichen Bäumen an seinen Ufern hin. Voll Anmut war er, voll Lebensfreude.

„Vor dreitausend Jahren,“ sagte Hubert unvermittelt, „sah dieser alte Fluß wohl auch so aus, wie so mancher, den ich in der Wildnis gesehn. Ein regelloser Wasserlauf im unwegsamen Dschungel.“

Er fuhr weiter. Jetzt hatten sie das Sonnenlicht im Rücken, wie ein Gemälde breitete sich die Landschaft vor ihrem Blick.

Am Himmel stieg das Abendrot empor, sie jagten weiter. Die Stoppelfelder färbten sich dunkler und lagen einsam da; ab und zu flogen Vögel darüber in den Abend hinein.

Am Tor von Condaford stieg Dinny aus und summte: „Eine Schäferin war sie, so reizend und schön,“ und sah dabei ihrem Bruder ins Gesicht. Der aber machte sich mit dem Auto zu schaffen und schien die Anspielung nicht zu verstehn.

ZWÖLFTES KAPITEL

Das Charakterbild eines jungen Engländers von schweisamem Schlag ist nicht so leicht zu entwerfen. Die Spezies der Gesprächigen läßt sich muhelos ergründen. Ihre Manieren und Gepflogenheiten fallen ins Auge und sind für das Leben der Nation nicht eben von Bedeutung. Laut, geschwatzig, kritisch, erfinderisch, schlau, kennen und beachten sie nur die ihnen Wesensverwandten und bilden sozusagen eine schillernde Iris auf der Oberfläche eines Morasts, die den Grundschlamm verdeckt. In fließender Rede und in geistvollen Aphorismen sagen sie immer wieder — so gut wie nichts. Jene ändern aber, deren Leben von zielbewußter Arbeit erfüllt ist, bekommt man fast nie zu Gesicht, aber gediegene Menschen sind sie doch. Gefühle, die sich beständig in Worten entladen, zerflattern mit den Worten. Empfindungen, die nie zum Ausdruck gelangen, schlagen umso tiefer Wurzel. Hubert sah weder robust aus, noch war er geistig beschränkt. Selbst diese allgemein verbreiteten Merkmale der schweisamen Spezies waren bei ihm nicht zu finden. Er war geschickt, sensibel, durchaus nicht dumm und vermochte in seiner ruhigen Art Personen und Ereignisse so treffend zu beurteilen, wie die Redseligen es kaum für möglich gehalten hätten; doch behielt er sein Urteil für sich, ließ sich nie hören — bis vor kurzem hatte es ihm ja auch an Gelegenheit dazu gefehlt. Wer Hubert Cherrell in einem Rauchzimmer, beim Dinner, oder in einer ähnlichen Situation sah, in der

Schwatzmäuler brillieren, erkannte sofort, daß diesen jungen Mann weder Zeit noch Gelegenheit je gesprachig machen konnten. Weder das Universitätsleben, noch London hatten ihren geselligen Einfluß auf ihn geübt, er war ja schon in früher Jugend als Offizier in den Krieg gezogen. Und dann hatten ein achtjähriger Aufenthalt in Mesopotamien, Ägypten und Indien, ein Jahr der Krankheit und die Expedition Hallorsens seinem Gesicht einen abweisenden, verschlossenen und ziemlich bitteren Zug aufgeprägt. Ein Mann seines Schlags mußte sich bei einem müßigen Leben vor Kummer verzehren. Nur zu Roß, oder mit Hund und Flinte fand er das Dasein einigermaßen erträglich. Wenn es ihm aber an solcher Ablenkung gebrach, gab er sich dumpfem Bruten hin.

Drei Tage nach dem Besuch in Lippinghall trat Hubert, die 'Times' in der Hand, zu Dinny auf die Terrasse hinaus.

„Sieh dir das an!“

Dinny las:

„Geehrter Herr!

Gestatten Sie mir die Bitte, in Ihrem Blatte einen Irrtum richtigstellen zu dürfen. Wie ich erfahre, fühlt sich der Zweitkommandierende meiner Expedition, Hauptmann Hubert Cherrell, Inhaber der Tapferkeitsmedaille, der mit dem Transport betraut war, durch gewisse Abschnitte meines im Juli dieses Jahres erschienenen Buches ‚Bolivien und seine Geheimnisse‘ schwer betroffen. Beim neuerlichen Überlesen dieser Stellen kam ich zu der Überzeugung, daß wohl der Verdruß über das teilweise Mißlingen der Expedition und der Zustand der Überarbeitung, in dem ich mich nach der Heimkehr befand, mich zu ungerechtfertigter Kritik an Hauptmann Cherrells Vorgehen verleiteten. In der zweiten verbesserten Auflage, die hoffentlich bald erscheint, werden

die betreffenden Stellen geändert. Inzwischen möchte ich in Ihrem geschätzten Blatte die Beschuldigung zurückziehen. Es ist mir eine angenehme Pflicht, Hauptmann Cherrell und der britischen Armee, der er angehört, meine Entschuldigung auszusprechen und mein aufrichtiges Bedauern über jede Krankung, die ich ihm vielleicht verursacht habe.

Ihr sehr ergebener
Edward Hallorsen,
Professor.

Piedmont-Hotel
London ‘

„Recht nett,“ erklärte Dinny, ein wenig zitternd.

„Hallorsen in London! Zum Teufel, was führt er damit im Schilde?“

Langsam pflückte Dinny die gelben Blätter von einem Agapanthusstock. Plotzlich wurde ihr klar, wie gefährlich es sei, für andre Leute zu handeln.

„Das sieht fast aus, als fühlte er Reue.“

„Der und Reue! Der! Da steckt was dahinter.“

„Jawohl, ich.“

„Du?!“

Dinny verbarg ihren Schreck hinter einem Lacheln.

„Ich traf Hallorsen in London, in Angelas Haus. In Lippinghall war er auch zu Gast. So hab ich — eh — seine Bekanntschaft gemacht.“

Huberts bleiches Gesicht färbte sich feuerrot.

„Du hast ihn gebeten — gebettelt —?“

„Keine Spur!“

„Was denn?“

„Er schien an mir Gefallen zu finden. Seltsam — Hubert, ich kann nichts dafür.“

„Er tat das also, um sich bei dir einzuschmeicheln?“

„Du formulierst das wie ein Mann und Bruder.“

„Dinny!“

Dinny errötete gleichfalls und verbarg jetzt Ärger hinter ihrem Lächeln.

„Ich hab ihn nicht dazu verleitet, hab ihn oft genug abziehen lassen wie einen begossenen Pudel. Ganz von selbst hat er diese unsinnige Neigung gefaßt. Doch meiner Meinung nach, Hubert, ist er ein anständiger Kerl.“

„Das sagst du natürlich,“ gab Hubert kalt zurück. Sein Gesicht war wieder bleich geworden, fast aschfahl.

Impulsiv faßte ihn Dinny am Ärmel.

„Sei doch gescheit, lieber Hubert! Wenn er öffentlich widerrufen hat, mag sein Beweggrund auch noch so töricht sein, ist das nicht günstig für uns?“

„Nicht, wenn meine Schwester im Spiel ist. In diesen Dingen kenn ich keinen — keinen —“ Er fuhr sich mit den Händen an den Kopf. „Ich bin an allen Gliedern gefesselt. Jeder darf auf mir herumtrampeln und ich kann mich nicht wehren.“

Dinny hatte ihre kühle Ruhe wiedergewonnen.

„Sei unbesorgt, ich werde dich nicht kompromittieren. Aber dieser Brief in der ‚Times‘ kommt uns sehr gelegen. Er nimmt den Angreifern den Wind aus den Segeln. Wer kann nach diesem Widerruf noch etwas gegen dich sagen?“

Doch Hubert ließ den Zeitungsausschnitt in ihrer Hand und ging ins Haus zurück. Dinny war von kleinlicher Ehrsucht fast ganz frei. Ihr Sinn für Humor hinderte sie dran, ihren eigenen Leistungen Wert beizumessen. Nun fühlte sie, sie hätte dieser unerwarteten Entwicklung der Dinge vorbeugen müssen, aber wie?

Huberts Groll war nur zu natürlich. Wäre Halloisens Erklärung aus Überzeugung erfolgt, so hatte sie Hubert ver-

söhnlich gestimmt. Da sie aber dem Wunsch entsprang, seiner Schwester zu gefallen, steigerte sie nur noch seine Erbitterung. Hallorsens Neigung zu ihr brachte Hubert vollends in Harnisch. Immerhin bedeutete diese Zuschrift ein offenes, unzweideutiges Eingeständnis, daß die Kritik an ihrem Bruder ungerechtfertigt gewesen. Veränderte das nicht die Sachlage mit einem Schlag? Trotzdem begann Dinny sogleich darüber nachzudenken, wie sie Hallorsens Brief verwerten könne. Sollte sie diesen Zeitungsausschnitt vielleicht an Lord Saxenden senden? Da sie sich nun einmal in die Affäre eingelassen, beschloß sie, auch das noch zu tun, und trat ins Zimmer, um den Begleitbrief zu schreiben.

,Condaford, den 21 September

Geehrter Lord Saxenden!

Anbei übersende ich Ihnen einen Ausschnitt aus der heutigen ‚Times‘, der mir meine Kuhnheit vom letzten Abend in Lippinghall einigermaßen zu entschuldigen scheint. Nach einem so anstrengenden Tag hätte ich Sie wirklich nicht auch noch durch das Vorlesen gewisser Stellen aus dem Tagebuch meines Bruders langweilen sollen. Es war unverzeihlich von mir und ich begreife sehr wohl, daß Sie zum Schlaf Ihre Zuflucht nahmen. Doch die Beilage wird Ihnen zeigen, welch ungerechte Kritik mein Bruder erdulden mußte.

Hoffentlich verzeihen Sie also

Ihrer ergebenen
Elizabeth Cherrell.

Sie schloß den Zeitungsausschnitt bei, schlug Lord Saxendens Londoner Adresse nach, schrieb sie auf den Umschlag und setzte drunter den Vermerk ‚Privat‘.

Als sie kurz danach zu Hubert wollte, erfuhr sie, er habe sich im Auto nach der Stadt begeben . . .

Hubert fuhr in raschem Tempo. Dinnys Erklärung über Hallorsens Brief hatte ihn tief erregt. Er legte die langweiligen achtzig Kilometer in kaum zwei Stunden zurück und traf um ein Uhr mittags im Piedmont-Hotel ein. Seit er vor sechs Monaten Hallorsen verlassen, hatten beide kein Wort mehr gewechselt. Hubert übergab seine Karte und wartete in der Halle. Er wußte nicht recht, was er Hallorsen eigentlich sagen wollte. Als die hohe Gestalt des Amerikaners hinter dem Hotelboy auftauchte, überlief es ihn eiskalt.

„Hauptmann Cherrell!“ rief Hallorsen und streckte ihm die Hand entgegen.

Huberts angeborene Scheu vor Szenen war noch stärker als sein Groll; er nahm die Hand, doch ohne sie zu drücken.

„Aus der ‚Times‘ habe ich ersehn, daß Sie in London sind. Könnte ich Sie irgendwo ungestört fünf Minuten sprechen?“

Hallorsen fuhrte ihn zu einem Erkerfenster und hieß den Kellner ein paar Cocktails bringen.

„Danke, ich nehme nichts. Doch gestatten Sie, daß ich rauche?“

„Hoffentlich die Friedenspfeife, Hauptmann Cherrell.“

„Weiß nicht. Eine Ehrenerklärung, die nicht aus aufrichtiger Überzeugung kommt, hat in meinen Augen nicht den geringsten Wert.“

„Wer sagt Ihnen, daß sie nicht aus aufrichtiger Überzeugung kommt?“

„Meine Schwester.“

„Ihre Schwester, Hauptmann Cherrell, ist eine ungemein feine und bezaubernde Dame. Ich mochte ihr nicht gern widersprechen.“

„Nehmen Sie mir's krumm, wenn ich ganz offen mit Ihnen spreche?“

„Keine Idee.“

„Dann ziehe ich es entschieden vor, von Ihnen keine Ehrenerklärung zu erhalten, als sie Ihrer Neigung für meine Schwester zu verdanken.“

„Nun,“ erwiderte Hallorsen nach einem Schweigen, „ich kann doch nicht der ‚Times‘ schreiben, daß ich eine irrtumliche Ehrenerklärung abgab. Ich zweifle sehr, ob sie diese Berichtigung bringen würde. Ich war schwer verstimmt, als ich mein Buch schrieb. Das habe ich schon Ihrer Schwester erklärt und wiederhole es Ihnen heute nochmals. Ich hatte alles Mitgefühl verloren und das tut mir jetzt aufrichtig leid.“

„Auf Ihr Mitgefühl verzichte ich. Ich will Gerechtigkeit. Hab ich den Mißerfolg verschuldet oder nicht?“

„Na, ohne Frage hat Ihr Unvermögen, dieses Pack beisammen zu halten, mir die letzte Chance verdorben.“

„Das geb ich zu. Aber war es meine Schuld, daß ich es nicht zuwege brachte, oder die Ihre, weil Sie ein Ding der Unmöglichkeit von mir verlangten?“

Eine volle Minute sahn die beiden Männer einander stumm in die Augen. Dann streckte Hallorsen Hauptmann Cherrell nochmals die Hand entgegen.

„Schlagen Sie ein!“ bat er, „es war meine Schuld.“

Hubert wollte ihm impulsiv die Hand reichen, zog sie aber auf halbem Weg wieder zurück.

„Einen Augenblick! Sagten Sie das meiner Schwester zu Gefallen?“

„Nein, Herr, aus Überzeugung.“

Hubert ergriff die dargebotne Hand.

„Ausgezeichnet!“ rief Hallorsen. „Wir haben einander

nicht verstanden, Hauptmann. Seit ich jedoch in einem eurer alten Herrenhäuser zu Gast war, begreife ich, warum es so kommen mußte. Ich hatte von Ihnen etwas erwartet, was man von euch Engländern der vornehmen Gesellschaft nicht erwarten darf: so zu reden, wie euch der Schnabel gewachsen ist. Man muß, scheint mir, eure Äußerungen gewissermaßen übersetzen und ich brachte das nicht zuwege, drum waren wir einander ein Buch mit sieben Siegeln. Und auf diese Art gerieten wir in Streit.“

„Ich weiß nicht warum, aber wir haben uns grundlich zerstritten.“

„Ich wollte, wir konnten einen neuen Anfang machen.“

Hubert schauderte zusammen „Ich nicht.“

„Ich will tun, was ich nur kann, meinen Fehler gutzumachen. Und nun, Hauptmann, möchten Sie nicht mit mir zum Lunch kommen? Wollen Sie mir nicht sagen, womit ich Ihnen dienen konnte?“

Einen Augenblick schwieg Hubert, seine Miene blieb unbewegt, nur die Hände bebten leicht

„Besten Dank!“ entgegnete er, „ich weiß nichts.“

Und sie begaben sich ins Lunchzimmer.

DREIZEHNTES KAPITEL

In diesem zweifelhaften Menschenleben steht doch eines außer Zweifel: Alles, was seinen Weg durch ein öffentliches Amt nimmt, geht ganz anders aus, als der Privatmann meint.

Hätte Dinny ebensoviel Erfahrung wie Schwesterliebe besessen, sie hatte sich wohl gehütet, den schlafenden Leu zu wecken. Sie wußte eben noch nicht, daß Briefe an Würdenträger und hohe Beamte meist genau das Gegenteil von dem bewirken, was der Absender damit bezweckt. Dinnys Brief rief nur Lord Saxendens Eigendunkel wach, was man bei Männern in Amt und Würden vermeiden muß, und brachte ihn dazu, sich um die Angelegenheit überhaupt nicht zu kümmern. Bildete dieses junge Frauenzimmer sich etwa ein, er, Lord Saxenden, habe nicht durchschaut, daß jener Amerikaner ihr aus der Hand fraß? Es zeigte sich wieder einmal die Ironie des Schicksals: Hallorsens Erklärung veranlaßte die Behörden gerade zu strengerer Kritik und schärferem Argwohn in Huberts Angelegenheit. Zwei Tage vor Ablauf des Krankenjahren erhielt dieser die Nachricht, sein Urlaub sei auf unbestimmte Zeit verlängert und sein Gehalt auf die Hälfte reduziert, so lange die vom Abgeordneten Major Motley im Unterhaus vorgebrachte Beschuldigung nicht entkräftet sei.

Dieses Mitglied der Militärkommission hatte als Antwort auf Hallorsens Erklärung in der ‚Times‘ ebenfalls einen

Brief veröffentlicht und darin an den Professor die Frage gerichtet, ob die Prügel und das Erschießen, wovon er in seinem Buch berichte, überhaupt nicht auf Wahrheit beruhten. Wenn dies aber der Fall sei, wie könne der Verfasser diesen verbluffenden Widerspruch erklären? Hallorsen hatte darauf entgegnet, sein Bericht in dem Buch über Bolivien gebe die Tatsachen richtig wieder, doch die Schlüsse, die er aus den Tatsachen gezogen, seien irrig; Hauptmann Cherrell habe durchaus nicht unkorrekt gehandelt.

Als Hubert die Nachricht erhielt, sein Urlaub sei auf unbestimmte Zeit verlängert worden, begab er sich ins Kriegsministerium, brachte jedoch keinen andern Trost heim als die inoffizielle Mitteilung eines Bekannten, die bolivianische Regierung habe sich eingemengt. Über diese Botschaft gerieten die Bewohner von Condaford in helle Bestürzung. Keiner der vier jungen Leute — die Tasburghs weilten noch auf Condaford zu Gast und Clare war noch nicht aus Schottland zurückgekehrt — ermaß die volle Bedeutung dieser Kunde, noch ahnte ja keiner von ihnen, wie weit ein Beamter gehn kann, wenn er auszieht, seine Pflicht zu erfüllen. Doch den General erschütterte die Nachricht so sehr, daß er nach London fuhr und dort über Nacht im Klub blieb.

Am selben Tag sagte Jeanne Tasburgh ruhig nach dem Tee, während sie den Billardstock mit Kreide rieb:

„Was bedeutet diese Nachricht aus Bolivien?“

„Nun, dies und das. Du weißt ja, ich hab einen Bolivianer erschossen.“

„Er hat doch dir ans Leben gewollt.“

„Allerdings.“

Sie lehnte den Stock hin; ihre schlanken, kraftvollen, braunen Hände gruben sich in die Polsterwand des Billards.

Plötzlich trat sie auf Hubert zu, schob ihre Hand unter seinen Arm und erklärte: „Gib mir einen Kuß, ich gehöre jetzt dir.“

„Jeannel!“

„Still, Hubert! Nichts von Ritterlichkeit oder ähnlichem Unsinn. Du sollst diese scheußliche Sache nicht allein auskochen müssen. Ich will sie mit dir teilen. Gib mir einen Kuß!“

Sie erhielt den Kuß, einen langen Kuß, tröstend und befreiend für beide. Doch kaum war er vorbei, sagte Hubert:

„Jeanne, erst muß diese Geschichte in Ordnung sein, früher ist es ganz unmöglich.“

„Selbstverständlich kommt sie in Ordnung, ich werde sie einrenken. Wir wollen schleunigst heiraten, Hubert. Vater wird mir hundert Pfund im Jahr geben, was kannst du aufbringen?“

„Ich habe dreihundert Privateinkommen jährlich und halbes Gehalt, das mir aber vielleicht entzogen wird.“

„Sichere vierhundert Pfund also jährlich. Junge Leute haben schon mit viel weniger geheiratet. Auch bleibt es ja nicht dabei. Natürlich können wir heiraten. Wo?“

Hubert stand atemlos da.

„In Kriegszeiten,“ fuhr Jeanne fort, „hat man auch vom Fleck weg geheiratet. Man konnte nicht warten, weil der Mann in den Tod ging. Noch einen Kuß!“

Atemloser denn je stand Hubert da, den Hals noch immer von ihren Armen umschlungen. So fand Dinny die beiden.

Jeanne gab noch immer seinen Hals nicht frei und erklärte:

„Wir heiraten, Dinny. Wo sollen wir das am besten erledigen? Im Standesamt? Aufgebote nehmen so viel Zeit in Anspruch.“

Dinny riß Mund und Augen auf.

„Daß du dich so schnell erklärst, Jeanne, hätt ich nicht erwartet.“

„Ich mußte doch Hubert ist kindisch in seiner Ritterlichkeit. Vater wird vom Standesamt nichts wissen wollen. Konnten wir nicht die Erlaubnis zur Trauung ohne Aufgebot erwirken?“

Huberts Hände lagen auf ihren Schultern. Er hielt sie ein wenig von sich.

„Sei doch ernst, Jeanne.“

„Das bin ich ja. Wenn wir ohne Aufgebot getraut werden, braucht niemand etwas zu erfahren, eh nicht alles vorbei ist. Da wird sich auch niemand drüber aufregen.“

„Mir scheint, du hast recht,“ erklärte Dinny ruhig. „Wenn etwas geschehn muß, tut man es am klugsten schnell ab. Ich denke, Onkel Hilary würde euch zusammengeben.“

Hubert ließ die Hände sinken. „Ihr seid beide übergeschnappt.“

„Hoflich!“ gab Jeanne zurück. „Die Männer sind doch hirnrißig. Zuerst wünschen sie sich was, und wird es ihnen dann geboten, so zaudern sie wie alte Weiber. Wer ist denn Onkel Hilary?“

„Pfarrer von Sankt Augustin im Grunen. Er hat einen sehr schwach entwickelten Sinn für das, was sich schickt.“

„Bravo! Hubert, morgen gehst du zu ihm und besorgst die Lizenz für die Trauung ohne Aufgebot. Wir holen dich dann ab. Dinny, wo können wir in London übernachten?“

„Angela wird uns gewiß gern aufnehmen.“

„Einverstanden. Wir müssen in Lippinghall haltmachen, ich muß mir einige Kleider holen und mit Vater sprechen. Ich werd es ihm eröffnen, während ich ihm das Haar schneide, da kann er keine Geschichten machen. Alan soll auch mitkommen, wir werden doch einen Brautführer brauchen.“

Und du, Dinny, bringst inzwischen Hubert zur Vernunft.“

Als sie mit dem Bruder allein war, meinte Dinny:

„Hubert, sie ist ein Prachtmadel und durchaus nicht übergeschnappt. Das Tempo ist atemraubend, aber Jeanne hat enorm viel gesunden Menschenverstand. Arm ist sie ja immer gewesen, da macht es ihr gar nichts aus.“

„Das ist es nicht. Aber etwas Verhangnisvolles scheint über mir zu schweben, und das wird dann auch sie treffen.“

„Wenn du sie nicht heiratest, trifft es sie noch schlimmer. Ich täte es an deiner Stelle, lieber Junge. Vater wird nichts dagegen haben. Sie gefällt ihm und er sieht es gewiß lieber, du heiratest ein mutiges Mädchen aus guter Familie als einen Geldsack.“

„Es kommt mir so unschicklich vor — eine Trauung ohne Aufgebot,“ murmelte Hubert.

„Es ist romantisch und überdies läßt du den Leuten ja nicht einmal Zeit, es für passend zu halten oder nicht. Sie werden sich mit der Tatsache abfinden wie immer.“

„Aber was wird Mutter sagen?“

„Wenn du willst, teile ich es ihr mit. Sie wird gewiß nicht viel dagegen haben. So modern, daß du irgendein Revuegirl heiratest, bist du ja doch nicht. Mutter bewundert Jeanne, Tante Emily und Onkel Lawrence ebenfalls.“

Huberts Miene hellte sich auf.

„Also ich heirate. Wie wunderbar! Schließlich hab ich keinen Grund, mich zu schämen.“

Er trat auf Dinny zu, küßte sie fast heftig und eilte hinaus. Dinny blieb im Zimmer und übte einen Billardstoß. Trotz ihres sachlichen Verhaltens war sie tief bestürzt. Die Umarmung, bei der sie die beiden ertappt, war so leidenschaftlich gewesen. Das Mädchen schien eine so seltsame Mischung von Gefühl und Selbstbeherrschung, Lava und

Stahl, war so gebieterisch und dabei noch so lachhaft jung. Die Sache war vielleicht ein Wagnis. Aber jetzt schon hatte sie Hubert zu einem ganz andern Menschen gewandelt. Dennoch behagte Dinny die Geschichte nicht ganz. Ihr selbst wäre ein solches Auflodern der Leidenschaft einfach unmöglich gewesen. Wenn sie ihr Herz verschenkte, würde das nicht so stürmisch geschehn. Ihre alte schottische Kinderfrau pflegte immer zu sagen: „Miß Dinny weiß, woher der Wind weht.“ Sie war nicht stolz auf diesen ‚Sinn für Humor, diesen Witz, der bisweilen alles andre an der Entfaltung hinderte.‘ Sie beneidete Jeanne um ihre frische Entschlußkraft, Alan um seine schlichte Überzeugung, Hallorsen um seinen robusten Wagemut. Immerhin, auch sie hatte so manches in die Waagschale zu werfen. Ein leises Lächeln auf den Lippen, ging sie zu ihrer Mutter.

Lady Cherrell saß in ihrem Allerheiligsten neben dem Schlafzimmer und nähte Musselinsäcke für die Blätter der duftenden Verbene, die sich am Haus emporrankte.

„Liebste Mutter,“ rief Dinny, „mach dich auf einen leichten Nervenschock gefaßt. Erinnerst du dich noch an meinen Wunsch, wir könnten für Hubert ein modernes Prachtgirtl aufreiben? Nun, wir haben es. Soeben hat Jeanne ihm einen Heiratsantrag gemacht.“

„Dinny!“

„Sie lassen sich vom Fleck weg trauen, ohne Aufgebot.“

„Aber um Gotteswillen —!“

„Freilich! Morgen fahren wir also nach London. Jeanne und ich wohnen bei Angela, bis alles erledigt ist. Hubert wird es Vater sagen.“

„Aber Dinny, im Ernst —?“

Durch einen Berg von Musselin arbeitete Dinny sich zur Mutter durch, kniete vor sie hin und umschlang sie.

„Ich fühle ganz wie du,“ erklärte sie. „Na, vielleicht doch nicht ganz so, weil ich ihn nicht geboren habe. Doch bedenk, liebste Mutter, alles ist ja in bester Ordnung. Jeanne ist ein wundervolles Geschöpf und Hubert scheint bis über die Ohren in sie verschossen. Die Geschichte schlägt ihm schon jetzt sehr gut an, Jeanne wird dafür sorgen, daß er den Kopf nicht hängen läßt.“

„Aber die Geldfrage, Dinny!“

„Vom Vater erwarten sie nichts. Für einen einfachen Haushalt langt ihr Einkommen und in der ersten Zeit müssen sie ja nicht gleich Kinder kriegen.“

„Ich denke nicht. Es kommt so schrecklich unerwartet. Weshalb nur eine Trauung ohne Aufgebot?“

„Plotzliche Eingebung. Jeanne hat sie gehabt.“ Dinny faßte die schlanke Gestalt Lady Cherrells. „Huberts nächste Zukunft sieht ohne Frage recht düster aus, Mutter.“

„Ach ja, ich bin ganz niedergeschlagen und dein Vater ist es nicht minder, wenn er auch nicht viel sagt.“

Mehr wollten beide von ihrem Kummer nicht laut werden lassen, drum zogen sie es vor zu beraten, wo das wagemutige junge Paar sein Nest bauen solle.

„Könnten sie denn nicht bei uns auf Condaford wohnen, bis diese Sache erledigt ist?“ fragte Lady Cherrell.

„Vermutlich finden sie es amüsanter, in der eignen Küche Geschirr zu waschen. Gerade jetzt ist es ungemein wichtig, daß Hubert munter und rege bleibt.“

Lady Cherrell seufzte. Korrespondenzen, Gartenpflege, Anordnungen im Haushalt und Ausschußsitzungen der Pfarrgemeinde waren allerdings nicht aufregend. Und den jungen Leuten fehlten in Condaford sogar diese Zerstreuungen.

„Es ist freilich still bei uns,“ gab sie zu.

„Gott sei Dank!“ murmelte Dinny. „Doch Hubert braucht gerade jetzt Leben und Bewegung. All das wird er mit Jeanne in London finden. Vielleicht können sie eine Arbeiterwohnung mieten, nur für kurze Zeit. Also, liebste Mutter, tu, bitte, heut abend so, als wüßtest du gar nichts, und wir alle werden wissen, daß du alles weißt. Das wirkt so beruhigend.“

Sie gab der Mutter einen Kuß auf den sorgenvoll lächelnden Mund und verließ das Zimmer.

Am nächsten Morgen zogen die Verschwornen schon zu früher Stunde aus. Wie Jeanne meinte, sah Hubert wie vor einem Hindernisreiten drein. Alan zeigte sich gewandt als angehender Brautführer, Dinny entschlossen, alles von der heitern Seite zu nehmen, nur Jeanne schien völlig ungerührt. Sie fuhren im Auto der Tasburghs, setzten Hubert am Bahnhof ab und schlugen den Weg nach Lippinghall ein. Jeanne chauffierte, die beiden andern saßen hinten.

„Dinny,“ fragte der junge Tasburgh, „könnten wir uns nicht auch gleich ohne Aufgebot trauen lassen? Verschaffen wir uns die Lizenz.“

„Gebuhrenermäßigung bei Abnahme mehrerer Exemplare. Benimm dich! Wenn du erst wieder auf See bist, hast du mich in einem Monat vergessen.“

„Seh ich danach aus?“

Prüfend blickte Dinny in sein braunes Gesicht.

„Stellenweise schon.“

„Sei doch endlich einmal ernst!“

„Ich kann nicht. Ich sehe Jeanne vor mir, wie sie dem Vater eine Locke abzwickt und dabei ruft: ‚Also los, Papa, gib deinen Segen oder du wirst ratzekahl geschoren!‘ Und der Pfarrer erwidert: ‚Ich? Nie — und nimmer!‘ Da

zwickte Jeanne eine zweite Locke weg und ruft: „Also abgemacht. Ich krieg hundert Pfund im Jahr, oder deine Augenbrauen sind fort.“

„Jeanne ist ein wahrer Drache. Dinny, versprich mir wenigstens, daß du keinen andern heiratest!“

„Stell dir doch vor, ich liebte jemanden rasend, willst du mir da mein junges Leben verderben?“

„Jawohl!“

„So antworten die Liebhaber auf der Leinwand nicht.“

„Ich nehme rascheres Tempo,“ erklärte Jeanne und lehnte sich zurück. Der Geschwindigkeitszähler stieg rapid: sechzig — siebzig — funfundsiebzig — achtzig —! Des Seemanns Hand schob sich unter Dinnys Arm.

„So geht das nicht weiter, der Motor explodiert noch. Aber diese Straße fordert einen dazu heraus.“

Dinny saß mit starrem Lächeln da; sie haßte so schnelle Fahrten und bemerkte klagend, als Jeanne wieder das gewöhnliche Fünfzig-Kilometer-Tempo einschlug:

„Jeanne, ich bin inwendig noch ganz neunzehntes Jahrhundert.“

Später beugte sie sich wieder vor: „Ich möchte mich nicht in Lippinghall schn lassen. Bitte fahr gradeswegs zum Pfarrhof und halt mich dort irgendwo versteckt, während du mit dem Vater verhandelst.“

Sie wurde im Speisezimmer gegenüber dem Ahnenbild untergebracht, von dem Jeanne ihr erzählt hatte, und betrachtete es voll Neugier. Darunter stand: „1553. Catherine Tastburgh, geborene Fitzherbert, im 36. Lebensjahr, Gattin des Sir Walter Tastburgh.“

Das altersgebräunte Gesicht über dem langen, von steifer Krause umschloßnen Hals sah so aus, wie Jeanne fünfzehn Jahre später aussehen mochte. Die gleiche Linie von den

breiten Backenknochen zu dem spitzen Kinn, die gleichen langgeschnittnen, lockenden Augen mit dunklen Wimpern; selbst die unter der Brust verschrankten Hände glichen genau den Händen Jeannes. War wohl die Geschichte dieser seltsamen Vorgängerin bekannt? Und wurde sich diese Geschichte in ihrem Ebenbild wiederholen?

„Sicht sie nicht Jeanne geradezu erschreckend ähnlich?“ Mit dieser Frage trat der junge Tasburgh ein. „Die hatte, wie es heißt, einen eisernen Schadel. Sie soll ihr eigenes Begräbnis inszeniert haben und bei den Katholikenverfolgungen, kurz nach dem Regierungsantritt Elisabeths, aus England geflohn sein. Weißt du, wie es damals allen Priestern ging, die nach katholischem Ritus die Messe lasen? Daß ihnen dafür der Bauch aufgeschlitzt wurde, war eine Kleinigkeit. Christentum, wahrhaftig! Diese Dame hat, denk ich, so manchen Draht gezogen. Ich wette, die betrieb auch alles im Eiltempo.“

„Nichts Neues von der Front?“

„Jeanne hat sich mit einer alten Nummer der ‚Times‘, einem Handtuch und einer Schere in Vaters Arbeitszimmer begeben. Der Rest ist Schweigen.“

„Weißt du nicht irgendein Versteck, aus dem wir sie beobachten können, wenn sie herauskommen?“

„Setzen wir uns auf die Treppe. Wenn sie nicht zufällig hinaufgehn, bemerken sie uns nicht.“

Dinny und Alan verließen das Zimmer, hockten sich in einen dunklen Winkel der Treppe und spahnten durchs Geländer nach der Tür der Bibliothek. Mit einem Gruseln wie in den Kindertagen wartete Dinny drauf, daß die Tür sich auf tat. Plötzlich trat Jeanne heraus, in der einen Hand eine Tüte aus Zeitungspapier, in der andern eine Schere. Die Lauscher hörten sie sagen:

„Vergiß nicht, Lieber, daß du heut nicht ohne Hut aus dem Haus darfst.“

Die unartikulierte Antwort wurde vom Schließen der Tür ubertönt. Dinny erhob sich und rief übers Geländer: „Nun, wie steht's?“

„Alles in Ordnung. Er hat ein wenig geknurr — weiß nicht, wer ihm in Zukunft die Haare schneiden wird undso weiter. Die Lizenz zur Trauung ohne Aufgebot halt er fur Geldvergeudung. Aber die hundert Pfund im Jahr wird er mir geben. Als ich fortging, stopfte er sich grade die Pfeife.“ Sie blieb stehn und guckte in die Papiertute: „Es hat ihn ziemlich viel Haare gekostet. Dinny, wir nehmen sofort den Lunch, dann fahren wir gleich wieder weiter.“

Beim Lunch benahm sich der Pfarrer höflich wie immer. Dinny beobachtete ihn aufmerksam, ja bewundernd — ein Witwer in vorgerückten Jahren, jetzt sollte er seine einzige Tochter verlieren, die ihm in Haus und Pfarre alles besorgte, sogar das Haarschneiden. Und doch schien er ruhig wie immer, kein Laut des Unmuts stahl sich über seine Lippen. War das nun seiner Erziehung zuzuschreiben, seiner Vaterliebe, oder atmete er am Ende gar erleichtert auf? Dinny kam drüber nicht recht ins klare, ihr Herz begann unruhig zu schlagen. Nun stak Hubert bald in des Pfarrers Schuh. Sie starrte Jeanne an. Ohne Zweifel konnte die ebenfalls ihr eigenes Begräbnis inszenieren, vielleicht auch das andrer Leute. Aber ihr Kommando würde gewiß nie rau und ordinär klingen, als gewöhnlicher Hausdrache entpuppte sie sich wohl nie. Wenn nur Hubert und sie genügend Humor besaßen!

Nach dem Lunch nahm der Pfarrer Dinny beiseite.

„Meine liebe Dinny — ich darf Sie doch wohl so

162

nennen? — was halten Sie von der Sache und was sagt Ihre Frau Mutter dazu?“

„Wir denken beide: ‚Eins, zwei, drei im Sauseschritt —‘“

„Nun,“ erwiderte der Pfarrer versonnen, „Jeanne ist ein gutes Mädchen; ungemein — eh — tatkräftig. Bin froh, daß unsere Familien wieder — eh — durch Verwandtschaftsbande verknüpft werden. Mir wird sie freilich arg fehlen, aber — eh — man darf nicht immer an sich selbst denken.“

„Was wir auf der einen Seite verlieren, gewinnen wir auf der andern,“ murmelte Dinny.

Des Pfarrers blaue Augen zwinkerten.

„Ach ja! Der Mensch muß sich fügen. Jeanne will nicht, daß ich sie bei der Trauung dem Gatten übergebe. Hier ist ihr Taufschein, falls man ihn verlangen sollte. Sie ist mündig.“

Er zog einen langen vergilbten Zettel hervor. „Du meine Gute!“ fügte er ergriffen hinzu.

Dinny wußte wieder nicht recht, ob sie ihn bedauern sollte. Gleich darauf fuhren sie davon.

VIERZEHNTE KAPITEL

Die beiden Mädchen setzten Alan Tasburgh in seinem Klub ab und lenkten das Auto nach dem Chelsea-Viertel. Dinny hatte nicht gedrahtet, sie verließ sich auf ihr gutes Glück, Angela zu treffen. Als sie das Haus in der Oakley Street erreichten, stieg sie aus und klingelte. Eine ältliche Hausgehilfin öffnete mit verstörter Miene:

„Mrs. Forest zu Hause?“

„Nein, Miß, Hauptmann Forest.“

„Was, Hauptmann Forest?“

Das Mädchen spahte nach rechts und links und sprach dann leise in hastigem Ton:

„Jawohl, Miß; der Schreck ist uns in alle Glieder gefahren, wir wissen nicht, was wir anfangen sollen. Zur Lunchzeit kam plötzlich Hauptmann Forest herein, wir hatten nicht die leiseste Ahnung. Die gnädige Frau war nicht daheim. Sie erhielt ein Telegramm, aber Hauptmann Forest hat es übernommen. Und zweimal hat sie jemand telephonisch zu sprechen verlangt, wollt aber keine Botschaft hinterlassen.“ Dinny rang nach Worten:

„Was — was für einen Eindruck macht er denn?“

„Weiß wirklich nicht, Miß. ‚Wo ist die gnädige Frau?‘ hat er gefragt, kein Wort weiter. Er sieht soweit ganz normal aus, weil wir aber so gar keine Ahnung hatten, haben wir Angst. Die Kinder sind zu Hause, aber wir wissen nicht, wo die gnädige Frau ist.“

„Einen Augenblick!“ sagte Dinny und ging zum Auto zurück.

„Was ist los?“ fragte Jeanne beim Aussteigen.

Die beiden Mädchen besprachen sich rasch auf der Straße, die Hausgehilfin sah ihnen von der Tür aus zu.

„Ich muß Onkel Adrian aufsuchen,“ erklärte Dinny, „der Kinder wegen.“

„Tu das, ich geh inzwischen hinein und wart auf dich. Das Mädchen sieht ganz verstört drein.“

„Er war, glaub ich, oft gewalttätig, Jeanne. Vielleicht ist er jetzt entsprungen.“

„Nimm das Auto, mir wird nichts passieren.“ Dinny druckte ihr die Hand:

„Ich nehm ein Taxi, dann hast du das Auto zur Hand, wenn du fort willst.“

„Gut! Sag dem Mädchen, wer ich bin, dann verschwinde. Es ist schon vier.“

Dinny sah zum Haus empor, da gewahrte sie plötzlich ein Gesicht im Fenster des Speisezimmers. Sie hatte Hauptmann Forest erst zweimal geschn, erkannte ihn aber augenblicklich wieder. Man vergaß sein Gesicht nicht so bald, es war, als lodere hinter diesen Zügen ein Feuer. Ein scharf geschnittnes, hartes Gesicht, mit kurz gestutztem Schnurrbart, breiten Backenknochen, dichtem, leicht ergrautem Haar und stahlhellen, flackernden Augen. Jetzt starrten diese Augen sie an, so unstet und angestrengt, daß sie gequält zur Seite blickte.

„Sieh nicht hinauf! Da ist er — hinterm Fenster!“ sagte Dinny zu Jeanne. „Er sieht ganz normal aus, ist sorgfältig gekleidet, nur seine Augen — gehn wir lieber beide weg, oder bleiben wir beide hier.“

„Sei unbesorgt, ich weiß mir schon zu helfen. Fahr du nur fort!“ Und Jeanne trat ins Haus.

Dinny eilte fort. Dieses plötzliche Wiederauftauchen eines Mannes, den alle für hoffnungslos geisteskrank gehalten, war beunruhigend. Sie wußte nichts von den näheren Umständen seiner Internierung, überhaupt nichts, nur daß Angela vor seinem völligen Zusammenbruch furchtbare Zeiten mit ihm durchgemacht hatte. Nun dachte sie sogleich an Adrian; der war gewiß der einzige, der näher Bescheid wußte. In ihrer Angst schien ihr die Fahrt endlos. Sie traf ihren Onkel, als er eben das Museum verlassen wollte, und erzählte ihm hastig den Vorfall. Entsetzt starrte er sie an.

„Weißt du nicht, wo Angela ist?“ fugte sie hinzu.

„Heut abend sollte sie bei Fleur und Michael dinieren. Ich wollte auch hingehn. Wo sie jetzt ist, weiß ich nicht. Fahren wir gleich in die Oakley Street zurück. Ein Blitz aus heiterm Himmel!“

Sie stiegen ins Auto.

„Könntest du nicht in die Irrenanstalt telephonieren, Onkel?“

„Das wag ich nicht auf eigene Faust, vorher muß ich mit Angela sprechen. Er sieht normal aus, sagst du?“

„Ja, bis auf die Augen — aber diesen seltsamen Blick hat er, wenn ich mich recht entsinne, immer gehabt.“

Adrian fuhr sich an den Kopf. „Grauenhaft! Meine arme Angela!“

Dinnys Herz krampfte sich zusammen — er und die Frau taten ihr so leid.

„Und wie grauenhaft,“ fuhr Adrian fort, „daß die Heimkehr des armen Teufels so auf uns wirkt. O du mein Gott! Ein schwerer Schlag, Dinny, ein schwerer Schlag.“ Dinny drückte seinen Arm.

„Was bestimmt denn das Gesetz in solchen Fällen, Onkel?“

„Weiß der Himmel! Angela hat sich nie ein Attest ausstellen lassen, sie wollte davon nichts hören. Man hat ihn als Privatpatienten aufgenommen.“

„Aber er konnte doch unmöglich nach Belieben weggehn, ohne daß man seiner Frau Nachricht gab?“

„Wer weiß, was da geschehn ist! Vielleicht ist er so verrückt wie nur je und in einem lichten Augenblick davon. Doch was wir auch tun,“ — Dinny war von seiner Miene bei diesen Worten ergriffen — „wir müssen an ihn genau so denken wie an uns selbst. Wir dürfen es ihm nicht noch schwerer machen. Armer Forest! Sorgen, Krankheit, Armut, Laster, Verbrechen — sag was du willst, Dinny, nichts von all dem ist für die Betroffenen auch nur halb so tragisch wie der Wahnsinn.“

„Onkel,“ fragte Dinny, „was wird denn nachts —?“

Adrian stohnte „Davor müssen wir sie irgendwie zu bewahren suchen.“

Vor der Oakley Street stiegen sie aus dem Auto und schritten zur Tür...

Beim Eintritt hatte Jeanne dem Mädchen erklärt: „Ich bin Miß Tasburgh. Miß Dinny ist Mr. Cherrell holen gegangen. Ist das Empfangszimmer oben? Ich möchte dort warten. Hat er die Kinder schon gesehn?“

„Nein, Miß, er ist erst seit einer halben Stunde hier. Die Kinder sind mit Mademoiselle oben im Schulzimmer.“

„Dann werd ich in ihrer Nähe bleiben,“ erklärte Jeanne. „Führen Sie mich hinauf!“

„Soll ich mit Ihnen warten, Miß?“

„Nein, halten Sie nach Mrs. Forest Ausschau und melden Sie ihr gleich alles.“

Das Mädchen warf ihr einen bewundernden Blick zu und ließ sie im Empfangszimmer zurück. Jeanne öffnete ein

wenig die Tür und blieb horchend stehn. Kein Laut. Mit leisen Schritten begann sie zwischen Fenster und Tür auf- und abzuwandern. Wenn sie Angela kommen sah, wollte sie zu ihr hinunterlaufen, wenn Forest herauskam, zu ihm auf den Flur hinaustreten. Ihr Herz schlug etwas schneller als gewöhnlich, doch nervös erregt schien sie nicht. Eine Viertelstunde war sie so hin- und hergegangen, da vernahm sie hinter sich ein Geräusch — als sie sich umwandte, sah sie Forest im Zimmer stehn.

„Ah!“ rief sie, „ich warte auf Mrs. Forest. Sind Sie Hauptmann Forest?“

Die Gestalt verneigte sich. „Und Sie?“

„Jeanne Tasburgh. Sie kennen mich wohl nicht?“

„Wer war vorher mit Ihnen hier?“

„Dinny Cherrell.“

„Wo ist sie hingegangen?“

„Sie will einen ihrer Onkel aufsuchen, scheint mir.“

Forest stieß einen seltsamen Laut aus — fast ein Lachen.

„Adrian?“

„Möglich.“

Seine hellen, flackernden Augen glitten durch den geschmackvoll ausgestatteten Raum.

„Hier ist's schöner denn je,“ meinte er. „Ich war längere Zeit fort. Sie kennen meine Frau?“

„Während eines Besuches bei Lady Mont machte ich ihre Bekanntschaft.“

„In Lippinghall? Ist Angela wohlauf?“

Gierig, hart klangen diese Worte.

„Vollkommen.“

„Und schön?“

„Sehr schön.“

„Danke.“

Jeanne sandte ihm unter den langen Wimpern hervor einen prüfenden Blick zu, doch vom Scheitel bis zur Sohle war an ihm nicht das mindeste zu merken, was auf Geistesgestörtheit schließen ließ. Er sah aus wie ein Soldat in Zivil, und das war er ja auch. Zurückhaltend, sorgfältig gekleidet — nur diese Augen, diese sonderbaren Augen!

„Seit vier Jahren hab ich meine Frau nicht gesehn,“ erklärte er, „ich will beim Wiedersehn mit ihr allein sein.“

„Ich gehe,“ erwiderte Jeanne und wandte sich zur Tür.

„Nein!“ Erschreckend unerwartet stieß er es hervor. „Bleiben Sie!“ Er vertrat ihr den Weg.

„Warum?“

„Ich selbst will ihr als erster sagen, daß ich zurück bin.“

„Begreiflich.“

„Sie bleiben also!“

Jeanne trat ans Fenster zurück. „Wie Sie wünschen,“ erwiderte sie. Schweigen.

„Hat man Ihnen schon von mir erzählt?“ fragte er plötzlich.

„Sehr wenig. Ich weiß, daß Sie nicht ganz gesund waren.“

Er kam näher. „Können Sie mir etwas anmerken?“

Jeanne sah empor, ihr Blick hielt seinem stand, bis er die flackernden Augen abwandte.

„Gar nichts. Sie sehn vollkommen gesund aus.“

„Bin es auch. Setzen Sie sich, bittel“

„Danke.“ Jeanne nahm Platz.

„So ist's recht,“ meinte er. „Behalten Sie mich im Auge!“

Jeanne starrte ihre Fußspitzen an. Und wieder brach Forest in jenes unheimliche Lachen aus.

„Sie sind gewiß noch nie irrsinnig gewesen. Hätten Sie sich je in meiner Lage befunden, dann wüßten Sie, wie scharf einen jeder im Auge behält, und wie mißtrauisch

man selbst jeden ins Auge faßt. Jetzt muß ich hinunter. Auf Wiedersehn!“

Rasch wandte er sich um, ging hinaus und schloß hinter sich die Tur. Jeanne blieb ruhig sitzen, sie glaubte, er werde bald zurück sein. Sie hatte das Gefühl, sie habe den kürzern gezogen, und spürte am ganzen Leib ein seltsames Prickeln, als sei sie einem Feuer zu nahe gekommen. Er hatte die Tür hinter sich zugemacht, Jeanne stand auf, sie wieder zu öffnen. Sie war versperrt. Jeanne blieb stehn und starrte auf die verschlossene Tür. Was tun? Läuten? An die Tur trommeln und die Hausgehilfin herbeilocken? Sie beschloß, beides zu unterlassen, trat ans Fenster und spähte die Straße hinab. Dinny mußte bald zurück sein, dann konnte sie rufen. Ganz kaltblütig überdachte sie nochmals ihre Lage. Er hatte sie eingesperrt, weil er nicht wünschte, daß ihn jemand beim Wiedersehn mit seiner Frau störe. Gegen jedermann hegte er Argwohn, nur zu begreiflich! Als Geisteskranker eingesperrt zu sein — ihrem jungen, harten Sinn dämmerte die Ahnung auf, wie einem dabei zu Mut sein mochte. Armer Mensch! Sie fragte sich, ob sie durchs Fenster entkommen könne, ohne Aufsehn zu erregen, hielt es für unmöglich und spähte wieder nach den Befreiern. Plötzlich durchlief sie ein Schauer, die Nachwirkung dieses Zusammenpralls. Diese Augen! Wie furchtbar, seine Frau zu sein! Sie öffnete das Fenster noch weiter und beugte sich weit hinaus . . .

FÜNFZEHNTE KAPITEL

Dinny und ihr Onkel blieben auf der Schwelle stehn, als sie Jeanne am Fenster erblickten.

„Ich bin im Empfangszimmer eingesperrt,“ klärte Jeanne ruhig auf; „laßt mich bitte hinaus.“

Adrian fuhrte seine Nichte zum Auto zurück

„Bleib hier im Wagen, Dinny. Ich schicke dir Jeanne heraus. Wir müssen alles Aufsehn vermeiden“

„Gib acht, Onkel! Du kommst mir vor — wie Daniel auf dem Weg zur Löwen —“

Mit mattem Lächeln klingelte Adrian. Forest öffnete selbst die Tür.

„Ah, Cherrell! Komm herein.“

Adrian streckte ihm die Hand entgegen, der Hauptmann nahm sie nicht.

„Einen begeisterten Empfang darf ich wohl kaum erwarten,“ bemerkte Forest.

„Lieber Freund!“

„Nein, einen begeisterten Empfang erwart ich nicht. Aber ich will Angela sehn, Cherrell. Versuch nicht, mich dran zu hindern — und ich möcht es auch keinem andern raten.“

„Recht hast du. Erlaubst du, daß ich Jeanne Tasburgh hole? Dinny erwartet sie im Auto.“

„Ich hab sie eingesperrt,“ erwiderte Forest duster, „da ist der Schlüssel. Schaff sie fort!“

Er trat ins Speisezimmer. —

Jeanne stand schon an der Tur.

„Gehn Sie hinaus zu Dinny,“ sagte Adrian, „und fahren Sie mit ihr fort. Ich werd schon fertig werden. Sie hatten doch hoffentlich keine Unannehmlichkeiten?“

„Eingesperrt bin ich worden, weiter nichts.“

„Sagen Sie Dinny,“ bat Adrian, „Hilary ist fast überzeugt, er kann euch beide unterbringen. Wenn ihr jetzt zu ihm fahrt, weiß ich wenigstens, wo ihr im Notfall zu erreichen seid. Sie haben Mut, mein Fräulein.“

„Nicht der Rede wert,“ gab Jeanne zurück, rief „Auf Wiedersehn!“ und eilte die Treppe hinunter. Adrian hörte die Haustur ins Schloß fallen und ging langsam ins Speisezimmer hinab. Forest stand am Fenster; er sah zu, wie die Mädchen davonfuhren. Rasch wandte er sich um wie ein Mensch, der gewohnt ist, stets belauert zu werden. Er hatte sich wenig verändert, nur war er jetzt nicht mehr ganz so schlank wie früher, sein Haar schien stärker ergraut. Seine Kleidung war so sorgfältig wie je, sein Wesen beherrscht. Nur die Augen — ach ja — die Augen!

„Leid tu ich dir gewiß,“ begann Forest unheimlich, „aber lieber sahst du mich tot. Wer täte das nicht? Man hat eben nicht den Verstand zu verlieren. Aber jetzt, Cherrell, gib dich nur ja keiner Täuschung hin, jetzt bin ich wieder ganz gesund.“

Gesund? Er schien es allerdings. Ob er es aber auch bleiben würde?

„Ihr habt euch alle eingebildet,“ hob Forest neuerdings an, „ich käme nimmer wieder. Doch vor drei Monaten begann sich mein Zustand zu bessern. Als ich das merkte, hielt ich die Besserung zunächst geheim. Unsere Ärzte und Pfleger“ — er stieß diese Worte mit großer Bitterkeit her-

vor — „müssen von unsrer Gesundheit so unumstößliche Beweise erhalten, daß wir, käme es auf s i e an, überhaupt nie gesund wurden. Na, unser Gesundwerden liegt ja nicht in ihrem Interesse.“ Brennend bohrte sich sein Blick in Adrians Augen: „Und auch in deinem nicht, und nicht in Angelas, he?“ schien er zu sagen. „Ich hielt es also geheim. Ich brachte die Willensstarke auf, im Vollbesitz meiner Geisteskraft mich noch drei Monate als Irren behandeln zu lassen. Erst seit ungefähr einer Woche machte ich kein Hehl daraus, daß ich wieder ganz bei Vernunft bin. Die Leute aber verlangen eine viel längere Probezeit, ehe sie den Angehörigen Bericht erstatten. Ich wollte übrigens gar nicht, daß sie Angela schreiben. Gradeswegs wollt ich heimfahren und mich zeigen, wie ich bin. Ich wollte nicht, daß Angela oder sonst wer vor mir gewarnt wird. Ich suchte nur Klarheit über meinen Zustand zu gewinnen, und die hab ich jetzt.“

„Grauenhaft!“ hauchte Adrian fast unhörbar

Wieder bohrte sich Forests Blick brennend in den seinen.

„Du hast meine Frau geliebt, Cherrell, liebst sie noch. Nun?“

„An unsrer Freundschaft hat sich nichts geändert,“ gab Adrian zurück.

„Das würdest du so oder so behaupten.“

„Vielleicht. Doch nach wie vor fühle ich mich verpflichtet, in erster Linie an s i e zu denken — weiter hab ich nichts zu sagen.“

„Aha! Deshalb bist du auch jetzt hergekommen, he?“

„Mensch, um Himmelswillen, kannst du dir denn nicht vorstellen, wie sie erschrecken wird? Erinnerst du dich nicht mehr an das Leben, das sie vor deiner Übersiedlung in jenes Haus mit dir führen mußte? Bildest du dir ein, sie hätte das vergessen? Meinst du nicht auch, es wäre besser für

dich und besser für sie, wenn ihr euch zum ersten Mal bei mir trifft — auf meinem Zimmer im Museum?“

„Nein, ich will sie hier in meinem eignen Haus wiedersehn.“

„Hier, wo ihr das Leben zur Hölle gemacht wurde, Forest? Vielleicht hast du recht daran getan, den Ärzten deine Genesung zu verheimlichen, aber du tust gewiß unrecht, deine Frau so zu überrumpeln.“

Forest wehrte heftig ab.

„Du willst sie nur von mir fernhalten.“

Adrian senkte den Kopf.

„Mag sein, Forest,“ erklärte er sanft. „Doch du kannst wohl die Situation ebenso klar erfassen wie ich. Versetze dich nur in ihre Lage. Stell dir vor, sie tritt ein, vielleicht in der nächsten Minute schon, und erblickt dich, ganz unvorbereitet, ohne etwas von deiner Genesung zu ahnen, ohne daß du ihr Zeit gelassen hast, dran glauben zu können — und alle Erinnerungen an deinen frühern Zustand dringen auf sie ein — was hast du da zu hoffen?“

Forest stöhnte. „Und was hab ich zu hoffen, wenn ich mir diese einzige Gelegenheit entgehen lasse? Glaubst du, ich kann jetzt noch irgendeinem Menschen trauen? Leb du einmal das Leben, das ich führen mußte, vier Jahre lang, dann redel“ Seine Blicke irrten unstat umher: „Laß du dich belauern, laß du dich behandeln wie ein gefährliches Kind. Während der letzten drei Monate hab ich als völlig normaler Mensch diese Behandlungsweise verfolgt. Wenn meine eigne Frau mir meine Genesung nicht glaubt, jetzt, da ich ihr ordentlich gekleidet und vernünftig gegenüberetre, wer soll, wer kann mir's dann glauben?“

Adrian trat auf ihn zu.

„Bedenk doch,“ mahnte er, „gerade sie hat dich in

deinen schlimmsten Momenten gesehn. Und schwerer als für jeden andern ist es für sie, an deine Gesundheit zu glauben.“

Forest schlug die Hände vors Gesicht.

Adrian wartete, aschfahl vor Erregung. Doch als jener wieder die Hände vom Gesicht nahm, wandte er die Augen ab, er konnte den Anblick nicht ertragen.

„Cherrell, was ahnst du von meiner Einsamkeit!“ rief Forest. „Laß du dich als Verrückter einsperren, dann wirst du wissen, was es heißt, den Rest des Lebens einsam sein.“

Adrian legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Sieh doch, lieber Freund, ich hab in meiner Wohnung ein leerstehendes Zimmer. Bleib doch bei mir, bis hier alles in Ordnung gebracht ist.“ Aus Forests Zügen grinste plötzlich wilder Verdacht, ein durchdringend forschender Blick trat in seine Augen. Dann sah er sanft, fast dankbar drein, dann wieder bitter, — wieder sanft.

„Du warst immer ein weißer Rabe, Cherrell. Doch nein, danke — ich bring es nicht über mich. Ich muß hierbleiben. Die Füchse haben ihre Höhlen, und ich hab noch diese da.“

Adrian seufzte.

„Also gut, dann müssen wir auf Angela warten. Hast du die Kinder schon gesehn?“

„Nein. Denken sie noch an mich?“

„Ich glaube kaum.“

„Wissen sie überhaupt, daß ich noch am Leben bin?“

„Ja, sie wissen, daß du irgendwo fort bist, krank.“

„Daß ich —?“ Forest tippte sich an die Stirn.

„Nein. Sollen wir zu ihnen hinaufgehn?“

Forest schüttelte den Kopf. In diesem Augenblick sah Adrian durchs Fenster Angela kommen. Ruhig schritt er zur Tür. Was sollte er sagen, was tun? Schon lag seine

Hand am Turknauf, da schoß Forest an ihm vorüber in die Halle hinaus. Angela hatte die Haustür mit ihrem Schlüssel geöffnet. Adrian sah, wie ihr Gesicht unter dem enganliegenden Hut aschfahl wurde. Sie wich gegen die Wand zurück.

„Hab keine Sorge, Angela,“ rief er rasch und hielt die Tür des Speisezimmers offen. Sie eilte an beiden vorüber ins Zimmer. Forest folgte ihr.

„Ich wart hier — falls ihr mich etwas fragen wollt,“ erklärte Adrian und schloß die Tür . . .

Die beiden Gatten standen einander gegenüber, schwer atmend, als wären sie weit gelaufen.

„Angela!“ rief Forest, „Angela!“

Sie schien unfähig, ein Wort zu erwidern. Da sagte er mit erhobener Stimme:

„Ich bin ganz gesund. Glaubst du mir nicht?“

Sie senkte den Kopf und schwieg noch immer.

„Kein Wort hast du für mich armen Hund?“

„Es ist — es ist nur der erste Schreck.“

„Ich bin jetzt geheilt, bin es schon seit drei Monaten.“

„Ich bin so froh, so froh!“

„Herrgott, bist du schön! Schöner als je.“

Plotzlich umschlang er sie, druckte sie heftig an sich und begann sie gierig zu küssen. Als er sie freigab, sank sie atemlos in einen Stuhl und sah ihn so entsetzt an, daß er die Hände vors Gesicht schlug.

„Ronald — ich kann nicht mehr — ich kann nicht mehr so wie früher mit dir leben. Ich kann nicht — kann nicht!“

Er sank vor ihr in die Knie. „Ich wollte nicht so heftig sein. Verzeih mir!“

Dann erhoben sich beide, vor Aufregung ganz erschöpft, und entfernten sich voneinander.

„Wir sollten es lieber in aller Ruhe besprechen,“ erklärte Forest.

„Ja.“

„Soll ich nicht hier wohnen?“

„Es ist dein Haus. Tu, was für dich am besten ist.“

Wieder stieß er jenes unheimliche Lachen aus. „Am besten wär's für mich, wenn du und alle andern mich ganz so behandeln wollten, als wäre nichts geschehn.“

Angela schwieg. Sie schwieg so lange, bis er wieder in jenes Lachen ausbrach.

„Hör auf!“ rief sie. „Ich will es versuchen. Aber ich muß — ich muß mein eigenes Zimmer haben.“

Forest ließ den Kopf hängen. Plotzlich bohrte sich sein Blick in sie. „Du liebst Cherrell?“

„Nein.“

„Jemand andern?“

„Nein.“

„Aber du hast Angst?“

„Ja.“

„Ich verstehe. Begreiflich. Ein Verrückter, ein Spielzeug in Gottes Hand, darf keine Bedingungen stellen. Er muß nehmen, was man ihm bietet. Mochtest du nicht telegraphieren, man soll mir meine Sachen schicken? Ich kame ihnen damit zuvor, falls sie Lärm schlagen wollen. Ich bin davon, ohne mich zu empfehlen. Wahrscheinlich bin ich auch noch etwas schuldig.“

„Natürlich. Ich werde alles erledigen.“

„Können wir Cherrell jetzt fortschicken?“

„Ich will es ihm selbst sagen.“

„Nein, ich!“

„Nein, Ronald, ich.“ Und entschlossen ging sie an ihm vorbei.

Adrian lehnte der Tür gegenüber an der Wand. Er blickte zu ihr auf und versuchte zu lächeln; er hatte die Entscheidung erraten.

„Ronald wird hier bleiben, aber wir werden getrennte Zimmer bewohnen. Lieber Adrian, ich danke dir für alles von Herzen. Könntest du nicht für mich ins Sanatorium fahren? Ich werde dich über alles auf dem laufenden halten. Jetzt werd ich ihn zu den Kindern hinaufnehmen. Leb wohl!“ Er küßte ihr die Hand und ging.

SECHZEHNTE KAPITEL

Hubert Cherrell stand vor seines Vaters Klub in der Pall Mall; er war eine Vereinigung älterer Herren, der Hubert noch nicht angehörte. Er war ziemlich erregt, denn vor seinem Vater hatte er Respekt — eine Seltenheit in diesen Tagen, da Väter gewöhnlich wie jüngere Brüder behandelt oder ‚der Alte‘ betitelt werden. Nervös trat er daher in das Gebäude, das mehr Standesdünkel und Vorurteile barg, als vielleicht irgendein andres auf Erden. Doch an den Klubgästen in dem Raum, den Hubert nun betrat, konnte man nicht viel davon bemerken. Ein kleiner behender Mann mit blassem Gesicht und kurzgestutztem Schnurrbart nagte an seinem Federhalter und mühte sich, in einem Brief an die ‚Times‘ die Lage im Irak zu schildern. Ein bescheiden aussehender kleiner Brigadegeneral mit kahlem Kopf und grauem Schnurrbart unterhielt sich mit einem hochgewachsenen Oberstleutnant von ebenso bescheidenem Aussehn über die Flora der Insel Zypern. Ein Mann von vierschrötiger Gestalt mit vorstehenden Backenknochen und rollenden Löwenaugen saß so still auf seinem Fensterplatz, als habe er eben seine Schwiegermutter begraben oder erwäge das Problem, ob er im nächsten Jahr den Armelkanal durchschwimmen solle. Und Sir Conway selbst blätterte in einem Amtskalender.

„Hallo, Hubert!“ rief er, „dieses Zimmer ist zu eng, komm in die Halle.“ Und auf einmal hatte Hubert das

Gefühl, nicht er habe seinem Vater, sondern sein Vater habe ihm etwas zu sagen. Sie zogen sich in einen Erker zurück.

„Was hat dich hergeführt?“

„Ich möchte heiraten, Vater.“

„Heiraten, wen?“

„Jeanne Tasburgh.“

„O!“

„Wir wollen uns ohne Aufgebot in aller Stille trauen lassen.“

Der General schüttelte den Kopf. „Sie ist ein liebes Mädel und ich freue mich über deine Wahl, Hubert, aber deine Lage gestaltet sich ausgesprochen schwierig. Eben ist mir etwas zu Ohren gekommen.“

Hubert gewahrte plötzlich den tiefbekümmerten Ausdruck in seines Vaters Miene. „Es dreht sich um den Kerl, den du erschossen hast. Man drängt auf deine Auslieferung wegen Mordanklage.“

„Was?“

„Ein ungeheuerliches Begehren, aber ich kann nicht glauben, daß man es aufrecht halten wird, wenn du den Hergang darstellst. Zum Glück hast du noch die Narbe des Messerstichs am Arm. Doch die bolivianischen Zeitungen schlagen offenbar einen Höllenspektakel — und in derlei Dingen halten diese Mischlinge wie Kletten zusammen.“

„Ich muß augenblicklich zu Hallorsen.“

„Na, die Behörden werden sich vermutlich nicht allzu sehr beeilen.“

Dann saßen die beiden schweigend in der großen Halle und starrten mit fast dem gleichen Ausdruck vor sich hin. Im Unterbewußtsein beider hatte die Angst vor dieser Entwicklung der Angelegenheit geschlummert, aber jeder hatte solche Angstvorstellungen zu unterdrücken versucht. Um so

drohender standen sie nun vor ihnen. Den General peinigten sie noch mehr als Hubert. Der Gedanke, sein einziger Sohn könne unter Mordanklage um die halbe Welt gehetzt werden, lastete auf ihm wie ein Alptraum.

„Hubert, wir dürfen uns nicht davon erdrücken lassen,“ meinte er zuletzt. „Wenn es hierzuland noch gesunden Menschenverstand gibt, müssen wir die Sache zum Stillstand bringen. Hab eben drüber nachgedacht, wer die maßgebenden Persönlichkeiten bearbeiten könnte. Ich bin ein Kind in solchen Dingen. Andere wieder gibt es, die kennen jedermann und wissen genau, wie man mit jedem umgehen muß. Am besten, wir suchen jetzt Lawrence Mont auf; der kennt wenigstens Saxenden und wohl auch die Leute im Ministerium des Außern. Topsham hat es mir erzählt, aber er selbst kann in der Sache nichts tun. Gehn wir zu Fuß, ja? Das wird uns gut tun.“

Gerührt darüber, wie sein Vater seine Sorgen zu den eignen machte, drückte Hubert ihn am Arm und beide verließen den Klub. Als sie in die Piccadilly kamen, erklärte der General, sichtlich bestrebt, ein Gespräch in Gang zu bringen: „Die Veränderungen hier gefallen mir gar nicht.“

„Ich bemerke sie kaum.“

„Seltsam, wie stark doch die Atmosphäre der Piccadilly wirkt. Sie ist einfach unzerstörbar. Man sieht jetzt keinen Zylinder mehr, aber das tut nichts. Als ich nach dem Krieg wieder die Piccadilly betrat, hatte ich das gleiche Gefühl wie in meinen Jugendjahren nach der Heimkehr aus Indien, das Gefühl: Endlich wieder da!“

„Freilich, man spürt ein sonderbares Heimweh nach der Piccadilly. Mir erging es in Mesopotamien und Bolivien ebenso. Sobald ich die Augen schloß, tauchte die ganze Straße vor mir auf.“

„Der Pulsschlag des englischen Lebens,“ — begann der General, hielt aber gleich wieder inne, offenbar über diesen bildhaften Ausdruck erstaunt.

„Das empfinden sogar die Amerikaner,“ meinte Hubert, als sie in die Half-Moon Street bogen. „Hallorsen sagte mir, so etwas hätten sie nicht. Ihnen fehle solch ein Brennpunkt des nationalen Machtwillens, wie er sich ausdrückte.“

„Und doch haben sie Macht,“ gab der General zurück.

„Zweifellos, Vater. Aber was verschafft ihnen diese Macht? Ihr rasendes Tempo?“

„Was erreichen sie durch dieses Tempo? Alles im allgemeinen, nichts im besondern. Nein, glaub mir, es ist nur ihr Geld.“

„Weißt du, Vater, in diesem Punkt werden die Amerikaner meist falsch beurteilt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß ihnen am Geld als solchem meist sehr wenig liegt. Freilich möchten sie rasch Geld machen, aber lieber wollen sie es rasch verlieren, als langsam gewinnen.“

„Seltsam, ein Land ohne Zentrum,“ meinte der General.

„Dazu ist das Land viel zu groß, Vater. Aber ein gemeinsames Band umschlingt doch alle: der amerikanische Nationalstolz.“

Der General nickte.

„Seltsame alte Gassen hier. Ich erinnere mich noch, wie ich im Jahre Zweiundachtzig mit meinem Vater in dieser Gegend herumspazierte; es war der Tag, an dem ich nach Harrow aufs ‚College‘ kam. Hier ist alles beim alten geblieben.“ Unter solchen Gesprächen, die jede Erwähnung ihrer Sorgen mieden, erreichten sie die Mount Street.

„Da kommt Tante Emily, sag ihr nichts.“

Knapp vor ihnen segelte Lady Mont heim. Einige hundert Schritt vor der Haustur holten die beiden sie ein.

„Conway,“ rief sie, „bist du aber mager!“

„Meine Liebe, ich war nie anders.“

„Allerdings. Da fällt mir ein, Hubert, ich wollte dich schon lang etwas fragen. Was war es nur? Aha, weiß schon. Dinny sagt, seit dem Krieg hast du dir keine neuen Reithosen angeschafft. Wie gefällt dir Jeanne? Wirkt sie nicht sehr anziehend?“

„Jawohl, Tante Emily.“

„Sie wurde nicht einmal aus der Schule ausgeschlossen.“

„Warum hätte man sie denn ausschließen sollen?“

„Was weiß ich? Mich hat sie nie terrorisiert. Wollt ihr zu Lawrence? Jetzt lebt er nur noch für Voltaire und Swift. Welch ein Unsinn! Über die ist doch schon so entsetzlich viel geschmiert worden. Aber Lawrence will auch über sie schmieren, weil sie so bissig sind. Wie war das nur mit den Maultieren, Hubert?“

„Was willst du wissen, Tante?“

„Ich weiß nie recht, ob der Esel der Vater oder die Mutter ist.“

„Der Esel ist der Vater, die Mutter ist eine Stute.“

„Ach ja, und sie kriegen keine Junge, welch ein Glück! Wo ist denn Dinny?“

„Irgendwo in der Stadt.“

„Sie sollte heiraten.“

„Warum denn?“ fragte der General.

„Ach ja, Henny hat gemeint, sie müßte eine tadellose Hofdame sein — sie ist so selbstlos. Das ist ja eben die Gefahr.“ Lady Mont zog einen Schlüssel aus der Handtasche und öffnete die Tür.

„Ich kann Lawrence nicht dazu bewegen, Tee zu trinken. Möchtest du Tee?“

„Nein, danke, Emily.“

„Ihr findet ihn gewiß in der Bibliothek über den Büchern hocken.“ Sie küßte den Bruder und den Neffen und segelte treppauf. „Spaßig!“ hörten die beiden sie beim Eintritt ins Arbeitszimmer sagen. Der General und sein Sohn fanden Sir Lawrence umgeben von den Werken Swifts und Voltaire's; er beschäftigte sich gerade mit einem fingierten Zwiesgespräch dieser beiden ernsthaften Männer. Nachdenklich lauschte er dem Bericht des Generals. Als sein Schwager geendet hatte, meinte er:

„Hab schon bemerkt, daß Hallorsen seine Sünde bereut — dahinter steckt gewiß Dinny. Wir sollten mit ihm sprechen — nicht hier, wir führen keine ordentliche Küche; Emily macht noch immer ihre Abmagerungskur. Aber wir konnten alle im ‚Coffee House‘ dinieren.“ Er langte nach dem Hörrohr.

Professor Hallorsen sei ausgegangen und komme um fünf Uhr zurück; man werde ihn dann gleich verständigen.

„Deine Sache, scheint mir, geht mehr das Auswärtige Amt an als die Polizei,“ fuhr Sir Lawrence fort. „Wir müssen den alten Shropshire aufsuchen. Ich glaube, er war ein guter Bekannter deines Vaters, Conway. Und sein Neffe, Bobby Ferrar, ist einer der bewährtesten Köpfe des Auswärtigen Amts. Gehn wir jetzt, der alte Shropshire ist immer zu Hause.“

Als sie in Shropshire-House ankamen, fragte Sir Lawrence:

„Könnten wir den Marquis sehn?“

„Ich glaube, er nimmt jetzt seine Unterrichtsstunde, Sir Lawrence.“

„Stunde — was für eine denn?“

„Weinstein, so heißt er doch, Sir Lawrence?“

„Einstein! Also spielt hier ein Blinder den Blindenführer.

Da ist's Zeit, daß wir ihn retten. Führen Sie uns zu ihm, sobald er frei ist."

„Jawohl, Sir Lawrence."

„Vierundachtzig Jahre und studiert noch Einstein! Wer darf da die Aristokratie dekadent schelten? Mocht wirklich den Kerl kennenlernen, der ihn da unterrichtet! Der muß eine ganz besondere Überredungsgabe entwickeln, der alte Shropshire ist schließlich auch nicht auf den Kopf gefallen."

In diesem Augenblick trat ein Mann von asketischem Aussehen ein, mit kaltem, tiefem Blick und schutterm Haar. Er nahm Hut und Stock, die auf einem Stuhl lagen, und eilte davon.

„Schaut euch doch den Burschen an!“ bemerkte Lawrence. „Möcht wissen, wieviel Honorar er verlangt. Einstein ist wie ein Vitamin oder ein Elektron — nicht zu fassen. Hier handelt es sich um die unverschämteste Geldprellerei, die mir je vorgekommen ist. Gehn wir hinein!“

Der Marquis von Shropshire schritt in seinem Arbeitszimmer auf und ab, sein Gesicht war rosig, er nickte mit dem graubärtigen Haupt wie im Selbstgespräch.

„Ah, junger Mont,“ rief er, „sind Sie jenem Mann begegnet? Wenn er Ihnen Lektionen in der Einsteintheorie anbietet, lehnen Sie ab. Er kann Ihnen den unendlichen und dennoch begrenzten Raum so wenig begreiflich machen wie ich.“

„Nicht einmal Einstein selbst kann es, Marquis.“

„Ich bin noch nicht alt genug,“ erklärte der Marquis, „mich mit etwas anderm als den exakten Wissenschaften abzugeben. Ich sagte ihm, er brauche nicht wiederzukommen. Mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Mein Schwager, General Conway Cherrell, und sein Sohn, Hauptmann Hubert Cherrell, Tapferkeitsmedaille.

Sie erinnern sich gewiß noch an Conways Vater, Marquis — er war Gesandter in Madrid.“

„Ja, ja, das will ich meinen! Ihren Bruder Hilary kenn ich auch, der ist mit Energie geladen. Nehmen Sie Platz, nehmen Sie Platz, junger Mann! Hat es etwas mit Elektrizität zu tun?“

„Nicht ganz, Marquis, eher mit einem Auslieferungsbegehren.“

„Was Sie nicht sagen!“ Der Marquis stellte den einen Fuß auf einen Stuhl, lehnte den Ellbogen aufs Knie und stützte das härtige Kinn auf die Hand. Während ihm der General die Sache vortrug, blieb er unentwegt in derselben Haltung stehn und starrte Hubert an, der gesenkten Blicks mit zusammengepreßten Lippen dasaß. Als der General endet hatte, ließ der Marquis sich vernehmen:

„Tapferkeitsmedaille, sagte Ihr Onkel? Im Weltkrieg?“

„Jawohl, Sir.“

„Will sehn, was ich tun kann. Könnten Sie mir die Narbe zeigen?“

Hubert schob den linken Ärmel empor, knöpfte die Manschette auf und entblößte eine lange, glänzende Narbe, die vom Handgelenk fast bis zum Ellbogen reichte.

Der Marquis pfiff leise durch die noch immer echten Zähne. „Da sind Sie um ein Haar davongekommen, junger Mann.“

„Stimmt, Sir. Als er zustach, hob ich instinktiv den Arm.“

„Und dann?“

„Sprang ich zurück und schoß ihn nieder, als er wieder mit dem Messer ausholte. Dann verlor ich das Bewußtsein.“

„Der Mensch erhielt also Prügel, weil er die Maultiere mißhandelt hatte?“

„Fortwährend mißhandelt.“

„Fortwährend?“ wiederholte der Marquis. „Nun, das tun andre auch. Aber ich hab noch nie gehört, daß jemand ein Mitglied der Fleischhauerzunft oder der Zoologischen Gesellschaft mit Prügeln traktiert hätte. Der Geschmack ist natürlich verschieden. Na, was ließe sich da nur tun? Ist Bobbie Ferrar in London, junger Mont?“

„Ja, Marquis, gestern sah ich ihn im ‚Coffee House‘-Klub“

„Ich werd ihn zum Frühstück einladen. Wenn ich mich recht entsinne, erlaubt er seinen Kindern nicht, Kaninchen zu halten, und hat einen Hund, der jedermann beißt. Das scheint mir günstig. Ein Tierfreund ist immer geneigt, einen Menschen, der keiner ist, zu verprügeln. Doch eh Sie fortgehn, junger Mont, sagen Sie mir doch, was Sie von dem Ding da halten.“ Und er setzte den Fuß auf den Boden, trat in einen Winkel, holte ein Gemälde hervor, das dort an die Wand gelehnt stand, und trug es ans Licht. Es stellte mit einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit ein junges Frauenzimmer im Evakostum dar.

„Von Steinvitch,“ erläuterte der Marquis. „Wird sie unmoralisch wirken, wenn man sie an die Wand hängt?“

Sir Lawrence klemmte das Monokel ein. „Kubistische Schule. Das kommt davon, wenn man mit Weibern lebt, die so gebaut sind. Na, die Moral wird sie schwerlich verderben, eher den Appetit — meergrünes Fleisch, paradeisrotes Haar; Klecksstil. Haben Sie das Weib gekauft?“

„Gott bewahre!“ erwiderte der Marquis, „Sie soll einen Haufen Geld wert sein. Möchten Sie die Dame nicht entführen?“

„Für Sie, Marquis, tu ich alles, nur das nicht, nein, nein, das nicht!“ wiederholte Sir Lawrence und wich zurück.

„Hab es ja geahnt,“ erklärte der Marquis, „und doch

lautet das Urteil, sie sei von dynamischer Wirkung. Na schön! — Ihren Vater hab ich gern gehabt, General,“ fuhr er in ernsterem Tone fort. „Und wenn uns heute das Wort seines Enkels nicht mehr gilt als die Behauptungen halb-indianischer Maultiertreiber, dann haben wir Engländer solch einen hohen Grad von Altruismus erreicht, daß wir es wohl kaum noch lang machen werden. Ich werde Ihnen mitteilen, was mein Neffe sagt. Leben Sie wohl, General, leben Sie wohl, lieber, junger Mann — eine abscheuliche Narbe haben Sie da. Leben Sie wohl, junger Mont! Sie sind unverbesserlich.“

Im Treppenhaus sah Sir Lawrence auf die Uhr. „Bis jetzt,“ meinte er, „hat die Sache zwanzig Minuten in Anspruch genommen — genau funfundzwanzig von einer Haustür zur andern. Da können die Amerikaner unmöglich mit uns Schritt halten. Und fast hätten wir noch ein kubistisches Frauenzimmer als Draufgabe bekommen. Jetzt auf ins ‚Coffee House‘ zu Hallorsen!“ Und sie kehrten sich der St. James’s Street zu. „Diese Straße,“ sagte er, „ist das Mekka des abendländischen Mannes, so wie die Rue de la Paix das Mekka der abendländischen Frau.“ Und mit heiterer Ironie sah er seine Gefährten an. Was für treffliche Musterbeispiele waren sie doch für eine Menschengattung, um derentwillen jeder andre Staat England verlachte und zugleich beneidete! Überall im britischen Weltreich wirkten Männer ihres Schlags für Englands Ziele, trugen seine Kämpfe aus. Über diesem Typ ging die Sonne nicht unter; die Geschichte hatte ihn geprüft und der Erhaltung wert befunden. Die Satire überschüttete ihn mit einem Schauer von Pfeilen, die aber prallten von seinem unsichtbaren Panzer ab. „Diese Männer,“ dachte Sir Lawrence, „schreiten ruhig hin durch den Wandel der Zeiten, über alle Straßen und Plätze der Welt, ohne

188

eigenbrötlerische Manieren, ohne mit ungewöhnlicher Bildung oder Körperkraft zu prunken; doch immer von der stillen Überzeugung ihrer Unfehlbarkeit durchdrungen.'

„Hier sind wir,“ sagte er an der Schwelle des ‚Coffee House‘-Klubs. „Mögen andre vom Nordpol, von Rom oder dem Montmartre schwärmen, ich erkläre mich für das ‚Coffee House‘, den ältesten Klub der Welt. Sollen wir uns jetzt waschen gehn, oder diese Tätigkeit auf einen freudigeren Zeitpunkt verschieben? Abgemacht. Lassen wir uns also nieder und warten wir auf Hallorsen. Ein fabelhaft fixer Kerl! Schade, daß wir zwischen ihm und dem alten Marquis kein Match zustande bringen können. Ich würde auf den Alten wetten.“

„Da ist ja schon Hallorsen!“ sagte Hubert, kurz nachdem sie im ‚Coffee House‘ Platz genommen hatten.

Riesengroß sah der Amerikaner aus, wie er jetzt aus dem niedrigen Vorraum des ‚Coffee House‘ trat.

„Ah, Sir Lawrence Mont!“ rief er. „Hauptmann! General Sir Conway Cherrell? Ist mir eine Ehre, Sie kennenzulernen, Sir. Womit kann ich Ihnen dienen, meine Herren?“

Er lauschte dem Bericht des Sir Lawrence mit stets wachsendem Ernst. „Das ist wahrhaftig unerhört! Dabei kann ich's nicht bewenden lassen. Ich geh jetzt schnurstracks zum bolivianischen Gesandten. Und noch etwas, Hauptmann! Ich hab mir die Adresse Ihres Dieners Manuel verschafft und werde sofort unserm Konsul in La Paz kabeln, er soll ihn unverzüglich vorladen; seine Aussage muß Ihre Darstellung bestätigen. Hat man je einen so gottverlassenen Blodsinn erlebt? Sie verzeihn schon, meine Herren, aber es läßt mir keine Ruhe, eh ich nicht sämtliche Drähte gezogen habe — einschließlich der Telegraphendrahte.“ Ein Nicken

zum Abschied, er schoß hinaus. Die drei Engländer nahmen wieder Platz.

„Eine scharfe Konkurrenz für den alten Shropshire!“ erklärte Sir Lawrence.

„Das war also Hallorsen,“ sagte der General. „Der Mann sieht prächtig aus.“

Hubert schwieg. Er war gerührt.

SIEBZEHNTE KAPITEL

Schweigsam und bedrückt fuhren die beiden Mädchen zur Pfarre St. Augustin im Grunen.

„Ich weiß nicht, wer von den dreien mir am meisten leid tut,“ erklärte Dinny plötzlich. „Ich hab noch nie über den Wahnsinn nachgedacht. Entweder man witzelt drüber oder schweigt ihn tot. Mir scheint er aber das Traurigste in der Welt, besonders dann, wenn er, wie bei Forest, mit lichten Stunden wechselt.“

Jeanne warf ihr einen überraschten Blick zu — noch nie hatte sie Dinny ohne die Maske des Humors gesehn.

„Wohin gehn wir jetzt?“

„Diese Richtung, wir müssen die Euston Road kreuzen. Ich für meine Person glaube nicht, daß Tante Mary uns unterbringen kann. Sie weiht gewiß wieder eine Reihe von Leuten in die Slum-Fürsorge ein. Na, wenn's nicht geht, telefonieren wir Fleur. Hätt ich doch nur fruher dran gedacht!“

Ihre Voraussage traf zu — die Pfarre war vollbesetzt, die Tante außer Haus, der Onkel daheim.

„Da wir schon hier sind,“ flüsterte Dinny, „müssen wir herausbringen, ob Onkel Hilary dich ins Joch spannt.“

Die erste freie Stunde seit drei Tagen verbrachte Hilary damit, daß er in Hemdärmeln ein Wikingerschiff schnitzte. Denn das Verfertigen von Miniatur-Schiffsmodellen aus vergangner Zeit war ihm für seine Mußestunden die liebste

Beschäftigung, nun, da es ihm zum Bergsteigen an Zeit und Muskelkraft gebrach. Ihre Herstellung nahm allerdings ungemein viel Zeit in Anspruch und er hatte ungemein wenig; doch darüber machte er sich keine Gedanken.

Er drückte Jeanne die Hand und entschuldigte sich, daß er die Arbeit fortsetze.

„Onkel Hilary,“ begann Dinny unvermittelt, „Jeanne will Hubert heiraten, sie möchten sich ohne Aufgebot trauen lassen. Wir wollen dich also fragen, ob du sie trauen willst.“

Hilary ließ die Säge ruhn, blinzelte schlau und fragte:

„Habt wohl Angst, ihr könntet noch andern Sinnes werden?“

„Nicht im geringsten,“ erklärte Jeanne.

Hilary sah sie aufmerksam an. Diese drei Worte und ein einziger Blick bewiesen ihm, daß Jeanne ein Mädchen von Charakter war.

„Ich kenne Ihren Vater,“ sagte er, „der pflegt nichts zu überhasten.“

„Vater war recht brav und hat sich unsrem Entschluß gefügt.“

„Stimmt,“ warf Dinny ein, „ich hab mit ihm gesprochen.“

„Und dein Vater, liebe Dinny?“

„Wird es bestimmt auch sein.“

„In diesem Fall,“ erklärte Hilary und begann wieder an dem Hinterbug seines Schiffs zu schnitzeln, „will ich euch trauen. Wenn ihr wirklich entschlossen seid, ist jeder Aufschub zwecklos.“ Und er wandte sich an Jeanne. „Sie müssen eine tüchtige Bergsteigerin sein. Die Zeit dazu ist leider schon vorbei, sonst hätt ich Ihnen eine Hochzeitsreise ins Gebirge empfohlen. Doch warum nicht im Fischerboot einen Abstecher in die Nordsee?“

„Onkel Hilary hat entschieden asketische Anwandlungen.“

gen,“ erklärte Dinny. „Er hat die Dechantswürde ausgeschlagen.“

„Dran waren die schönen Hutschnure schuld, Dinny, und seither hängen mir altem Fuchs die Trauben zu hoch. Weiß der Kuckuck, was mich trieb, auf solch ein beschauliches Leben zu verzichten, das mir Gelegenheit geboten hätte, sämtliche Schiffe der Welt zu modellieren, sämtliche Tagesblätter durchzulesen und ein respektables Bäuchlein anzusetzen. Tante May reibt mir diese Dummheit unaufhörlich unter die Nase. Wenn ich dran denke, welche Würde Onkel Cuthbert an den Tag legte und wie großartig er noch im Tode aussah, dann verfolgen mich im Traum meine nutzlos vergeudeten Tage, dann glaub ich, vor Beschamung in den Boden zu sinken. Ist Ihr Vater sehr beschäftigt, Miß Tasburgh?“

„Er hetzt sich nicht bei der Arbeit,“ erwiderte Jeanne; „das macht das Landleben.“

„Nicht so ganz. Auch in der Stadt bilden sich viele die Hetzjagd nur ein und kommen doch nicht mehr recht mit. ‚Der Mann, der etwas gewesen‘ — keine andre Bezeichnung trifft auf so viele Leute zu.“

„Doch!“ erwiderte Dinny, „ich weiß eine. ‚Der Mann, der nie etwas gewesen‘. Ach Onkel, heut ist Hauptmann Forest ganz unvermutet Angela ins Haus geschneit.“

Hilarys Miene wurde tieferst.

„Forest! Das ist entweder ein entsetzlicher Schlag oder ein großes Glück. Weiß es Onkel Adrian schon?“

„Ja, ich hab ihn geholt. Jetzt ist er dort bei Hauptmann Forest. Angela ist nicht zu Hause.“

„Habt ihr beide ihn gesehn?“

„Ich war im Haus und sprach mit ihm,“ erwiderte Jeanne. „Er schien vollkommen normal, nur hat er mich eingesperrt.“

Hilary stand noch immer unbeweglich da.

„Leb wohl, Onkel. Wir gehn jetzt zu Michael.“

„Auf Wiedersehn! Vielen Dank, Mr. Cherrell!“

„Ja, ja, wir müssen das Beste hoffen,“ entgegnete Hilary zerstreut.

Die beiden Mädchen bestiegen das Auto und fuhren zu Fleur.

„Offenbar besorgt er das Schlimmste,“ meinte Jeanne.

„Kein Wunder, wenn beide Möglichkeiten so entsetzlich sind.“

„O! Danke bestens!“

„Was fällt dir ein!“ entgegnete Dinny, „deine Heirat hab ich doch nicht gemeint!“ Und sie dachte: „Jeannes Gedanken drehn sich alle nur um ihre eignen Plane.“

Vor Fleurs Haus trafen sie Adrian, der durchs Telephon von Hilary erfahren hatte, die Mädchen sollten bei Fleur und Michael bleiben. Dann fragte er noch, ob man die beiden dort unterbringen könne, erhielt eine bejahende Antwort und ging wieder. Aber bestürzt über seine Leidensmiene lief Dinny ihm nach. Er schritt gegen die Themse zu, an der Ecke des Platzes holte sie ihn ein.

„Mochtest du lieber allein sein, Onkel?“

„D i c h seh ich gern, Dinny. Komm mit.“

Sie schritten rasch westwärts den Kai entlang, Dinny hatte sich in seinen Arm gehängt. Sie schwieg und überließ es ihm, ein Gespräch zu beginnen.

„Weißt du, ich war ein paarmal in jenem Sanatorium,“ hob er nach einer Weile an, „um nachzusehn, wie es um Forest stehe und ob man ihn anständig behandle. Die letzten Monate war ich nicht mehr dort; nun trifft mich das so unvermutet — geschieht mir schon recht. Ich hab so etwas immer gefurchtet. Eben sprach ich telephonisch mit der An-

staltsleitung. Man wollte ihn holen kommen, ich hab es aber abgelehnt. Was kann es nutzen? Sie geben zu, er sei in den letzten vierzehn Tagen ganz normal gewesen. Forest selbst behauptet, es seit drei Monaten zu sein. In solchen Fällen warten sie, scheint es, wenigstens einen Monat, ehe sie die Angehörigen verstandigen.“

„Wie sieht denn diese Anstalt aus?“

„Ein geraumiges Herrenhaus, nur etwa zehn Patienten; jeder hat seine eigenen Zimmer, seinen eigenen Warter. Es ist wohl so ziemlich der beste Aufenthaltsort, den man für ihn finden konnte. Aber mir lief es jedesmal kalt über den Rücken, wenn ich die Mauer mit den spitzen Eisenstaben sah, die das Grundstück umschließt, und jedesmal empfing ich den Eindruck, hier suche man etwas zu verbergen. Vielleicht bin ich überempfindlich, aber grade dieses Schicksal scheint mir grauenhaft.“

Dinny druckte seinen Arm. „Mir auch. Wie ist er entkommen?“

„Er hatte sich so normal benommen, daß sie alle Vorsicht außer acht ließen. Wahrscheinlich gab er vor, er wolle sich niederlegen, und stahl sich während des Lunchs davon. Zu einer bestimmten Tageszeit kommt immer ein Handler ins Sanatorium; das hatte Forest offenbar beobachtet, denn er schlich sich hinaus, während der Pfortner die Pakete übernahm. Dann ging er zum Bahnhof und stieg in den ersten Zug. Der Ort ist nur etwa dreißig Kilometer von London entfernt. Er muß schon in der Stadt gewesen sein, eh sie überhaupt sein Fehlen bemerkten. Morgen fahre ich hin.“

„Armer Onkel!“ sagte Dinny leise.

„Ach ja, liebes Kind, so geht es nun einmal im Leben. Doch so zwischen zwei Schrecknissen hin- und herzupendeln, ist grade nicht mein Geschmack!“

„War die Krankheit in seiner Familie?“

Adrian nickte. „Sein Großvater starb im Wahnsinn. Aber er wäre bei Forest vielleicht nie zum Ausbruch gekommen hätte er nicht den Krieg mitgemacht. Erblicher Irrsinn? Ist es auszudenken? Nein, Dinny, ich glaube nicht an die gottliche Gnade in einer dem Menschen erkennbaren Form, ich glaube nicht, daß wir selbst je Gnade üben. Eine allumfassende, allgestaltende Schöpferkraft ohne Anfang und Ende, die allem Gestalt leiht, ja, die ist nicht zu leugnen. Doch sie läßt sich nicht vor den Wagen unsrer Zwecke spannen. Denk doch an ein Irrenhaus! Man wagt es gar nicht, schaudert davor zurück. Und bedenk doch nur, was dieses Schaudern für jene armen Teufel bedeutet! Weil feinfühlig Menschen vor ihnen zurückschrecken, sind sie den Fuhllosen preisgegeben — Gott steh ihnen bei!“

„Das wird er schwerlich, nach deiner Ansicht.“

„Gott ist nach dem Ausspruch eines bekannten Denkers die werktätige Liebe des einen Menschen zum andern, jedenfalls die beste Definition, die wir von ihm geben können.“

„Und der Teufel?“

„Die Bosheit des einen Menschen gegen den andern, und gegen die Tiere, möchte ich hinzufügen.“

„Der ganze Shelley, Onkel!“

„Vielleicht noch ärger. Aber heut bin ich ein böser Onkel, verderbe die Rechtgläubigkeit der Jugend!“

„Lieber Onkel, du kannst doch nicht verderben, was gar nicht vorhanden ist. Da sind wir schon in der Oakley Street. Soll ich nicht hineingehn und Angela fragen, ob sie etwas braucht? Wunschst du es?“

„Und ob! Ich erwarte dich an dieser Ecke, Dinny. Herzlichen Dank!“

Dinny schritt rasch dahin, sah weder nach rechts, noch

196

links und klingelte. Dieselbe Hausgehilfin gab ihr Auskunft „Ich möchte nicht eintreten, bitte fragen Sie unbemerkt Mrs. Forest, ob alles in Ordnung ist, oder ob sie vielleicht etwas braucht. Sagen Sie ihr, ich wohne bei Mrs Michael Mont und kann auf ihren Wunsch jeden Augenblick zu ihr übersiedeln.“

Während das Mädchen hinaufging, spitzte sie die Ohren, vernahm jedoch keinen Laut, bis die Hausgehilfin zurückkam.

„Mrs Forest läßt Ihnen vielmals danken und sagen, sie wird Sie im Notfall sogleich verständigen Augenblicklich ist alles in Ordnung, Miß. Wir hoffen das Beste, aber, du lieber Himmel, Sorgen machen wir uns doch Und sie läßt noch bestens grüßen und bitten, Mr. Cherrell soll sich nicht ängstigen.“

„Danke!“ erwiderte Dinny „Herzliche Grüsse von uns und richten Sie ihr aus, wir stehen ihr jederzeit zur Verfügung“

Sie sah weder nach links, noch rechts, kehrte rasch zu Adrian zurück und teilte ihm die Botschaft mit. Dann gingen sie weiter.

„Stille vor dem Sturm,“ meinte dieser „Kann es etwas Schrecklicheres geben? Und wie lange wird sie dauern? — o Herr! — wie lange? Doch wir sollen uns ja nicht ängstigen, laßt sie sagen.“ Und er lachte verhalten und schmerzlich Es begann zu dämmern, im truben Licht dieser Stunde, zwischen Tag und Nacht, sahn die Brucken und Straßen so seltsam kalt und schattenhaft aus. Das Dämmerlicht verglomm; im Schein der Laternen wurden die Umriss wieder klarer und weicher.

„Liebe Dinny,“ erklärte Adrian, „ich bin heut kein angenehmer Begleiter. Kehren wir lieber um“

„Komm doch mit und iß bei Michael zu Abend, bitte.“
Adrian schüttelte den Kopf.

„Ein Gerippe paßt nicht zur Festtafel. Ich hab heut wirklich nicht die richtige Haltung, wie deine Kinderfrau zu sagen pflegte.“

„Kann mich gar nicht erinnern. Sie war eine Schottin. Stammt Forest nicht auch aus Schottland?“

„Vielleicht seine Ahnen. Doch er selbst kommt von Südengland, der Landsitz liegt irgendwo im Hügellgebiet — eine alte Familie.“

„Meinst du, daß alte Familien mehr als andre zu Geisteskrankheiten neigen?“

„Wußte nicht, warum. Freilich, wenn solch ein Fall in einer alten Familie vorkommt, erregt er Aufsehn, bei andern Leuten nimmt man davon gar keine Notiz. Inzucht ist bei alten Familien keineswegs so häufig wie im Bauernvolk.“

Dinny fühlte instinktiv, daß dieses Thema ihm ein wenig Zerstreuung bot, und fragte noch einmal:

„Onkel, hat das Alter einer Familie mit derartigen Erscheinungen eigentlich etwas zu tun?“

„Was nennst du überhaupt alte Familien? Alle Familien sind in gewissem Sinne gleich alt. Meinst du damit aber jene Eigenschaften, die aus der Beschränkung der Ehe auf Angehörige derselben Kaste erwachsen, dann muß ich deine Frage unentschieden lassen. Aus dieser Zuchtwahl geht gewiß eine gute Rasse hervor, gut in dem gleichen Sinn wie bei Rassehunden oder Pferden. Aber in Bergtälern, am Meer oder sonstwo, überall unter günstigen Lebensbedingungen lassen sich ebenfalls solche Resultate erzielen. Ein gesunder Stamm treibt gesunde Zweige, das ist sonnenklar. Ich kenne in Norditalien Dörfer, in denen keine einzige Person von höherm Stande lebt, und doch ist jedem der Be-

wohner eine gewisse rassige Schönheit eigen. Willst du aber Leuchten der Kunst und Wissenschaft und andre führende Männer zu Stammvätern einer Rasse wahlen, so wirst du wohl eher entartete, als gleichwertige Nachkommen heranzuchten Familien, deren Sohne Generationen hindurch beim Heer oder der Marine standen, gewahren vielleicht noch die besten Aussichten, widerstandsfähige, gesunde Körper und nicht allzu viel Hirn. Aber Wissenschaft, Justiz und Großfinanz sind für die Sproßlinge von verheerendem Einfluß. Von der Zuchtwahl halte ich also nicht viel. Die Überlegenheit der alten Familien beruht meines Erachtens auf andern Dingen: ihre Kinder werden von klein auf in bestimmtem Sinne erzogen, bekommen auf den Lebensweg bestimmte Traditionen und einen festumrissenen Lebensplan. Dazu kommen vielleicht auch bessere Aussichten auf dem Heiratsmarkt, meist auch die Vorteile des Landlebens, auch wird die Jugend dieser Kreise dazu ermutigt, ihren eignen Weg zu gehn, und sie weiß ihn unbeirrt zu verfolgen. Was man als Rasse bezeichnet, ist weit mehr ein Komplex seelischer als körperlicher Eigenschaften. Denken und Fühlen des Einzelnen hängt lediglich von Herkommen, Umwelt und Erziehung ab. Doch ich langweile dich wohl, liebe Dinny."

„Durchaus nicht, Onkel. Ich finde das ungemein interessant. Du schreibst also gewissen Formen der Lebensführung höhere Bedeutung als der Blutmischung zu?"

„Ja; allerdings gehn beide meist Hand in Hand."

„Und bist du auch der Ansicht, daß die Traditionen der alten Familien aussterben und sich nicht weiter vererben werden?"

„Das glaube ich wohl kaum. Traditionen sind ungemein zäh und grade in unserm Lande gibt es zahllose Einrichtungen

gen, die sie am Leben erhalten. Bei uns muß unglaublich viel administrative Arbeit geleistet werden und die geeigneten Männer dafür sind jene, die schon als Kinder zu selbständigem Handeln, Ausdauer, Schweigsamkeit und Pflichterfüllung erzogen wurden. Diese Leute wirken in den hohen Beamtenstellen und werden es vermutlich auch ferner tun. Standesprivilegien jedoch sind heutzutage nur noch dann gerechtfertigt, wenn man wirklich arbeitet, bis man umfällt.“

„Nun, viele Leute fallen zuerst um und beginnen dann ihre Laufbahn,“ meinte Dinny. „Da sind wir schon vor Fleurs Haus. Komm doch mit herein, Onkel. Wenn Angela etwas braucht, bist du gleich zur Stelle.“

„Schon, liebe Dinny! Herzlichen Dank für dein geduldiges Zuhören! Du hast mich da auf ein Thema gebracht, das mir oft durch den Kopf geht. Schlange!“

ACHTZEHNTE KAPITEL

Durch hartnackiges Telephonieren hatte Jeanne herausgebracht, daß Hubert sich im ‚Coffee House‘ aufhalte, und die letzten Ereignisse von ihm erfahren. Als Dinny und Adrian eintraten, kam sie grade aus dem Haus.

„Wohin des Wegs?“

„Bin gleich wieder da,“ gab Jeanne zurück und ging um die Ecke

Sie fand sich in London nicht besonders zurecht und rief das erstbeste Taxi an. Vor einem großen, düstern Haus auf dem Eaton Square entlohnte sie den Lenker und klingelte.

„Ist Lord Saxenden in London?“

„Jawohl, gnädige Frau, aber nicht zu Hause.“

„Wann kommt er zurück?“

„Seine Lordschaft wird zum Dinner hier sein, aber —“

„Dann warte ich.“

„Verzeihung — gnädige Frau —“

„Bin keine gnädige Frau,“ erwiderte Jeanne und gab ihm ihre Karte, „trotzdem wird er mich bestimmt empfangen.“

Der Mann zögerte einen Augenblick, fing einen ihrer scharfen Blicke auf und stammelte:

„Bitte hier einzutreten, gnädige — Miß?“

Jeanne folgte ihm. Das kleine Zimmer war ganz kahl bis auf einige goldverzierte Empiressessel, einen Luster und zwei Konsoltische mit Marmorplatten.

„Sobald er kommt, geben Sie ihm bitte schleunigst meine Karte.“

Der Mann schien sich zu sammeln.

„Seine Lordschaft wird es eilig haben, Miß“

„Unbesorgt — nicht eiliger als ich.“ Sie ließ sich auf einem der goldverzierten Sessel nieder. Der Mann zog sich zurück. Schlank, grade und energisch saß sie da und flocht die langen Finger ihrer gebräunten Hände ineinander — die Handschuhe hatte sie beim Eintritt abgestreift. Bald blickte sie auf den dammrigen Platz hinaus, bald auf die Standuhr mit dem goldverzierten Marmorsockel. Wieder trat der Diener ein und zog die Vorhänge zu.

„Mochten Sie nicht lieber eine Botschaft hinterlassen, Miß, oder ein paar Zeilen schreiben?“

„Danke, nein.“

Einen Augenblick sah er sie argwöhnisch an, scheinbar vermutete er bei ihr eine Waffe.

„Lord Saxenden kennt mich,“ sagte Jeanne und hob wieder den Blick zu ihm.

„Versteh schon, Miß,“ stotterte der Diener hastig und verschwand.

Langsam kröchen die Zeiger auf sieben zu, da vernahm sie endlich Stimmen in der Halle. Im nächsten Augenblick ging die Tür auf und Lord Saxenden trat ein, ihre Karte in der Hand, mit selbstzufriednem, vom Wandel der Zeiten unberührtem Antlitz.

„Ein Vergnügen,“ erklärte er, „wahrhaftig ein Vergnügen!“

Jeanne hob den Blick. „Schnurrendes Biest!“ fuhr es ihr durch den Kopf. Sie hielt ihm die Hand hin.

„Reizend von Ihnen, daß Sie mich empfangen!“

„Bitte. Nicht der Rede wert.“

„Ich wollte Ihnen nur meine Verlobung mit Hubert Cherrell mitteilen — Sie erinnern sich gewiß, Sie haben seine Schwester bei den Monts kennengelernt. Wissen Sie schon von diesem lachhaften Auslieferungsbegehren? Nicht wert, daß man ein Wort daran verschwendet — er hat ja nur aus Notwehr geschossen — er hat eine scheußliche Narbe, die er Ihnen jederzeit zeigen kann.“

Lord Saxenden brummte etwas Unverständliches. Seine Augen blickten ziemlich frostig drein.

„Ich bitte Sie also, der Sache ein Ende zu machen. Sie haben die Macht dazu, das weiß ich.“

„Macht? Hab gar keine Macht — nicht die geringste.“

Jeanne lachte.

„Natürlich haben Sie die Macht. Das ist allgemein bekannt. An dieser Sache ist mir so viel gelegen.“

„Aber neulich abends waren Sie noch nicht verlobt, wie?“

„Nein.“

„Geht das geschwind!“

„Gehn nicht alle Verlobungen geschwind?“ Sie ermaß wohl kaum die ernüchternde Wirkung ihrer Mitteilung auf einen Mann in den Fünfzig, der das Zimmer in der vagen Hoffnung betreten hatte, er habe auf ein junges Mädchen Eindruck gemacht. Doch ihr entging nicht, daß sie seinen Erwartungen nicht ganz entsprochen, noch er den ihren. Seine Miene war glatt und vorsichtig geworden.

„So hartgesotten hab ich ihn mir nicht vorgestellt,“ dachte sie. „Jedenfalls,“ fuhr sie kuhl in verändertem Tone fort, „ist Hauptmann Cherrell britischer Offizier, Inhaber der Tapferkeitsmedaille und stand im Feld. Ein Engländer läßt den andern nicht in der Patsche sitzen, hoff ich, und schon gar nicht, wenn beide dasselbe College besuchten.“

Diese überaus schlaue Bemerkung blieb auf Saxenden nicht ohne Eindruck

„O!“ sagte er, „Cherrell hat also auch in Harrow studiert?“

„Jawohl Und Sie wissen auch, wie es ihm auf jener Expedition ergangen ist Dinny hat Ihnen ja einige Abschnitte aus Huberts Tagebuch vorgelesen“

Saxendens rotes Gesicht farbte sich noch röter und verzweifelt stieß er hervor: „Ihr jungen Damen bildet euch ein, ich hatte nichts andres zu tun, als mich in Dinge zu mischen, die mich nichts angehn. Auslieferungen sind Sache des Gerichts, nicht meine“

Jeanne warf ihm unter langen Wimpern hervor einen Blick zu, und der unglückselige Lord duckte fast verangstigt den Kopf

„Was kann ich tun?“ brummte er, „man hört ja nicht auf mich“

„Versuchen Sie's doch,“ gab Jeanne zurück, „auf manche Manner hört man immer“

Lord Saxendens Augen traten etwas hervor.

„Sie sagen, er hat eine Narbe. Wo denn?“

Jeanne streifte von ihrem linken Arm den Armel zurück.

„Von hier bis hierher. Als der Mensch ihm nochmals nahekam, schloß Hubert ihn nieder.“

„Hm!“

Er betrachtete höchst interessiert den Arm und wiederholte seine tief sinnige Bemerkung, worauf Schweigen eintrat.

Plotzlich fragte Jeanne: „Mochten Sie sich gern ausliefern lassen, Lord Saxenden?“

Er machte eine ungeduldige Bewegung.

„Aber, verehrte Gnadige, das ist eine Angelegenheit der Behörden.“

Jeanne warf ihm wieder einen Blick zu.

„Ist es denn wirklich wahr, daß amtlich nie jemand auf etwas Einfluß nimmt?“

Er lachte.

„Lunchen Sie doch mit mir im Piedmont-Hotel, übermorgen, nein, überübermorgen. Dann sag ich Ihnen, ob ich etwas ausgerichtet hab.“

Jeanne verstand sich drauf, rechtzeitig Schluß zu machen. Auch bei den Versammlungen der Pfarrgemeinde spann sie ein Thema nie zu lang fort. Sie streckte ihm die Hand entgegen: „Herzlichsten Dank! Ein Uhr dreißig?“

Lord Saxenden nickte ganz überrascht. Dieses junge Frauenzimmer sprach verbluffend frank und frei; in seinen Kreisen war er ans Gegenteil gewohnt.

„Auf Wiedersehn!“ sagte sie.

„Auf Wiedersehn, Miß Tasburgh! Viel Glück!“

„Danke, hängt von Ihnen ab.“ Und eh er noch etwas erwidern konnte, war sie durch die Tür verschwunden. Sie ging zu Fuß heim, ganz und gar nicht aufgereg, sondern ruhig und besonnen. Sie dachte klar und schnell und empfand ein angebornes Mißtraun davor, ihre Angelegenheiten andern zu überlassen. Heut abend mußte sie unbedingt Hubert sprechen. Sie trat ins Haus, eilte sogleich wieder ans Telefon und rief das ‚Coffee House‘ an.

„Bist du am Telefon, Hubert? Hier Jeanne.“

„Ja, Liebste.“

„Komm nach dem Dinner her. Ich muß dich sprechen.“

„Gegen neun?“

„Jawohl. Herzlichen Gruß. Schluß.“ Sie hangte den Hörer auf.

Eh sie auf ihr Zimmer ging, sich umzukleiden, blieb sie einen Augenblick stehn, wie eine Leopardin, die sich zum

Sprung anschickt. Wie die leibhaftige Jugend sah sie aus, die vorwärts sturmt in das Land der Verheißung, geschmeidig, unbeirrbar, jeden Muskel gestrafft. In Fleurs ‚stilisiertem‘, vornehmem Salon schien sie so zu Hause und doch auch so fremd wie etwa eine Katze.

Wenn beim Dinner einer der Anwesenden schwere Sorgen hat und die andern darum wissen, dann pflegt sich das Tischgespräch meist nur um oberflächliche Dinge zu drehen. Niemand erwähnte Forests Heimkehr, Adrian ging gleich nach dem Mokka fort. Dinny begleitete ihn.

„Gute Nacht, lieber Onkel! Ich werd mit der gepackten Reisetasche zu Bett gehn; ein Auto ist hier jeden Augenblick zu haben. Versprich mir, dich nicht zu sorgen.“

Adrian lachte, sah aber ganz vergramt aus. Als Dinny zurückkam, trat ihr Jeanne entgegen und erzählte ihr den neuesten Stand von Huberts Angelegenheit. Im ersten Augenblick war sie wie vor den Kopf gestoßen, dann aber geriet sie in flammende Entrüstung.

„Unerhorte Niedertracht!“

„Jawohl!“ stimmte Jeanne zu. „Hubert muß gleich da sein, ich möchte allein mit ihm sprechen.“

„Dann fuhr ihn ins Arbeitszimmer hinauf. Ich werd Michael davon erzählen. Die Sache muß vors Parlament! Nur ist es jetzt leider geschlossen,“ fugte sie hinzu, „es scheint nur dann zu tagen, wenn die Tagung besser unterbliebe.“

Jeanne wartete in der Halle, um Hubert einzulassen. Als er mit ihr in Michaels Arbeitszimmer hinaufgegangen war, in jenes Zimmer, dessen Wände die Stahlstich-Karikaturen der letzten drei Generationen bedeckten, druckte sie ihn in des Hausherrn sehr bequemen Lehnstuhl und setzte sich auf sein Knie. So blieb sie einige Minuten, die Arme um seinen

Hals geschlungen, die Lippen mehr oder minder an seinem Mund.

„Genug!“ erklärte sie dann, erhob sich und zündete sich und Hubert Zigaretten an. „Hubert, zu dieser Auslieferung kommt es nicht!“

„Wenn es aber doch dazu kommt!“

„Nein, sag ich. Übrigens ein Grund mehr, daß wir sofort heiraten.“

„Liebste, ich kann unmöglich.“

„Du mußt Bildest du dir ein, ich bleibe daheim, wenn du ausgeliefert wirst? Es kommt ja nicht dazu, lachhaft! Aber wenn du fort mußt, fahre ich natürlich auf demselben Schiff mit, natürlich fahr ich — verheiratet oder nicht, ganz egal“

Hubert sah sie an.

„Bist ein Prachtkerl!“ meinte er, „aber —“

„Aha, ich weiß schon! Jetzt wirst du deinen Vater ins Treffen führen, deine Ritterlichkeit, deinen Wunsch, mich unglücklich zu machen, natürlich zu meinem eignen Besten. Ich hab deinen Onkel Hilary aufgesucht. Er ist bereit, uns zu trauen. Er ist Pfarrer und dabei ein Mann von Erfahrung. Jetzt paß auf — wir werden ihm das neueste Stadium der Affare berichten, und wenn er sich's inzwischen nicht anders überlegt hat, wird er uns trauen. Morgen früh gehn wir zusammen hin.“

„Aber —“

„Kein Aber —! Du kannst dich unbedingt auf ihn verlassen; er scheint mir ein vertrauenswürdiger Mann zu sein.“

„Ist er auch,“ erwiderte Hubert, „mehr als jeder andre“

„Abgemacht! Jetzt gib mir noch einen Kuß!“ Und sie setzte sich wieder auf sein Knie. Hatte Jeanne nicht so scharfe Ohren gehabt, die beiden wären von Dinny ertappt

worden. Jeanne betrachtete also das Bild des ‚Weißen Affen‘, das an der Wand hing, und Hubert holte sein Zigarettenetui hervor, als Dinny die Tür öffnete.

„Dieser Affe ist ausgezeichnet!“ erklärte Jeanne. „Wir heiraten also, Dinny, trotz dieses neuen Blodsinns, wenn Onkel Hilary uns keinen Strich durch die Rechnung macht. Wenn du willst, geh morgen früh wieder mit uns zu ihm.“

Dinny sah Hubert an; der erhob sich und meinte:

„Hopfen und Malz verloren. Ich kann mit ihr nichts anfangen.“

„Und nichts ohne sie,“ warf Jeanne ein. „Stell dir nur vor, Dinny: Er hat sich eingebildet, ich bliebe zu Haus, wenn man ihn ausliefert. Diese Männer sind wirklich wie die Wickelkinder! Nun, Dinny, was sagst du dazu?“

„Ich freue mich.“

„Jetzt hängt es von Onkel Hilary ab,“ erklärte Hubert. „Wohlgemerkt, Jeannel!“

„Einverstanden. Er steht mit dem wirklichen Leben in Berührung, auf seinen Rat darf man geben. Hubert, hol uns morgen um zehn ab. Dreh dich um, Dinny, er kniegt noch einen Kuß, dann marsch hinaus!“

Dinny wandte ihnen den Rücken.

„Kehrt euch!“ gebot Jeanne. Sie gingen hinunter, bald darauf begaben sich die Mädchen zu Bett. Ihre Zimmer lagen nebeneinander und waren in Fleurs vornehmem Geschmack eingerichtet. Sie plauderten noch ein wenig, umarmten einander und gingen dann jede auf ihr Zimmer. Dinny trodelte beim Entkleiden.

Der Square lag ruhig da, nur wenig Lichter brannten in den Häusern, die größtenteils Parlamentsmitgliedern gehörten. Jetzt, während der Sommerferien des Parlaments, waren die Bewohner verreist. Kein Windhauch bewegte das dunkle

Gezweig der Baume, durchs offne Fenster drang der wilde Larm der Stadt, der Dinny keine Ruhe finden ließ. Die Nachtluft roch hier nicht so wurzig wie in Condaford. 'Ich konnte mit Jeanne nicht leben,' dachte sie. 'Aber Hubert wird es können,' fügte sie gerechterweise hinzu. 'Er braucht so was.' Sie verzog den Mund zu einem matten Lächeln über ihren Kummer, daß ihr Bruder Ersatz für sie gefunden. Als sie im Bett lag, dachte sie noch an Adrians Sorge und Angst um Angela und an jenes arme Wesen, ihren Gatten, der sich nach ihr sehnte, sie begehrte und einsam blieb, fremd und einsam, ihr und jedermann. Im Dunkel glaubte sie seinen brennenden, flackernden Blick zu sehn, den Blick eines Geschopfs, das nach einem Heim verlangt, nach Frieden und Ruhe, und sie nicht finden kann. Sie zog die Decke bis an die Augen und sprach sich immer wieder zur Beruhigung den alten Kinderreim vor:

„Schlaf, Kindlein, schlaf!
Draußen stehn zwei Schaf',
Ein schwarzes und ein weißes
Und wenn mein Kind nicht schlafen will,
Dann kommt das schwarze und beißt es!“

NEUNZEHNTE KAPITEL

Hatte jemand Hilary Cherrell, dem Pfarrer von Sankt Augustin im Grunen, ins Herz schauen und seine geheimsten Gedanken darin lesen können, Gedanken, die er nie durch ein Wort, ja auch nur eine Miene verriet, so wäre ihm klar geworden, daß Hilary von seinem aufopfernden Wirken sich selbst nicht viel Erfolg versprach. Doch es war ihm nun einmal in Fleisch und Blut übergegangen, andern als Führer und Berater zu dienen. Wie ein Spurhund auch auf einem gewöhnlichen Spaziergang sofort irgendeine Spur zu verfolgen beginnt, wie ein Dalmatinerhund auf einem Ritt von Anfang an sich dem Reiter an die Fersen heftet, so trieb auch Hilary seine Erbanlage zu rastloser Arbeit für seine Mitmenschen; er entstammte ja einer Familie, die seit vielen Generationen dem Vaterland Beamten und Soldaten gestellt hatte. Doch war er drum keineswegs überzeugt, daß sein unermüdlicher Eifer irgendeinen Erfolg bringen werde. In einer Zeit, da der Zweifel an allem fraß, da jedermann sich unwiderstehlich versucht fühlte, über Stand und Standes-traditionen zu spotten, vertrat er eine Kaste, die von Geburt dazu bestimmt schien, ihre Pflicht zu erfüllen, nicht um dadurch andern Wohltaten zu erweisen, nicht um Vorteile zu ergattern, sondern lediglich darum, weil man es selbst für Fahnenflucht gehalten hatte, das Amt niederzulegen. Hilary fiel es nicht im Traum ein, durch sein Beispiel die Lebensberechtigung seiner Kaste zu dokumentieren, oder dem Volk

210

jenes Wirken für die Öffentlichkeit vor Augen zu führen, dem sein Vater, der Diplomat, sein Onkel, der Bischof, seine Bruder, der Soldat, der Kustos und der Richter (Lionel war unlangst ernannt worden), ihr Leben geweiht hatten. Seiner Meinung nach wurstelten sie und er selbst nur so weiter. Allerdings verband er mit jeder einzelnen Arbeit einen bestimmten Zweck, der aber, wie er sich gestand, in seinem Herzen eher auf Sand denn auf Fels geschrieben war.

An jenem Morgen nach Forests Heimkehr, um halb zehn, saß er eben vor seiner ausgebreiteten Korrespondenz, da trat Adrian in sein ziemlich kahles Arbeitszimmer. Unter Adrians zahlreichen männlichen Freunden konnte nur Hilary das Gefühlsleben und die Lage des Bruders recht verstehn. Hilary war bloß um zwei Jahre alter und beide hingen seit der Kindheit unzertrennlich aneinander. Beide hatten in der Vorkriegszeit als Hochtouristen bedenkliche Aufstiege und noch bedenklichere Abstiege unternommen, beide hatten den Krieg mitgemacht, Hilary als Feldkaplan in Frankreich, Adrian, der arabisch sprach, als Unterhandler im Osten. Ihr Temperament war verschieden, doch grade darum hielt ihre Freundschaft um so fester. Sie verstanden einander mit wenig Worten und Hilary begann ohne Umschweife:

„Gibt's heut etwas Neues?“

„Nichts Neues, sagt Dinny. Doch spätestens in einer Woche muß das Wohnen im selben Haus dazu führen, daß er die Selbstbeherrschung verliert. Für den Augenblick mag ja das Gefühl, er sei nun wieder im eignen Haus und sein eigener Herr, ihn ruhig stimmen. Aber länger als eine Woche halt diese Ruhe kaum vor. Ich fahre jetzt in die Anstalt hinaus, doch die Leute dort werden schwerlich mehr wissen als wir.“

„Verzeih, lieber Bruder, das Beste wäre wohl die Wiederaufnahme der ehelichen Gemeinschaft.“

In Adrians Gesicht zuckte es.

„Hilary, das geht über Menschenkraft. Eine solche Zumutung ist unsaglich grausam. So etwas durfte man von einer Frau nicht verlangen.“

„Wenn der arme Kerl gesund bleibt, dann schon“

„Die Entscheidung liegt einzig und allein bei ihr. Das zu ertragen kann man von niemandem begehren. Denk doch an seine krankhafte Leidenschaftlichkeit vor dem Ausbruch des Wahnsinns. Aus dem Haus mußte man ihn schaffen, Hilary.“

„Einfacher wär's, wenn sie wo anders Zuflucht suchte.“

„Wer soll sie aufnehmen, wenn nicht ich, und das brachte ihn zweifellos gleich wieder um den Verstand.“

„Wenn ihr die Verhältnisse bei uns passen, könnte sie zu uns ziehn,“ sagte Hilary.

„Aber die Kinder?“

„Die auch, wenn's sein muß. Freilich, Einsamkeit und Mußiggang tragen wohl kaum zu seiner Genesung bei. Konnte er nicht irgendeine Arbeit leisten?“

„Ich glaube nicht. Vier Jahre eines solchen Lebens bringen jeden um. Und wer sollte ihm eine Beschäftigung geben? Konnte ich ihn nur dazu bewegen, daß er zu mir zieht!“

„Dinny und das andre Mädchen meinten, er sehe ganz normal aus und spreche durchaus vernünftig.“

„In gewisser Weise ja. Vielleicht sind die Leute in der Anstalt informiert.“

Hilary faßte den Bruder am Arm.

„Altes Haus, das ist wahrhaftig entsetzlich für dich. Aber ich wette zehn gegen eins, das Ganze ist nicht so schlimm, wie wir glauben. Ich will mit May sprechen, sprich du mit

den Leuten im Sanatorium. Wenn du dann meinst, es sei für Angela am besten, zu uns zu ziehn, so lade sie in mein Haus.“

Adrian druckte die Hand, die auf seinem Arm lag.

„Jetzt will ich eilen, um meinen Zug noch zu erreichen“

Als er wieder allein war, stand Hilary stirnrunzelnd da. Er hatte die Unerforschlichkeit der gottlichen Vorsehung so grundlich kennengelernt, daß er selbst in seinen Predigten schon längst nicht mehr ihre Gute pries.

Doch hatte er auch erfahren, daß viele Leute durch zähen Widerstand ihr Mißgeschick überwandten und daß viele andre sich drein ergaben und schließlich ganz zufrieden lebten. Seiner Meinung nach wurde die Bedeutung des Unglücks meist überschätzt und jeder Verlust lief am Ende auf einen Gewinn hinaus, wenn man nur durchhielt und den Mut nicht sinken ließ. In diesem Augenblick trat sein zweiter Besuch ein, Millicent Pole, jenes Mädchen, das kurzlich vorm Polizeigericht gestanden. Sie hatte ihren Posten bei Petter & Poplins verloren, da ihre Unbescholtenheit vor Gericht das ible Gerede nicht zum Schweigen bringen konnte.

Sie erschien zur vereinbarten Zeit in einem netten blauen Kleid, offenbar pflegte sie alles ersparte Geld auf die äußere Erscheinung zu verwenden. Nun wartete sie auf das Verhör.

„Wie geht's Ihrer Schwester, Millie?“

„Gestern is sie aus dem Spital zuruckgekommen, Mr. Cherrell“

„Ist sie denn schon wieder hergestellt?“

„Ich glaub nicht, aber wenn sie langer fortbleibt, sagt sie, verliert sie am Ende auch ihren Posten.“

„Wieso denn?“

„Wenn sie länger fortbleibt, sagt sie, glaubt man bei der Firma vielleicht, sie wär auch so eine wie ich“

„Na, wie steht's denn mit Ihnen? Mochten Sie nicht aufs Land gehn?“

„Ach nein.“

Hilary sah sie prüfend an. Ein anmutiges Mädchen, hohes Gesicht, feine Fesseln, sinnlicher Mund. „Die müßte bald unter die Haube kommen,“ fuhr es ihm durch den Kopf

„Na, haben Sie einen jungen Mann, Millie?“

Das Mädchen lachte

„Ganz sicher hab ich ihn noch nicht.“

„Nicht sicher genug zum Heiraten?“

„So viel ich seh, hat er's nicht im Sinn.“

„Und Sie?“

„Ich hab's nicht so eilig“

„Was für Plane haben Sie?“

„Ich möcht — möcht gern Mannekön werden.“

„So so! Hat Ihnen Ihre Firma ein Zeugnis ausgestellt?“

„Jawohl. Sie sagten, sie hätten mich nur ungern entlassen. Aber von der Geschichte stand zu viel in den Zeitungen, da mußten sie wegen der andern Mädels —“

„Verstehe. Millie, Sie haben sich da sauber in die Patsche gebracht. Ich trat für Sie ein, weil Sie arg in der Klemme waren, doch so ganz blind bin ich nicht. Versprechen Sie mir, daß so etwas nicht wieder vorkommt. Es wäre der erste Schritt zum völligen Ruin.“

Das Mädchen erwiderte haargenau, was Hilary erwartet hatte — gar nichts.

„Ich führe Sie jetzt zu meiner Frau. Beraten Sie sich mit ihr über die Zukunft. Wenn Sie keinen solchen Posten wie den frühern finden können, lassen wir Sie schnell einen Kurs

absolvieren und verschaffen Ihnen dann eine Stelle als Kellnerin. Ware Ihnen das recht?“

„Hatt nichts dagegen.“

Halb scheu, halb lachend blickte sie ihn an. „Mädel wie diese da sollte man von Staats wegen aussteuern und verheiraten,“ dachte er. „Das einzige Mittel, sie auf dem rechten Weg zu erhalten.“

„Also, Millie, reichen Sie mir die Hand und beherzigen Sie meine Worte. Ihre Eltern waren mit mir befreundet, Sie werden ihnen gewiß keine Schande machen!“

„Nein, Herr Pfarrer.“

„Wollen's abwarten!“ dachte Hilary und führte sie in das Speisezimmer, wo seine Frau an der Schreibmaschine saß. Dann kehrte er wieder in sein Arbeitszimmer zurück, zog eine Schublade seines Schreibtisches hervor und begann sich mit Rechnungen herumzubalgen. Nirgendwo in der Welt spielte das Geld eine so wichtige Rolle wie im Elendsviertel einer Christengemeinde, deren Religion Verachtung des Geldes predigt. Das erfuhr Hilary nur zu oft.

„Schaut an die Lilien auf dem Felde,“ dachte er, „sie säen nicht und ernten nicht, wahrscheinlich gehn sie milde Gaben sammeln. Zum Kuckuck, wie soll ich nur die Fürsorgeschule das Jahr über durchbringen?“ Das Problem war noch ungelöst, als das Mädchen mit der Meldung kam:

„Hauptmann Cherrell, Miß Cherrell und Miß Tasburgh.“

„Ha! Die lassen nicht locker!“ dachte Hilary.

Er hatte seinen Neffen seit der Rückkehr von der Expedition Hallorsens nicht mehr getroffen und erschrak nun über Huberts düstere Miene und sein gealtertes Aussehen.

„Gratuliere dir, mein Lieber!“ sagte er. „Hab gestern schon von deinen Plänen gehört.“

„Onkel Hilary,“ rief Dinny, „mach dich drauf gefaßt, als Salomo zu fungieren!“

„Salomos Ruf als Weiser, meine respektlose Nichte, ist vielleicht das Fadenscheinigste in seiner Historie,“ gab Hilary zurück. „Bedenk doch nur die Anzahl seiner Weiber. Na, was gibts?“

„Onkel Hilary,“ erklärte Hubert, „ich hab in Erfahrung gebracht, daß man vielleicht dem Auslieferungsbegehren Boliviens Folge leisten wird. Du weißt doch, ich hab dort einen Maultiertreiber erschossen. Jeanne wünscht trotzdem augenblickliche Heirat —“

„Grade deswegen,“ rief Jeanne dazwischen

„Mir aber scheint es doch sehr gewagt und ihr gegenüber ein Unrecht. Doch wir haben uns geeinigt, die Sache dir vorzulegen und uns deinem Urteil zu fügen.“

„Danke,“ murmelte Hilary, „warum grade mir?“

„Weil niemand im Handumdrehn so viele Entscheidungen treffen muß wie du,“ erwiderte Dinny, „höchstens der Polizeirichter“

Hilary blickte von Jeanne zu Hubert und wieder zurück.

„Durch Warten können wir augenscheinlich gar nichts gewinnen,“ erklärte Jeanne. „Wenn er ausgeliefert wird, geh ich mit, verheiratet oder nicht.“

„Im Ernst?“

„Natürlich.“

„Konntest du sie dran hindern, Hubert?“

„Ich glaube kaum“

„Junge Leute, liegt hier ein Fall von Liebe auf den ersten Blick vor?“

Beide schwiegen. Endlich sagte Dinny.

„Hochstwahrscheinlich. Ich hab das schon beim Croquet-spiel in Lippinghall bemerkt.“

Hilary nickte. „Na, das spricht nicht gegen euch. Mir ist's auch so gegangen und ich hatte es nie zu bereuen. Wird es wirklich zu deiner Auslieferung kommen, Hubert?“

„Nein,“ entgegnete Jeanne.

„Was meinst du, Hubert?“

„Ich weiß nicht. Vater macht sich Sorgen. Doch gewisse Persönlichkeiten setzen sich für mich nach Kräften ein. Diese Narbe da hab ich abbekommen“ — er schob den Armel zurück.

Hilary nickte. „Ein wahres Glück!“

„In jenen Tagen und in jenem Klima kam es mir nicht so vor,“ meinte Hubert mit bitterem Lächeln.

„Habt ihr schon die Dispens vom Aufgebot eingeholt?“

„Noch nicht.“

„Verschafft sie euch, ich werd euch trauen.“

„Ist das dein Ernst, Onkel?“

„Vielleicht handle ich unüberlegt, doch ich hoffe nicht.“

„Nein, nein!“ Jeanne ergriff seine Hand. „Wurde Ihnen morgen um zwei Uhr passen, Mr. Cherrell?“

„Lassen Sie mich nachsehn.“ Er schlug in einem Buch nach und nickte.

„Herrlich!“ rief Jeanne. „Komm, Hubert, wir holen uns sofort die Lizenz.“

„Vielen, vielen Dank, Onkel!“ sagte Hubert. „Aber begeh ich damit kein Unrecht?“

„Lieber Junge,“ erwiderte Hilary, „wenn du dich mit einer jungen Dame wie Jeanne einläßt, mußt du auf eine solche Entwicklung der Dinge gefaßt sein. Auf Wiedersehn, viel Glück euch beiden!“

Als sie draußen waren, wandte sich Hilary an seine Nichte: „Wer ist denn auf diese Idee verfallen?“

„Jeanne.“

„Dann ist sie entweder eine sehr schlechte oder eine sehr gute Menschenkennerin. Na, das nenn ich flotte Arbeit. Um zehn Uhr fünf seid ihr hergekommen, jetzt ist's zehn Uhr vierzehn. Schneller hab ich noch nie über zwei Menschenleben entschieden. Von den Tasburghs ist doch nichts Nachteiliges bekannt?“

„Nein, sie scheinen mir nur etwas rasch in ihren Entschlüssen.“

„Rasch entschlossene Leute gefallen mir,“ erklärte Hilary. „Sie haben gewöhnlich Mut.“

„Das hat sich bei der Seeschlacht von Zeebrugge gezeigt.“

„Ach richtig, hat sie nicht einen Bruder bei der Marine?“

Dinny zwinkerte.

„Steuert der nicht auch schon in den Ehchafen?“

„Mit Volldampf.“

„Na, und?“

„Ich bin nicht so rasch entschlossen, Onkel.“

Hilary lachte seine Lieblingsnichte zärtlich an. „Des Auges Bläue bedeutet Treue.“ Ich werd dich schon noch trauen, Dinny. Entschuldige mich jetzt, ich habe eine Zusammenkunft mit einem Mann, dem das Abzahlen seiner Raten schlaflose Nächte bereitet. Er ist da hineingesprungen und zappelt jetzt wie der Frosch im Brunnenloch. Übrigens, das Mädchen, das du unlängst vorm Polizeirichter sahst, ist im Speisezimmer bei deiner Tante. Willst du sie dir vielleicht nochmals ansehen? Sie ist, fürcht ich, ein fast unlosbares Problem, dessen Klärung tiefen Einblick in die Menschennatur gewahren könnte. Möchtest nicht du versuchen, diese Nuß zu knacken?“

„Ich möcht schon, aber sie wird nicht mögen.“

„Wer weiß, du bist ja ein junges Mädchen wie sie, kannst also eine Menge Neues aus ihr herausholen. Doch schwer-

lich viel Gutes. Das klingt zynisch," fugte er hinzu, „doch manchmal muß man sich auf diese Weise Luft machen.“

„Gewiß, Onkel“

„Auf Wiedersehn, meine Liebe. Morgen seh ich dich bei der Urteilstvollstreckung.“

Hilary sperrte die Rechnungen in die Lade und folgte ihr in die Halle; dann öffnete er die Tur des Speiseczimmers, rief: „Liebste, da ist Dinny. Ich bin zum Lunch zuruck,“ und ging ohne Hut davon.

ZWANZIGSTES KAPITEL

Dinny und Millicent Pole verließen die Pfarre und begaben sich zu Michaels Haus auf dem South Square. Das Mädchen wollte Fleur neuerdings um eine Empfehlung bitten.

Dinny überwand ihre Scheu und begann: „Wenn ich Sie wäre, ich wollte mich wahrhaftig an der Gesellschaft rachen. Ich seh nicht ein, warum Sie Ihren Posten verlieren mußten.“ Dinny fing einen prüfenden Seitenblick auf; Millicent wußte augenscheinlich nicht, ob sie ganz offen sein durfe

„Ich bin ins Gerede gekommen,“ erklärte sie schließlich.

„Ich weiß, ich war zufällig bei Ihrem Freispruch im Polizeigericht zugegen. Mir kam es niedertrachtig vor, daß Sie dort Rede stehen mußten.“

„Ich hab tatsächlich wen angesprochen,“ erklärte das Mädchen überraschend aufrichtig. „Ich wollt es Mr. Cherrell nicht eingestehn, aber ich hab es wirklich getan. Ich hatte den ewigen Geldmangel satt. Was meinen Sie, war es schlecht von mir?“

„Nun, eh ich so was täte, müßt ich schon noch in ärgere Not geraten, als in Geldmangel.“

„Sie waren eben noch nie wirklich in Geldnot.“

„Da haben Sie wohl recht. Freilich hab ich auch nie viel gehabt.“

„Wen anreden is noch immer besser als stehlen, wie?“ meinte das Mädchen bitter. „Was is schließlich schon dabei?“

Man kann es rasch wieder vergessen. So hab ich mir's wenigstens vorgestellt. Einem Mann nimmt das kein Mensch übel und man bestraft ihn nicht dafür. Aber bitte, Sie erzählen das doch nicht Mrs. Mont, nicht wahr?"

„Natürlich nicht. Da ist es Ihnen wohl sehr schlecht gegangen?"

„Hundsmiserabel! Ich und meine Schwester verdienen grad das Notigste, wenn wir voll beschäftigt sind. Sie war aber fünf Wochen krank und ich hatte noch dazu an dem Tag meine Börse verloren, dreißig Shilling hatt ich drin — da konnt ich doch nichts dafür.“

„Verdammtes Pech.“

„Gottverdammtes! Wär ich wirklich so eine gewesen, dann hätten sie mich nicht geschnappt, nur weil ich noch ganz grün war, hat mir das passieren können. Ich mocht wetten, die Madel aus guten Kreisen überlegen sich's auch nicht lang, wenn's ihnen an den Kragen geht.“

„Allerdings,“ meinte Dinny, „gibt es vermutlich auch in diesen Kreisen Mädchen, die sich um jeden Preis aus der Verlegenheit ziehn. Ich meine aber doch, so was sollte man nur aus Liebe tun. Aber ich bin wohl altmodisch.“

Das Mädchen warf ihr noch einen langen, diesmal fast bewundernden Blick zu.

„Sie sind eben eine Dame, Fräulein. Ich muß gestehn, ich wär ja auch gern eine. Aber man bleibt das, wozu man geboren wird.“

Dinny erwiderte mit ablehnender Geste: „Na, möcht ich nicht behaupten. Die Frauen von vornehmster Gesinnung, die ich kenne, sind Bauernweiber.“

„Wirklich?"

„Jawohl. Und ich meine, so manche Londoner Verkäuferin kann es mit den besten Damen aufnehmen.“

„Ach ja, es gibt schrecklich nette, anständige Madel. Meine Schwester is viel besser als ich. Die hatt so was nie getan. Ihr Onkel hat was gesagt, das werd ich nie vergessen, aber ich hab mich nie ganz in der Hand. Ich mocht halt gern ein Vergnügen haben, wenn ich's kriegen kann. Warum auch nicht?“

„Ob es aber auch wirklich ein Vergnügen ist, das ist die Frage. Der nächstbeste Mann ist wohl keins. Viel eher das Gegenteil.“

Das Mädchen nickte.

„Schon wahr. Aber wenn man Sie auf die Straße setzt, weil Sie kein Geld haben, taten Sie wohl auch so manches, was Sie sonst nicht tun. Meinen Kopf wollt ich wetten.“

Nun nickte Dinny.

„Mein Onkel ist ein lieber Mensch, nicht wahr?“

„Ein Gentleman, er setzt einem nie mit der Religion zu und greift immer in die Tasche, wenn er was drin hat.“

„Das ist nicht oft der Fall,“ meinte Dinny, „meine Familie ist nicht wohlhabend.“

„Den Gentleman macht ja nicht das Geld.“

Dinny schien von dieser Bemerkung nicht sonderlich erbaut. Sie horte sie wohl nicht zum erstenmal. „Jetzt nehmen wir lieber einen Autobus,“ erklärte sie.

Der Tag war sonnig, die beiden setzten sich aufs Dach des Wagens. „Gefällt Ihnen die neue Regent Street?“ fragte Dinny.

„Und ob! Ich finde sie famos!“

„Gefiel Ihnen die alte nicht besser?“

„Keine Spur. Sie war so fad und gelb und eintönig.“

„Sie machte aber einen ganz eigenartigen Eindruck und die regelmäßige Bauart paßte so gut zu dem Bogen, den sie beschreibt.“

Das Mädchen schien zu merken, daß es sich hier um eine Frage des Geschmacks handle. Sie zögerte einen Augenblick, dann erklärte sie bestimmt:

„Jetzt ist aber mehr Licht hier, mehr Bewegung.“

„Na ja!“

„Ich sitz so gern auf dem Omnibusdach,“ sagte das Mädchen, „da gibt's immer eine Menge zu sehn, das Leben reißt einen mit, nicht wahr?“

Diese Worte trafen Dinny wie ein Schlag. Wie ereignislos verlief doch ihr eignes Leben in der vorgeschriebnen Bahn! Was für Abenteuer barg es, was für Gefahren? „Leute, die auf eignen Füßen stehn, führen ein viel spannenderes Leben,“ dachte sie. Ihr Beruf war es bisher gewesen, keinen Beruf zu haben. Da fiel ihr Jeanne ein und sie sagte:

„Ach, ich führe ein langweiliges Dasein, ich warte nur immer und warte.“

Das Mädchen sah sie wieder von der Seite an.

„Aber Sie müssen sich doch recht gut amüsieren, Sie sind ja so schön.“

„Schon! Mit so einer Stumpfnase!“

„Ach was, Sie haben Stil! Auf den kommt es an. Und mag man noch so hübsch aussehn, es hängt doch alles davon ab, ob man Stil hat.“

„Ich möchte lieber hübsch aussehn.“

„So? Hübsch sein kann bald wer.“

„Aber wenige sind es.“ Mit einem Blick auf das Profil des Mädchens fügte sie hinzu: „Sie können zufrieden sein.“

Das Mädchen fühlte sich geschmeichelt.

„Ich hab Mr. Cherrell gesagt, ich mocht gern Manneken werden, aber er war davon nicht sehr entzuckt.“

„Von allen unnutzen Berufen scheint mir der am ärgsten,“

bemerkte Dinny. „Sich für eine Schar launenhafter Weiber fortwährend an- und ausziehen!“

„Das muß doch auch wer tun,“ erwiderte das Mädchen in überzeugtem Ton, „und mir macht es selber Spaß, mich schon anzuziehen. Aber man braucht dazu Empfehlungen. Vielleicht wird mir Mrs. Mont eine geben. Herrgott! Sie waren ein prachtvolles Manneken, Fraulein. So viel Stil und so schlank dazu!“

Dinny lachte. Der Autobus hielt vor der Westminster-Abtei.

„Hier steigen wir aus. Sind Sie schon da drin gewesen?“

„Nein.“

„Werfen Sie vielleicht doch einen Blick hinein, eh man sie niederreißt und Zinskasernen oder ein Kino hinbaut.“

„Will man das wirklich?“

„Vorläufig schlummert dieser Plan noch im Unterbewußtsein der Stadtväter, sie schwatzen davon, den Bau zu restaurieren.“

„Is das aber groß!“ rief das Mädchen. Doch angesichts der gewaltigen Mauern verstummte sie und schwieg auch noch, als sie hineingingen. Dinny betrachtete sie, wie sie mit zurückgeworfnem Kopf eine Statue musterte.

„Wer is denn der alte splitternackte Kerl dort mit dem langen Bart?“

„Neptun. Er ist ein Symbol. ‚Rule Britannia!‘ Unsre Macht zur See, verstehn Sie?“

„Ah so!“ Sie schritten weiter und kamen an eine Stelle, von der aus sie die riesigen Ausmaße dieses alten Museums überblicken konnten.

„Du meine Güte! Is das gesteckt voll Sachen!“

„Es ist tatsächlich eine Art Antiquitätenladen, die ganze Geschichte Englands hat man hier hineingestopft.“

„Schrecklich duster ist es hier, die Säulen sehn so schmutzig aus, nicht?“

„Sollen wir nicht einen Blick in den ‚Dichterwinkel‘ werfen?“ fragte Dinny.

„Was ist denn das?“

„Dort liegen die großen Schriftsteller begraben.“

„Weil sie Verse geschrieben haben?“ erkundigte sich das Mädchen. „Ist das nicht gelungen?“

Dinny gab keine Antwort. Sie kannte einige dieser Verse und auch ihr kam die Sache beinahe komisch vor. Sie besahen eine Anzahl Statuen und Namen, die Dinny wenig und das Mädchen augenscheinlich gar nicht interessierten. Dann schritten sie langsam das Seitenschiff hinab, bis zur Stelle, wo zwischen zwei roten Kränzen die in Schwarz und Gold gehaltne Gedenktafel für den unbekannten Soldaten lag.

„Mocht wissen, ob der's weiß?“ sagte das Mädchen. „Jedenfalls wird er sich nicht drum scheren, niemand kennt seinen Namen, was hat er also davon?“

„Er allerdings nichts, doch vielleicht wir,“ versetzte Dinny und spürte jenes Würgen in der Kehle, das die Welt dem unbekannten Soldaten als Dank zollt.

Sie traten wieder auf die Straße hinaus; plötzlich fragte das Mädchen:

„Sind Sie religiös, Fräulein?“

„In gewisser Hinsicht schon,“ gab Dinny unsicher zurück.

„Mich hat man nie in der Religion unterrichtet, meine Eltern hatten Mr. Cherrell gern, aber die Religion hielten sie für Mumpitz. Mein Vater war nämlich Sozialist und erklärte die Religion für einen Bestandteil des kapitalistischen Ausbeutungssystems. Natürlich gehn wir in unsern Kreisen auch nicht in die Kirche. Wir haben keine Zeit dazu. Und dann soll man in der Kirche so still sitzen. Ich muß schon

sagen, ich bin mehr für die Bewegung. Und dann, wenn es einen Gott gibt, warum heißt er ER? Das empört mich gegen IHN. Daß man sich Gott als Mann denkt, trägt an so einer Behandlung der Madel mit dran Schuld, wie ich sie erlebt hab. Seit meiner Verhandlung und der Ansprache des Geistlichen im Polizeigericht hab ich über diese Dinge viel nachgedacht. Ein ER kann die Geschöpfe nicht hervorbringen ohne eine SIE."

Dinny starrte das Mädchen an.

„Das hatten Sie meinem Onkel sagen sollen. Wahrhaftig, ein origineller Gedanke!"

„Man schwatzt jetzt so viel von den gleichen Rechten der Frauen," fuhr das Mädchen fort, „aber es ist nicht wahr. Jedes Madel in meiner Firma hat vor dem Chef gezittert. Wo das Geld ist, dort ist auch die Macht. Und alle Amtspersonen und Richter und Geistlichen sind Männer und alle Generale. Sie schwingen die Knute und doch können sie ohne Frauen nichts machen. Wenn ich etwas zu sagen hatt, diese Männer sollten ihre blauen Wunder erleben!"

Dinny schwieg. Zweifellos sprach dieses Mädchen aus ihrer eignen Erfahrung heraus so bitter, aber ihre Worte bargen einen wahren Kern. Der Schöpfer mußte bisexuell sein, sonst wäre der ganze Entwicklungsprozeß in den Anfängen steckengeblieben. In dieser Annahme lag eine ursprüngliche Gleichsetzung beider Geschlechter, die Dinny bisher entgangen war. Wäre das Mädchen ihren eigenen Kreisen entstammt, Dinny hätte auf ihre Ausführungen erwidert. Aber diesem Kind aus dem Volk gegenüber konnte sie unmöglich aus ihrer Zurückhaltung herausgehn. Sie sah ihren Klassendunkel ein; schließlich erwiderte sie heiter:

„Sie sind eine gefährliche Rebellin!"

„Natürlich bin ich eine Rebellin, seitdem mir diese Geschichte passiert ist.“

„Da sind wir schon bei Mrs. Mont,“ erklärte Dinny. „Ich muß noch etwas besorgen und nehme hier von Ihnen Abschied Auf Wiedersehn!“ Sie streckte Millicent Pole die Hand hin, das Mädchen ergriff sie und sagte schlicht: „Es hat mich wirklich gefreut!“

„Mich auch. Viel Glück!“

Dinny ließ sie in der Halle zurück und wanderte allein in die Oakley Street, in dem dumpfen Gefühl, sie sei nicht so weit gegangen, wie sie gewünscht hatte. Sie war mit dem urwuchsigem Leben in Berührung gekommen und bebte davor zurück; ihre Gedanken und Empfindungen glichen dem ersten schuchternen Gezwitscher der Vogel im Frühling. Dieses Mädchen hatte in ihr das seltsame Verlangen wachgerufen, sich in den Strom des Lebens zu stürzen, doch wußte sie ganz und gar nicht, wie sie es anstellen sollte. Wenn sie sich doch wenigstens hatte verlieben können! Wie schon mußte es sein, zumindest über die eignen Gefühle Klarheit zu haben, wie Jeanne und Hubert sie so plötzlich gewonnen, und Alan Tasburgh und Hallorsen, wenn man ihren Versicherungen glauben durfte. Ihr selbst schien das Leben eher ein Schattenspiel denn Wirklichkeit. Und tief verstimmt lehnte sie die Arme aufs Bruckengeler und starrte sinnend in die Themse hinab, in die gerade die Flut aus dem Meer stromte. Religiös? In gewisser Hinsicht schon. Doch in welcher? Sie entsann sich einer Stelle aus Huberts Tagebuch: ‚Jeder, der an die ewige Seligkeit glaubt, hat ein gewaltiges Plus vor mir voraus, ihm steht eine Pension in Aussicht.‘ War Religion also der Glaube an die Vergeltung im Jenseits? Wenn ja, dann schien sie ein Schacher. Um seiner selbst willen mußte man das Gute tun, denn das Gute war

auch das Schöne, war schön wie eine unberührte Blume, ein schönes Lied, eine sternklare Nacht. Onkel Hilary gab sich in seinem Beruf schwere Muhe, Gutes zu tun, nur um des Guten willen. War er religiös? Sie wollte ihn fragen. Da rief eine Stimme:

„Dinny!“

Erschrocken wandte sie sich um und sah Alan Tasburgh mit glücklichem Lächeln dastehn.

„Eben war ich in der Oakley Street, nach dir und Jeanne zu fragen. Man hat mir gesagt, ihr seid bei den Monts. Ich war auf dem Weg zu ihnen, da treff ich dich! Fabelhaftes Glück!“

„Eben hab ich mich gefragt,“ bemerkte Dinny, „ob ich religiös bin.“

„Seltsam! Ich auch!“

„Ob d u religiös bist oder i c h?“

„Ich betrachte uns beide als e i n e Person.“

„So? Wirklich? Und ist diese eine Person religiös?“

„Vielleicht, wenn's ihr an den Kragen geht.“

„Hast du schon die Neugkeit von den Forests gehört?“

„Nein.“

„Der Hauptmann ist heimgekommen.“

„Herrgott!“

„Das sagt jeder. Hast du Angela gesehn?“

„Nein, nur das Mädchen — schien ein wenig aufgeregt. Ist der arme Kerl immer noch verrückt?“

„Das nicht, aber für Angela ist es entsetzlich.“

„Man sollte sie fortschaffen.“

„Wenn sie mich haben will, bleib ich bei ihr,“ erklärte Dinny unvermittelt.

„Du, das gefällt mir nicht!“

„Mag sein, aber ich tu's trotzdem.“

„Warum? So eng befreundet seid ihr doch nicht.“

„Dieses Herumlungern hab ich satt!“

Der junge Tasburgh starrte sie an.

„Ich versteh dich nicht.“

„Du weißt nicht, was es heißt, so ein wohlbehütetes Mädchendasein zu fuhren. Ich will das Leben kennenlernen, will Nutzliches leisten.“

„Dann heirat mich!“

„Auf mein Wort, Alan, ich hab noch keinen Menschen getroffen, der so wenig Einfalle hat wie du.“

„Besser gute Einfalle als viele.“

Dinny ging weiter. „Ich geh jetzt zu Angela.“

Schweigend schritten sie dahin, endlich fragte der junge Tasburgh ernsthaft:

„Aber liebe, liebe Dinny, was ist dir denn in die Quere gekommen, was paßt dir nicht?“

„Mein ganzes Leben; es bringt zu wenig Aufregung.“

„Die konnt ich dir vollauf bescheren.“

„Alan, ich spaße nicht!“

„Um so besser. Wenn du nicht ernst wirst, heiratest du mich nie. Aber warum wünschst du dir denn Aufregungen?“

Dinny zuckte die Achseln. „Ich will den Ernst des Lebens kennenlernen. Du ahnst gar nicht, wie nichtig das Leben einer Haustochter auf dem Lande ist.“

„Ich mochte was sagen, trau mich aber nicht.“

„Heraus damit!“

„Dem ist leicht abzuhelfen. Mußt eben eine Hausmutter in der Stadt werden.“

„Bei solchen Anlässen pflegten die Madchen von einst zu erröten,“ seufzte Dinny. „Ich mocht nicht gern alles ins Scherzhafte wenden, aber am Ende tu ich's doch.“

Der junge Tasburgh zog die Hand durch ihren Arm.

„Wenn du das Leben einer Seemannsfrau ins Scherzhafte wenden kannst, dann tu's. Du wirst die erste sein.“

Dinny lachelte. „Ich werd nie heiraten, eh es mich nicht mit aller Macht dazu treibt. Da kenn ich mich zu gut.“

„Schon recht, Dinny, qualen mag ich dich nicht.“

Schweigend schritten sie weiter. An der Ecke der Oakley Street blieb sie stehn.

„Also, Alan, weiter darfst du nicht mit!“

„Heut abend geh ich zu den Monts und frage, wie es dir ergangen ist. Wenn du willst, daß ich in Forests Sache für dich etwas tu — was es auch sei —, brauchst du mir nur in den Klub zu telephonieren. Hier hast du die Nummer.“ Er kritzelte sie mit Bleistift auf seine Visitkarte und übergab sie Dinny.

„Wirst du morgen bei Jeannes Hochzeit sein?“

„Selbstverständlich, ich bin Brautführer. War ich doch Bräuti — —!“

„Leb wohl!“ sagte Dinny.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Gleichmutig hatte Dinny von dem jungen Mann Abschied genommen. Jetzt aber stand sie mit bebenden Nerven vor Angelas Tür. Noch nie hatte sie mit Wahnsinnigen zu tun gehabt und stellte sie sich daher um so schrecklicher vor. Dieselbe altliche Magd ließ sie ein. Mrs. Forest sei bei Hauptmann Forest, ob Miß Cherrell nicht hinauf ins Empfangszimmer kommen wolle? Dinny folgte ihr und wartete in demselben Raum, in dem Forest Jeanne eingesperrt hatte. Sheila kam herein und rief „Hallo! Wartest du auf Mutti?“, dann verließ sie wieder das Zimmer. Endlich trat Angela ein; ihre Miene verriet das Bestreben, sich zu sammeln und über die eigenen Gefühle klar zu werden.

„Verzeih, Liebe, ich sah grade mit ihm Zeitungen durch. Ich gebe mir alle Muhe, ihn so zu behandeln, als sei nichts geschehn.“ Dinny ging auf sie zu und streichelte ihr den Arm.

„Aber es wird nicht von Dauer sein, Dinny, es ist bestimmt nicht von Dauer.“

„Laß mich zu dir kommen und bei dir bleiben. Du kannst es ihm so darstellen, als hättest du mich schon vorher eingeladen.“

„Ach Dinny, das kann schrecklich werden. Ich weiß nicht, was ich mit ihm anfangen soll. Er hat solche Scheu davor auszugehen und jemandem zu begegnen. Und doch will er auch nicht mit mir irgendwohin fahren, wo niemand

etwas von der Sache weiß. Er will auch keinen Arzt sehn und sich nichts sagen lassen. Er will überhaupt niemanden sehn.“

„Mich wird er sehn und sich so an Gesellschaft gewöhnen. Übrigens wird er diese Scheu nach einigen Tagen verlieren. Soll ich also meine Sachen holen?“

„Wenn du wirklich so herzensgut sein willst!“

„Eh ich wiederkomme, werd ich's Onkel Adrian mitteilen. Heute vormittag ist er ins Sanatorium gefahren.“

Angela trat zum Fenster hinüber und blieb dort mit dem Rücken zu Dinny stehn. Plotzlich wandte sie sich um:

„Dinny, mein Entschluß ist gefaßt. Ich laß ihn nicht im Stich. Wenn ich irgendwie zu seiner Genesung beitragen kann, will ich's tun.“

„Gott helfe dir!“ sagte Dinny. „Auf mich kannst du zählen.“ Dann ging sie, da sie weder Angelas noch ihrer eignen Selbstbeherrschung langer traute, und stieg die Treppe hinab. Als sie draußen am Fenster des Speisezimmers vorüberkam, fühlte sie wieder, wie ein Gesicht mit flackernden, brennenden Augen ihr nachstarrte. Auf dem ganzen Rückweg grollte sie der Vorsehung, die dem Menschen solch tragisches Los bereitet

Fleur erklärte beim Lunch:

„Wozu machst du dir solche Sorgen, Dinny? Wart ab, was geschieht. Ein wahres Glück, daß Onkel Adrian solch ein Heiliger war. Dieser Fall beweist wieder deutlich, wie wenig das Gesetz uns helfen kann. Nimm an, Angela hätte die Scheidung durchgesetzt; das hatte Forest nicht im mindesten gehindert, schnurstracks zu ihr zurückzukehren, und sie verhielte sich auch nicht anders zu ihm als jetzt. An den rein menschlichen Beziehungen kann das Gesetz nichts ändern. Liebt Angela Onkel Adrian?“

„Ich glaube nicht.“

„Bist du davon überzeugt?“

„Nein, das bin ich nicht. Ich finde es schwierig genug, zu ergründen, was in mir selbst vorgeht.“

„Da fällt mir ein, dein Amerikaner hat dich angeklingelt. Er will uns besuchen.“

„Mag er doch. Ich werde bei Angela sein.“

Fleur sah sie schlau an.

„Soll ich also auf den Seemann wetten?“

„Nein. Setz dein Geld auf Alte Jungfer!“

„Aber meine Liebe! Undenkbar!“

„Ich seh nicht ein, was man durch die Ehe gewinnt.“

Fleurs Antwort war ein kurzes, bittres Lächeln.

„Wir können nun einmal nicht stillstehn, Dinny. Zumindest tun wir's nicht; ledig sein ist zu langweilig.“

„Du bist eben modern, Fleur, ich bin mittelalterlich.“

„Nun, dein Gesicht erinnert wirklich an die Frauen der Frührenaissance. Doch die alle sind der Ehe nicht entronnen. Gib dich nur ja keiner Täuschung hin, früher oder später wirst du doch des Alleinseins müde.“

Dinny sah ihre so kuhl und sachlich denkende Base an und war über ihren Scharfsinn erstaunt.

„Fleur, was hast denn du durch die Ehe gewonnen?“

„Zumindest bin ich jetzt ein ganzes Weib, meine Liebe,“ gab Fleur trocken zurück.

„Weil du Kinder hast?“

„Die sind zwar, wie man hört, auch ohne Ehe möglich, aber unwahrscheinlich. Für dich, liebe Dinny, ganz ausgeschlossen. Davor bewahrt dich dein Ahnenkomplex. Wirklich alte Familien neigen zur Fortpflanzung auf legitimmem Weg, sonst wären sie eben nicht wirklich alt.“

Dinny runzelte die Stirn.

„Ich hab die Möglichkeit eines unehelichen Kindes nie in Erwägung gezogen. Ich hatte tatsächlich unüberwindliche Bedenken dagegen. Da fällt mir übrigens ein, hast du dem Mädchen eine Empfehlung gegeben?“

„Jawohl. Warum soll sie nicht Mannequin werden? Schlank genug ist sie ja dazu. Ich prophezeie der knabenhaften Figur noch ein Jahr, dann — denk an meine Worte! — werden die Rocke wieder länger und die Formen wieder mehr gerundet.“

„Ziemlich entwürdigend, nicht wahr?“

„Was denn?“

„Nun, dieses Wechseln von Gestalt, Haar und so weiter.“

„Ein Glück für die Wirtschaft. Wir geben uns in die Hände der Männer, um sie in unsre zu kriegen. Philosophie des Weibchens“

„Dieses Mädchen hat wohl nicht viel Aussicht, als Mannequin anständig zu bleiben?“

„Mehr als sie jetzt hat. Vielleicht findet sie sogar einen Gatten. Aber ich hatte nie Lust, mir über die Moral meiner Mitmenschen den Kopf zu zerbrechen. Du denkst natürlich nur dran, eurer Familie Condaford zu erhalten; na, ihr habt es ja auch schon seit Wilhelm dem Eroberer. Übrigens, hat dein Vater für den Fall seines Ablebens Vorkehrungen gegen die Erbschaftssteuer getroffen?“

„Aber Fleur, er ist doch noch nicht so alt.“

„Allerdings, aber wir sind sterbliche Menschen. Hat er außer dem Landsitz noch Vermögen oder Einkommen?“

„Nur seine Pension.“

„Ist viel schlagbarer Wald vorhanden?“

„Der Gedanke, Wald niederzuschlagen, ist mir in die Seele zuwider. Zweihundert Jahre Wachstum und Lebens-

kraft, und in einer halben Stunde ist alles dahin. Diese Vorstellung ist einfach emporend "

„Aber liebe Dinny, am Ende bleibt ja doch nichts übrig, als zu verkaufen und abzuholzen.“

„Wir werden uns schon irgendwie forthelfen,“ erklärte Dinny kurz. „Condaford geben wir nie und nimmer aus der Hand “

„Vergeiß nicht, du mußt jetzt mit Jeanne rechnen!“

Dinny richtete sich kerzengrade auf

„Die täte es bestimmt auch nie. Die Tasburghs sind eine ebenso alte Familie wie wir.“

„Schön, aber Jeanne ist ein ungemein entschlossener Charakter, wer weiß, wie sie sich noch weiter entwickelt. Die findet sich nie damit ab, zu vegetieren.“

„Das Leben in Condaford ist kein Vegetieren “

„Nur nicht gleich so kratzburstig, Dinny! Ich meine es ja nur gut. Ich wünsche gewiß nicht, daß man euch je aus Condaford vertreibt, ich möchte ja auch nicht, daß mein Kit je Lippinghall verliert Michael ist doch ein närrischer Kauz, er sagt, wenn er eine der Wurzeln des Vaterlands ist, dann tut ihm das Vaterland leid Na, das sind so Dummheiten Niemand weiß so gut wie ich,“ fugte sie plötzlich ernst hinzu, „was für ein goldnes Herz Michael hat “ Dann schien sie Dinny's überraschten Blick zu gewahren und fuhr hastig fort. „So darf ich wohl den Amerikaner von der Liste der Freier streichen?“

„Jawohl, funftausend Kilometer zwischen mir und Condaford — danke!“

„Da solltest du den armen Kerl wenigstens nicht länger zappeln lassen, er hat mir anvertraut, du seist sein Ideal.“

„Nur das nicht noch einmal hören müssen!“ schrie Dinny.

„Ja, tatsächlich, und er fügte noch hinzu, er sei ganz vernarrt in dich.“

„Was bedeutet das schon?“

„Vermutlich ziemlich viel bei einem Mann, der ans andre Ende der Welt geht, die Wurzeln der Zivilisation zu entdecken. Die meisten Leute liefen ans andre Ende der Welt, um diese Entdeckung zu vermeiden.“

„Sobald Huberts Affäre erledigt ist,“ erklärte Dinny, „mach ich mit Hallorsen Schluß.“

„Da wirst du den Schleier nehmen müssen — den Brautschleier, mein ich. Er wird dir sehr gut stehn, Dinny, wenn du, den Seemann zur Seite, unter Orgelklängen die Dorfkirche durchschreitest, in der der Adel versammelt ist.“

„Ich werd überhaupt nicht heiraten.“

„Na schon! Sollen wir inzwischen Adrian anrufen?“

Aus Adrians Wohnung kam die Botschaft, er werde um vier Uhr zu Hause sein. Sie ließen ihm sagen, man erwarte ihn in Michaels Haus. Dann ging Dinny auf ihr Zimmer, ihre Sachen packen. Als sie um halb vier wieder herunterkam, sah sie auf der Truhe in der Halle einen Hut liegen, dessen Krempe ihr bekannt vorkam. Sie wich zur Treppe zurück, da horte sie eine Stimme:

„Ah, das trifft sich großartig! Ich furchtete schon, Sie nicht hier zu finden.“

Dinny reichte Hallorsen die Hand und führte ihn in Fleurs Salon. Zwischen den Rokokomobeln sah er wieder unerhört männlich aus.

„Ich wollte Ihnen nur erzählen, Miß Cherrell, was ich in Ihres Bruders Sache inzwischen getan habe. Mit unserm Konsul in La Paz kam ich überein, der Diener Manuel solle unter Eid aussagen, daß der Hauptmann mit dem Messer angegriffen wurde, und er möge uns dann dieses Zeugnis

telegraphieren. Wenn Ihre Landsleute vernunftig sind, muß das die Angelegenheit klären. Dieser Narretei muß ein Ende gemacht werden, und wenn ich ein zweites Mal nach Bolivien mußte!“

„Vielen, vielen Dank, Professor!“

„Na, für Ihren Bruder tu ich alles. Ich hab ihn jetzt so lieb, als war er mein eigener.“

Diese vielsagenden Worte klangen so schlicht und warm, so herzlich, daß Dinny sich neben ihm ganz klein vorkam.

„Sie sehn jetzt nicht mehr so gut aus,“ bemerkte er plötzlich. „Haben Sie Kummer? Sagen Sie mir's doch, dann werd ich ihm ein Ende machen.“

Dinny erzählte ihm von Forests Heimkehr.

„Diese schöne Frau! Sie tut mir leid. Aber vielleicht hat sie ihn lieb, dann wird es mit der Zeit ein Trost sein, daß sie ihn zu Hause hat.“

„Ich werde bei ihr wohnen.“

„Prachtvoll von Ihnen! Ist dieser Hauptmann Forest gefährlich?“

„Das wissen wir noch nicht.“

Hallorsen griff mit der Hand in die Revolvertasche und zog eine kleine Pistole hervor.

„Stecken Sie das in Ihr Handtäschchen. Kleinstes Format. Ich hab es für meinen Aufenthalt in England gekauft, denn ich sehe, ihr tragt keine Flinten.“

Dinny lachte.

„Danke, Professor, das Ding ginge bei mir nur im unrichtigen Augenblick los. Und selbst wenn ich in Gefahr geriete, wäre es doch nicht fair, gegen einen Irren die Waffe zu gebrauchen.“

„Ganz recht! Ich hab im Augenblick nicht dran gedacht, aber Sie haben recht. Menschen, die so vom Schicksal ge-

schlagen sind, muß man mit aller erdenklichen Rücksicht behandeln. Aber gern seh ich es nicht, daß Sie sich in Gefahr begeben.“

„Warum denn nicht?“ fragte Dinny herausfordernd — ihr war Fleurs Mahnung eingefallen.

„Weil Sie mir sehr teuer sind.“

„Wirklich reizend von Ihnen, Professor, aber eigentlich sollten Sie wissen, daß ich nicht auf dem Markt bin.“

„Jede Frau ist auf dem Markt, so lange sie nicht heiratet.“

„Manche meinen, nachher ist sie es erst recht.“

„Ehebrüche halt ich für verwerflich,“ gab Hallorsen ernst zurück. „Gradheit und Ehrlichkeit fordere ich wie überall im Leben auch in den Beziehungen der Geschlechter.“

„Nun, Sie werden das hoffentlich finden.“

Hallorsen richtete sich auf. „Bei Ihnen hoff ich. Ich habe die Ehre, Sie zu fragen, ob Sie Mrs. Hallorsen werden wollen. Bitte, sagen Sie nicht rundweg nein.“

„Wenn ich grad und offen sein soll, Professor, muß ich es tun.“

Seine blauen Augen wurden trüb vor Kummer. Dinny sah es — er tat ihr leid. Er trat etwas näher an sie heran. Wie riesengroß er war! Sie schauerte zusammen.

„Ist meine Herkunft dran schuld?“

„Ich weiß nicht, was dran schuld ist.“

„Oder sind Sie mir noch immer wegen Ihres Bruders böse?“

„Ich weiß nicht.“

„Darf ich hoffen?“

„Nein. Glauben Sie mir: ich fühle mich dankbar und geschmeichelt, aber es bleibt beim Nein.“

„Verzeihung, ist ein anderer Mann im Spiel?“

Dinny schüttelte den Kopf.

Hallorsen stand ganz still. Seine Miene schien zuerst verwirrt, dann hellte sie sich plötzlich auf.

„Ich vermute,“ sagte er, „ich hab für Sie noch nicht genug getan. Ich muß noch eine Weile dienen.“

„Das bin ich nicht wert. Ich empfinde eben nicht so für Sie.“

„Ich habe reine Hände und ein reines Herz.“

„Davon bin ich überzeugt. Ich bewundere Sie, Professor, aber lieben konnte ich Sie nie.“

Hallorsen trat wieder einen Schritt zurück, er schien unsicher zu werden. Dann verneigte er sich ernst. Wie prachtvoll stattdessen er nur aussah, voll schlichter Würde! Beide schwiegen lange. Endlich sagte er:

„Nun, da heißt es, sich bescheiden und nicht jammern. Verfügen Sie jederzeit über mich. Ich bleibe Ihnen stets ergeben.“ Er wandte sich um und ging.

Dinny horte die Tür hinter ihm ins Schloß fallen und spürte ein leises Würgen in der Kehle. Sie empfand Schmerz, weil sie ihm Schmerz bereitet, aber auch eine gewisse Erleichterung, wie ein Mensch sie empfindet, wenn eine gewaltige Naturkraft — das Meer, ein Gewitter — ihm nicht langer Gefahr droht. Trotzig stand sie vor einem der großen Spiegel Fleurs und betrachtete ihr Bild so eingehend, als habe sie erst jetzt entdeckt, wie uberaus verfeinert ihre Nerven seien. Was mochte nur diesem großen, schönen, kerngesunden Mann an ihr so gefallen, an diesem zarten, zerbrechlichen Geschöpf, das der Spiegel ihr wies? Er konnte sie ja mit dem kleinen Finger wegschnippen. Ob sie wohl darum vor ihm so zurückschrak? Die unabsehbar weiten Prärien, zu denen er gehörte, dieser hochgewachsene, starke, blühende Mann mit der tiefen, kraftvollen Stimme! Vielleicht komisch, vielleicht dumm — aber sie war vor ihm zurückgeschreckt! Sie paßte

nur in den Kreis, dem sie entstammt war, nicht in jenes Land, nicht zu Leuten seines Schlags! Die Idee wirkte fast belustigend. Noch immer stand sie mit schiefem Lacheln da, als Adrian eintrat.

Impulsiv wandte sie sich ihm zu. Bleich und matt sah er aus, zart, vergramt, gehetzt — kein schärferer Gegensatz ließ sich zu dem frühern Besucher denken, keiner, der Dinnys erregte Nerven mehr beruhigt hatte. Sie gab ihm einen Kuß und erklärte:

„Ich hab auf dich gewartet. Ich wollte dich noch einmal schn, eh ich zu Angela übersiedle.“

„Ziehst du wirklich zu ihr?“

„Ja. Du hast sicher wieder keinen Lunch genommen, keinen Tee, noch sonst etwas.“ Sie druckte auf die Klingel.

„Coaker, Mr. Adrian mochte —“

„Kognak mit Soda, bitte.“

„Nun, Onkel?“ fragte sie, als er getrunken hatte.

„Aus den Reden der Leute im Sanatorium wird man leider nicht klug. Ihres Erachtens mußte Forest in die Anstalt zurück. Doch warum soll er das, so lang er sich vernünftig benimmt? Sie trauen seiner Heilung nicht, aber in den letzten Wochen konnten sie kein Zeichen von Geistesgestortheit an ihm entdecken. Ich hab seinen Warter abgepaßt und ausgefragt. Der scheint ein netter Kerl zu sein und meint, für den Augenblick sei Forest so gesund wie er selbst. Aber — und das ist eben der springende Punkt — schon einmal sei Forest drei Wochen lang normal gewesen und habe dann plötzlich einen Ruckfall erlitten. Er meint: Wenn ihn etwas in Aufregung versetzt, Widerspruch oder sonst etwas, wird er wieder genau so toben wie vorher, vielleicht noch ärger. Wahrhaftig, eine entsetzliche Situation!“

„Hat er denn Tobsuchtsanfälle?“

„Ja. Ein dumpfes Wüten, mehr gegen sich selbst als gegen andre.“

„Wird man etwas unternehmen, ihn zurückzuholen?“

„Sie können ja nicht. Er ist freiwillig hingegangen. Ich sagte dir schon, Angela hat sich kein Attest ausstellen lassen. Wie geht es ihr?“

„Sie sieht mude aus, aber schon wie immer. Sie will, sagt sie, alles tun, um zu seiner Genesung beizutragen.“

Adrian nickte.

„Das sieht ihr ähnlich. Wunderbar mutig ist sie. Du auch, Liebe. Es ist mir ein wahrer Trost, dich bei ihr zu wissen. Hilary ist bereit, sie und die Kinder zu sich zu nehmen, wenn sie fort will; aber du sagst ja, sie will nicht.“

„Vorläufig will sie unbedingt bleiben.“

Adrian seufzte.

„Lassen wir's also drauf ankommen.“

„Ach Onkel,“ rief Dinny, „du tust mir schrecklich leid.“

„Liebes Kind, ich bin das fünfte Rad am Wagen. Was liegt daran, wenn nur der Wagen läuft! Ich darf dich nicht aufhalten. Du kannst mich jederzeit im Museum oder in meiner Wohnung erreichen. Leb wohl! Alles Gute! Die schönsten Grüsse an sie und berichte ihr alles, was ich dir gesagt hab.“

Dinny gab ihm einen Abschiedskuß und fuhr bald mit ihrem Gepack zu Angela.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Bobbie Ferrar hatte eines jener Gesichter, die mitten im Sturm und Wetter unerschuttert bleiben. Mit andern Worten. er war der ideale, unentwegte Beamte, so unentwegt, daß man sich das Funktionieren des Auswärtigen Amtes ohne ihn einfach nicht vorstellen konnte. Staatssekretäre mochten kommen, mochten gehn, Bobbie Ferrar blieb, glatt, unerforschlich, und prachtvoll blinkten seine Zähne. Unzählige Staatsgeheimnisse barg er in der Brust, ob auch sonst noch was, wußte niemand. Unbestimmbaren Alters, klein und gedrungen, schien er überall unbeteiligter Zuschauer. Seine Stimme klang tief und weich. Im schwarzen Anzug mit feinen hellen Streifen, eine Blume im Knopfloch, hauste er in einem großen Empfangszimmer, wo es fast nichts zu sehn gab als die Leute, die den Minister des Außern besuchen wollten und statt seiner Bobbie Ferrar zu sehn bekamen. In der Tat, ein Prachtexemplar! Seine Schwache war die Kriminalistik: Es gab keinen interessanten Mordprozeß, ohne daß Bobbie Ferrar nicht wenigstens eine halbe Stunde auf einem meist eigens für ihn freigehaltnen Sitz dabei assistiert hatte. Und er bewahrte die Protokolle aller jener Schwurgerichtsverhandlungen sorgsam in einer schon gebundenen Ausgabe. Er war ein Mann von Charakter; das bewies schon der Umstand, daß niemand sich mit ihm überwarf, obwohl fast jeder gegen ihn aufgebracht war. Die Leute kamen zu Bobbie Ferrar, nicht er zu ihnen. Warum? Was

für Leistungen machten Bobbie Ferrar zu einer so wichtigen Persönlichkeit? Er war der Sohn eines Landjunkers, führte nicht einmal den Titel 'Honourable'. Und doch war dieser leutselige, unergründliche Mann immer auf dem laufenden, sein Wort war das Alpha und Omega des Auswärtigen Amts. Ohne ihn, seine Blume und sein mattes Lächeln wäre sein Ministerium eines Vorzugs beraubt gewesen, der ihm einen fast menschlichen Anstrich verlieh. Im Amt war er schon vor dem Weltkrieg gewesen, aus dem er rechtzeitig heimgekehrt war, wie es hieß, nur um das Ministerium davor zu bewahren, daß es seinen Charakter verlor, und um gewissermaßen Englands Eigenart zu wahren. Solange seine untersetzte Gestalt mit der Blume im Knopfloch und der undurchdringlichen Miene täglich gemessenen Schritts in und aus dem hohen grauen Gebäude trat, konnte England nicht jenes eckige, überlaute, gehetzte Wesen annehmen, das der Krieg ihm aufdrängen wollte.

Am Morgen von Huberts Hochzeitstag blätterte er eben in einem Tulpenzwiebelkatalog, als man ihm Sir Lawrence Monts Karte übergab. Gleich drauf trat dieser selbst ein und fragte:

„Sie kennen den Grund meines Besuchs, Bobbie?“

„Vollkommen,“ erwiderte Bobbie Ferrar mit zurückgeworfnem Kopf, runden Augen und tiefer Stimme.

„Hat der Marquis Sie gesprochen?“

„Gestern hab ich mit ihm gefrühstückt. Ist er nicht erstaunlich?“

„Unser prächtigster alter Knabe,“ stimmte Sir Lawrence bei. „Was gedenken Sie also in der Sache zu tun? Der alte Sir Conway Cherrell war der beste spanische Gesandte, der je aus dem Auswärtigen Amt hervorging, und Hubert ist sein Enkel.“

„Hat er wirklich eine Narbe?“ fragte Bobbie mit leichtem Grinsen.

„Natürlich hat er eine.“

„Hat er sie wirklich bei jener Gelegenheit bekommen?“

„Sie unglaublicher Thomas, natürlich!“

„Erstaunlich!“

„Warum?“

Bobbie Ferrar wies die Zähne. „Wer kann das beweisen?“

„Hallorsen beschafft die Zeugenaussage.“

„Aber die Angelegenheit fällt nicht in unser Ressort.“

„So? Doch Sie konnten sie dem Innenminister nahelegen.“

„Hm!“ brummte Bobbie Ferrar mit tiefer Stimme.

„Sie konnten jedenfalls mit den Bolivianern drüber reden.“

„Hm!“ erwiderte Bobbie Ferrar in noch tieferem Ton und überreichte Sir Lawrence Mont seinen Katalog. „Haben Sie schon diese neue Tulpensorte gesehen? Fabelhaft, was?“

„Passen Sie auf, Bobbie!“ versetzte Sir Lawrence, „Hubert ist mein Neffe, ein durch und durch anständiger Kerl. So etwas geht doch nicht! Verstanden?“

„Wir leben in einem demokratischen Zeitalter,“ gab Bobbie geheimnisvoll zurück. „Die Sache ist im Parlament zur Sprache gekommen — Prugel, nicht?“

„Wenn nochmals Staub aufgewirbelt wird, müssen wir das nationale Moment hervorkehren. Hallorsen hat seine Kritik zurückgenommen. Nun lege ich die Sache in Ihre Hände. Ohne guten Grund werden Sie sich nicht dafür einsetzen, und wenn ich Sie den ganzen Vormittag dazu dränge. Aber Sie werden gewiß Ihr Bestes tun, weil diese Anklage wahrhaftig eine Schande ist.“

„Stimmt vollkommen,“ erwiderte Bobbie Ferrar. „Möchten Sie nicht zur Schwurgerichtsverhandlung im Mord-

prozeß von Croydon gehn? Unglaublich interessant! Ich hab zwei Plätze, einen davon hab ich meinem Onkel angeboten, aber der mag zu keiner Schwurgerichtsverhandlung gehn, solange die Hinrichtung nicht durch den elektrischen Stuhl erfolgt."

„Ist jener Mensch schuldig?“

Bobbie Ferrar nickte. „Der Indizienbeweis steht allerdings auf sehr schwachen Füßen.“

„Nun, leben Sie wohl, Bobbie, ich verlaß mich auf Sie.“

Bobbie Ferrar streckte ihm freundschaftlich grinsend die Hand hin.

„Auf Wiedersehn!“ murmelte er durch die Zähne.

Sir Lawrence begab sich nach dem Westen ins ‚Coffee House‘, wo der Portier ihm ein Telegramm übergab. ‚Heirate Jeanne Tasburgh heute zwei Uhr, Pfarrkirche St. Augustin im Grunen. Du und Tante Emily herzlichst eingeladen. Hubert.‘

Sir Lawrence trat ein und sagte zum Kellner. „Bringen Sie mir geschwind eine Starkung, ich muß jetzt in die Kirche, zusehn, wie man meinen Neffen ins Joch spannt.“

Zwanzig Minuten später fuhr er mit dem Auto nach der Pfarre St. Augustin. Er kam einige Minuten vor zwei dort an und begegnete Dinny auf der Treppe.

„Heut siehst du blaß und interessant aus, Dinny.“

„Ich bin es auch, Onkel Lawrence.“

„Geht diese Geschichte aber im Eiltempo!“

„Jeannes Werk. Ich fühle mich so furchtbar verantwortlich, Onkel. Du mußt wissen, ich hab sie für ihn gefunden.“

Sie betraten die Kirche und steuerten auf die vordersten Kirchenstühle zu. Außer dem General, seiner Frau, Mrs. Hilary und Hubert waren nur noch zwei Zuschauer und ein Kirchendiener zugegen. Der Organist schlug ein

paar Töne an. Sir Lawrence und Dinny nahmen in einem der Kirchenstühle Platz.

„Tante Emily fehlt,“ flüsterte Sir Lawrence, „tut mir gar nicht leid, sie laßt sich so leicht ruhen. Wenn du einmal heiratest, dann laß auf die Anzeigen drucken: ‚Tranenspenden dankend verbeten‘. Was lockt nur bei Hochzeiten soviel Salzwasser hervor? Sogar Gerichtsvollzieher vergießen Tränen.“

„Der Schleier!“ erklärte Dinny. „Heut wird niemand weinen, weil die Braut keinen trägt. Sieh doch, da kommen Fleur und Michael!“

Sir Lawrence musterte die beiden durch sein Monokel, als sie das Kirchenschiff entlang näherschritten.

„Acht Jahre sind es jetzt her, seit ich bei ihrer Trauung war. Alles in allem sind die beiden nicht so schlecht gefahren.“

„Wahrhaftig nicht,“ flüsterte Dinny. „Fleur sagte mir erst gestern, Michael habe ein goldenes Herz.“

„So, wirklich? Nun, Dinny, es gab Zeiten, da hatte ich meine Zweifel.“

„Doch nicht an Michael?“

„Keine Spur, er ist ein Prachtkerl! Aber Fleur war ein- oder zweimal nahe dran, aus dem Taubenschlag zu flattern. Doch seit ihres Vaters Tod ist sie eine musterhafte Frau. Ah, da kommen sie!“

Die Orgel hatte mit einem Vorspiel begonnen. Alan Tasburgh fuhrte die Braut am Arm durchs Kirchenschiff. Dinny bewunderte sein stattliches, gesetztes Auftreten. Jeannes Wangen gluheten, sie sprühte vor Lebenskraft. Hubert war, die Hände auf dem Rücken, lässig dagestanden; doch als er sie erblickte, wandte er sich um und sein gefurchtes, düsteres Gesicht begann zu strahlen. Dinny spürte ihre Kehle wie

246

verengt. Dann sah sie Hilary, der still hereingekommen war, im Ornat auf den Stufen des Altars stehn.

„Orkel Hilary gefällt mir wirklich!“ dachte sie.

Hilary hatte die Traureden begonnen.

Dinny horte zu, was sie sonst in der Kirche nie tat. Sie wartete auf das Wort ‚Gehorsam‘ — es kam nicht. Sie wartete auf die üblichen sexuellen Anspielungen — sie unterblieben. Jetzt verlangte Hilary die Ringe. Jetzt steckte er sie ihnen an. Jetzt sprach er ein Gebet. Jetzt das Vaterunser, die Neuvermählten begaben sich in die Sakristei. Wie unglaublich schnell das alles vorüber war!

Sie erhob sich von den Knien.

„Erstaunlich prompt erledigt,“ flüsterte Sir Lawrence. „Wohin gehn die beiden jetzt?“

„Ins Theater. Jeanne will in London bleiben. Sie hat eine Arbeiterwohnung aufgetrieben.“

„Stille vor dem Sturm. Wenn nur Huberts Angelegenheit endlich aus der Welt geschafft wäre!“

Da kamen auch schon die Brautleute aus der Sakristei zurück. Auf der Orgel erklang der Hochzeitsmarsch von Mendelssohn. Als Dinny die beiden das Kirchenschiff herabkommen sah, empfand sie, begeistert und zugleich bekümmert über den Verlust des Bruders, Genugtuung und Eifersucht. Dann merkte sie, daß auch Alan von mancherlei Empfindungen bewegt schien, und verließ den Kirchenstuhl, um zu Fleur und Michael hinzugehn. Als sie jedoch Adrian an der Eingangstür gewahrte, trat sie auf ihn zu.

„Was gibt's Neues, Dinny?“

„Soweit ist alles in Ordnung, Onkel. Ich geh gradewegs zu Angela zurück.“

Eine kleine Schar von Hilarys Pfarrkindern hatte sich draußen versammelt — das Volk laßt sich so gern durch die

Geschicke des lieben Nächsten ruhen. Quikende Hochrufe erschollen, als Jeanne und Hubert ins Auto stiegen und davonfuhren.

„Fahr doch mit mir im Wagen, Onkel,“ bat Dinny.

„Ist es Forest unangenehm, daß du bei ihnen wohnst?“ fragte Adrian im Auto.

„Er ist ganz hoflich, nur schweigsam. Sein Blick hängt unverwandt an Angela. Er tut mir furchtbar leid.“

Adrian nickte. „Und sie?“

„Halt sich prachttvoll; tut, als wäre nichts geschehn. Er rührt sich überhaupt nicht fort, verbringt die ganze Zeit im Speisezimmer und sieht zum Fenster hinaus.“

„Er muß glauben, die ganze Welt sei gegen ihn verschworen. Wenn er langer bei Vernunft bleibt, wird dieser Argwohn schwinden.“

„Muß er denn wieder verrückt werden? Es gibt doch auch Falle vollkommener Heilung.“

„So viel ich sehe, meine Liebe, gehört sein Fall wohl nicht dazu. Seine erbliche Belastung spricht dagegen und sein Temperament.“

„Früher hatte er mir vielleicht ganz gut gefallen. Er hat kühn geschnittne Züge, doch seine Augen sind entsetzlich.“

„Hast du ihn schon zusammen mit den Kindern gesehn?“

„Noch nicht. Doch sie sprechen in ganz nettem, unbefangnem Ton von ihm, er scheint ihnen also keinen Schreck eingejagt zu haben.“

„Im Sanatorium warfen sie mir eine Menge Fachausdrücke an den Kopf. Komplexe, dominierende Vorstellungen, Verdrängungen, Ideenflucht — und dergleichen mehr. Ich entnahm daraus nur so viel, daß bei seinem Leiden schwere Depressionen mit Zuständen wilder Erregung wechseln. In letzter Zeit trat beides in so leichtem Maße auf, daß man ihn

fast als normal betrachten konnte. Nur muß man sich vor einer Wiederkehr dieser Anfälle hüten. Forest war seit jeher rebellisch veranlagt. Im Krieg ereiferte er sich über die Führer, nach dem Krieg über die Demokratie. Auch zu Hause wird ihn gewiß dies oder jenes in Harnisch bringen. Kommt es dazu, dann klappt er über kurz oder lang wieder zusammen. Wenn Waffen im Haus sind, solltet ihr sie fort-schaffen, Dinny.“

„Ich werd es Angela sagen.“

„Es wird wohl besser sein, wenn ich nicht bis zum Haus mitkomme,“ meinte Adrian traurig in der Nahe seines Fahrt-ziels.

Auch Dinny stieg aus. Eine Weile sah sie ihm noch nach, wie seine hohe Gestalt ziemlich gebeugt davonging, dann schritt sie die Oakley Street hinab und schloß die Tur auf. Forest stand auf der Schwelle des Speisezimmers.

„Kommen Sie herein,“ sagte er, „ich will Sie sprechen.“

Eben war in dem getafelten Raum mit den grungoldnen Wänden der Lunch abgetragen worden. Auf dem alten, schmalen Esstisch sah Dinny eine Zeitung, einige Bücher und eine Aschenschale. Forest schob ihr einen Stuhl hin und blieb mit dem Rücken zum Kamin stehn, der Flammen vor-tauschte. Er sah sie nicht an, sie hatte also Gelegenheit, ihn gründlicher als bisher zu betrachten. Sein schönes Gesicht machte einen recht unerfreulichen Eindruck. Die hohen Backenknochen, das energische Kinn, das krause, grau-melierte Haar, all das stach seltsam ab gegen die gierigen, flackernden, stahlblauen Augen. Seine gedrungene Gestalt, die in die Hüften gestemmtten Hände und der vorgeneigte Kopf stimmten nicht recht zu diesen Augen. Mit mattem Lächeln lehnte sich Dinny erschreckt zurück. Er wandte sich ihr zu und fragte:

„Was redet man über mich?“

„Hab kein Wort gehört; ich war jetzt nur bei der Hochzeit meines Bruders“

„Ihr Bruder Hubert hat geheiratet? Wen denn?“

„Ein Mädchen namens Jeanne Tasburgh. Sie haben sie vorgestern gesehn.“

„Ach ja, ich hab sie eingesperrt.“

„Jawohl. Weshalb?“

„Sie kam mir gefährlich vor. Wissen Sie, ich bin freiwillig in die Anstalt gegangen, man hat mich nicht zwangsweise interniert.“

„Ich weiß ja, Sie sind ganz freiwillig dort gewesen.“

„Es war dort nicht einmal so schlecht, aber —! Na, wie seh ich denn jetzt aus?“

Dinny erwiderte sanft: „Ich hab Sie fruher nie gesehn, nur einmal aus der Ferne. Doch mir scheint, Sie sehn sehr gut aus“

„Es geht mir auch gut. Ich habe meine Muskeln trainiert. Drauf hat mein Warter geachtet.“

„Haben Sie viel gelesen?“

„In der letzten Zeit ja. Was halten die Leute von mir?“

Bei dieser Wiederholung seiner Frage sah ihm Dinny voll ins Gesicht.

„Was sollen sie von Ihnen denken, wenn man Sie nie zu Gesicht bekommt?“

„Sie wollen damit sagen, ich sollte mit Leuten zusammenkommen?“

„Ich kann Ihnen freilich nicht raten, Hauptmann Forest, aber ich sehe nicht ein, warum Sie es nicht sollten. Mich sehn Sie doch auch.“

„Sie mag ich gut leiden.“

Dinny streckte ihm die Hand entgegen.

„Sagen Sie mir ja nicht, daß ich Ihnen leid tu,“ rief Forest schnell.

„Warum sollt ich das sagen? Ich bin überzeugt, Sie sind völlig gesund.“

Er bedeckte die Augen mit der Hand.

„Ich bin es Doch wie lange noch?“

„Warum nicht immer?“

Forest wandte sich dem Kamin zu

Dinny fuhr schuchtern fort: „Wenn Sie sich keine Sorgen machen, wird Ihnen nichts weiter geschehn.“

Schnell wandte sich Forest nach ihr um: „Sind Sie viel mit den Kindern zusammen gewesen?“

„Nicht viel.“

„Haben Sie an ihnen irgendeine Ähnlichkeit mit mir entdeckt?“

„Keine; sie geraten Angela nach.“

„Gott sei Dank! Und was halt Angela von mir?“ Diesmal suchte sein Blick den ihren und Dinny erkannte, daß von ihrer Antwort jetzt vielleicht alles, alles abhing.

„Angela ist froh über Ihre Rückkehr.“

Er schüttelte heftig den Kopf „Unmöglich.“

„Die Wahrheit scheint oft unmöglich.“

„Sie haßt mich also nicht?“

„Warum sollte sie's?“

„Hören Sie — Ihr Onkel Adrian! Was ist zwischen den beiden los? Bitte, stellen Sie es nicht in Abrede.“

„Mein Onkel betet Angela an,“ entgegnete Dinny ruhig. „drum eben sind sie Freunde geblieben.“

„Nur Freunde?“

„Nur Freunde.“

„Sie wissen vermutlich nicht alles.“

„Ich weiß es ganz bestimmt.“

Forest seufzte: „Sie sind eine gute Seele! Was täten Sie an meiner Stelle?“

Wieder fühlte Dinny jene schwere Verantwortung auf sich lasten.

„Mich wahrscheinlich Angelas Wünschen fügen.“

„Was wünscht sie denn?“

„Ich weiß nicht. Sie weiß es wohl selbst noch nicht.“

Forest wanderte zum Fenster und wieder zurück.

„Ich muß etwas für die armen Teufel, meine Schicksalsgefährten, tun.“

„O!“ rief Dinny bestürzt.

„Ich hab bei alledem noch Glück gehabt. Die meisten, denen es so geht wie mir, werden von Amts wegen als gemeingefährlich erklärt und zwangsweise eingesperrt. Wäre ich arm gewesen, ich hatt mir dieses Sanatorium nicht leisten können. Der Aufenthalt dort war ja schlimm genug, aber doch noch tausendmal besser als in den gewöhnlichen Anstalten. Ich hab mir von meinem Wärter so manches erzählen lassen. Er kennt zwei oder drei dieser Häuser.“

Schweigend stand Forest da. Dinny fielen die Worte ihres Onkels ein: „Er wird über irgendetwas in Harnisch geraten und klappt dann wieder zusammen.“

Plotzlich hob Forest wieder an: „Wurden Sie sich mit der Irrenpflege befassen, so lang Sie noch irgendeine andre Beschäftigung finden? Sie nicht und auch niemand andrer, der Gefühl und Nerven hat. Das mag vielleicht hie und da ein Heiliger tun, aber wieviel Heilige gibt es in der Welt? Wer sich mit uns abgeben will, der darf weder Herz noch Mitgefühl haben, nur eine Haut so dick wie Sohlenleder. Hart muß er sein wie Stahl und ohne eine Spur von Nerven. Wer zarte Nerven hat, der ist ärger für uns als die Dickhäuter. Der wird fahrig und nervös und steckt uns damit

an. Wo gibt es da einen Ausweg? Mein Gott, wie oft hab ich schon drüber nachgedacht! Und dann — die Geldfrage. Niemand, der Geld hat, sollte in eine dieser Anstalten gesteckt werden. Nie und nimmer! Sperrt ihn zu Hause irgendwo ein — irgendwo. Hatt ich nicht gewußt, daß ich mich jederzeit aus dem Staub machen kann, hatt ich mich nicht sogar in der schlimmsten Zeit an diesen Gedanken geklammert, ich stände nicht hier, tobsüchtig wär ich geworden, Herrgott, tobsüchtig! Hatt ich nicht Geld gehabt, Geld! Aber wieviele haben Geld? Vielleicht funf von hundert. Und die andern funfundneunzig armen Teufel pfercht man irgendwo ein, ob sie wollen oder nicht, man pfercht sie ein! Diese Anstalten mogen noch so gut nach wissenschaftlichen Prinzipien geleitet sein, sie bedeuten den Tod. Jawohl! Die Leute draußén meinen, wir sind so gut wie tot — wer kümmert sich noch um uns? So denkt man in Wahrheit, und wenn man noch so viel von wissenschaftlicher Behandlung faselt. Wir sind schamlos, sind überhaupt keine Menschen mehr, die mittelalterliche Vorstellung vom Wahnsinn spukt noch immer in den Gehirnen. Eine Schmach und Schande sind wir, Verlorene. Versteckt uns, begrabt uns lebendig, human, versteht sich, wir leben ja im zwanzigsten Jahrhundert! Human? Versuchen Sie es nur. Unmöglich durchzuführen. Übertunchen wir also das ganze Elend. Eine dicke Schicht Tunche ist noch das einzige. Was bleibt sonst übrig! Mein Wort darauf, mein Ehrenwort! Ich kenne das.“

Dinny hörte reglos zu. Plötzlich lachte Forest auf. „Aber wir sind nicht tot, das ist eben das Unglück, wir sind nicht tot. Waren wir's doch nurl! Alle diese armen Wichte sind nicht tot, sie fuhlen jeden Schmerz genau so wie die andern, vielleicht mehr als andre. Davon kann ich ein Lied singen.

Aber wie kann man ihnen helfen?“ Er fuhr sich an den Kopf.

„Ihnen helfen,“ sagte Dinny sanft, „wäre das nicht herrlich!“

Er starrte sie an.

„Noch eine Schicht Tunche — das ist alles, was wir tun, was wir tun werden.“

„Weshalb zerbrechen Sie sich also den Kopf?“ wollte Dinny erwidern, doch sie drangte die Worte zurück.

„Vielleicht werden Sie das Heilmittel finden, Hauptmann Forest, aber dazu brauchen Sie Geduld und Ruhe.“

Forest lachte auf.

„Sie müssen sich zu Tod gelangweilt haben.“ Mit diesen Worten wandte er sich von ihr ab, dem Fenster zu.

Dinny stahl sich lautlos aus dem Zimmer.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Auf jenem Tummelplatz von Feinschmeckern, dem Lunchsaal des Piedmont-Hotels, saßen die Sachverständigen in verschiedenen Phasen der Sättigung und neigten sich einander so wohlwollend zu, als hätten sie im Essen das einigende Band ihrer Seelen entdeckt. Sie saßen zu zweit, gelegentlich auch zu viert und funft; hie und da brutete ein Einsiedler über seiner Zigarre oder sah dem Treiben zu. Zwischen den Tischen trippelten die Kellner, ihre mageren Gesichter blickten ausdruckslos und mude, sie mußten sich ja soviel merken! In einem Winkel saßen Lord Saxenden und Jeanne. Sie hatten bereits einen Hummer verzehrt, eine halbe Flasche Rheinwein getrunken und unterhielten sich im leichten Plauderton über belanglose Dinge. Da hob Jeanne die Augen vom Teller, auf dem eine abgeknabberte Hummerschere lag, und fragte:

„Nun, Lord Saxenden?“

Seine blauen Augen glotzten ein wenig, als sie diesem Blick aus Jeannes dicht bewimperten Lidern begegneten.

„War der Hummer gut?“ fragte er.

„Delikat.“

„Wenn ich gut futtern will, geh ich immer her. Kellner, wo steckt das Rebhuhn?“

„Sofort, Mylord.“

„Also los! Los! Versuchen Sie doch den Rheinwein, Miß Tasburgh! Sie trinken ja gar nicht.“

Jeanne hob den grünlichen Römer. „Seit gestern heiße ich Mrs Hubert Cherrell. Es steht übrigens in der Zeitung.“

Lord Saxendens Züge verrieten den Gedanken: „Was bedeutet das für mich? Wie ist diese junge Dame amüsanter, ledig oder verheiratet?“

„Sie haben sich beeilt,“ erklärte er und sah sie von oben bis unten prüfend an, als suche er irgendeine Veränderung an ihr zu bemerken. „Hätt ich das gewußt, ich hätte nicht gewagt, Sie ohne ihn zum Lunch zu laden.“

„Sehr lebenswürdig,“ gab Jeanne zurück, „er kommt ohnedies bald.“ Und wieder warf sie ihm unter ihren Wimpern hervor einen Blick zu; nachdenklich leerte er sein Glas.

„Was gibt es Neues?“ fragte sie.

„Ich hab mit Walter gesprochen.“

„Walter?“

„Dem Staatssekretär des Innern.“

„Ganz reizend von Ihnen!“

„Das will ich meinen! Den Kerl hab ich gefressen! Einen Schädel hat er wie ein Ei, nur daß ab und zu ein Haar drauf wächst.“

„Was hat er denn gesagt?“

„Verehrte junge Dame, ein Mann in Amt und Würden sagt nie etwas, höchstens, er werde sich's überlegen. Das gehört zu unserer Verwaltung.“

„Aber er hort natürlich auf das, was Sie sagen. Was haben Sie denn gesagt?“

Lord Saxendens eiskalte Augen schienen zu erwidern: „Da hort sich aber alles auf!“

Doch Jeanne lachelte und das Eis seiner Blicke begann zu tauen.

„Sie sind das resoluteste junge Frauenzimmer, das mir je

256

in den Weg kam. Also aufgepaßt! Ich erklärte ihm: „Machen Sie Schluß damit, Walter!“

„Ausgezeichnet! Könnt ich ihn sprechen?“

Lord Saxenden begann zu lachen, wie man eben lacht, wenn man etwas ganz Kostliches kennenlernt.

Jeanne wartete, bis er damit fertig war, dann sagte sie:

„Ich w e r d ihn also sprechen!“

Dann folgte eine Pause, in der das Rebhuhn beide in Anspruch nahm.

„Hören Sie,“ erklärte Lord Saxenden unvermittelt, „wenn Sie das wirklich vorhaben, so weiß ich einen Mann, der Ihnen ein Interview deichseln könnte, Bobbie Ferrar. Der hat viel mit Walter gearbeitet, als der noch Sekretar im Auswärtigen Amt war. Ich geb Ihnen ein Empfehlungsschreiben an Bobbie. Süßspeise gefällig?“

„Nein, danke. Aber Mokka, bitte. Da kommt Hubert.“

Hubert war eben dem Diehkafig der Eingangstür entronnen und suchte offenbar seine Frau.

„Bringen Sie ihn, bitte, her!“

Jeanne sah unverwandten Blicks auf den Gatten. Sein Gesicht hellte sich auf, er trat auf die beiden zu.

„Sie haben in der Tat einen zwingenden Blick,“ murmelte Lord Saxenden und erhob sich. „Guten Tag! Sie haben eine ungewöhnliche Frau. Mokka gefällig? Der Kognak ist gut hier.“ Er zog eine Karte hervor und schrieb darauf in klaren, festen Zugen:

„Mr. Robert Ferrar, M d. A., Whitehall. Lieber Bobbie Meine junge Freundin Mrs. Hubert Cherrell wird Dich besuchen. Verschaffe ihr doch, wenn irgend möglich, eine Unterredung mit Walter. Saxenden.“

Dann übergab er Jeanne die Karte und ersuchte den Kellner um die Rechnung.

„Hubert,“ gebot Jeanne, „zeig Lord Saxenden deine Narbe.“ Sie öffnete den Manschettenknopf und schob ihm den Ärmel hinauf. Seltsam und unheimlich schimmerte der bläuliche Streif über dem weißen Tischtuch.

„Hm!“ meinte Lord Saxenden, „ein nützliches Andenken.“

„Ab und zu spur ich sie jetzt noch,“ bemerkte Hubert und zog den Ärmel rasch herunter.

Lord Saxenden zahlte und bot Hubert eine Zigarre an.

„Entschuldigen Sie, wenn ich jetzt davonlaufe. Bleiben Sie nur und trinken Sie Ihren Mokka! Leben Sie wohl, alles Gute!“ Er druckte ihnen die Hand und bahnte sich zwischen den Tischen den Weg zum Ausgang. Die beiden jungen Leute sahn ihm nach.

„Solches Feingefühl durfte sonst kaum seine Schwäche sein,“ erklärte Hubert. „Nun, Jeanne?“

Jeanne blickte auf.

„Was bedeutet M. d. A.?“

„Ministerium des Außern, du Mädchen vom Lande.“

„Trink den Kognak aus, dann wollen wir jenen Mann besuchen.“

Im Hof rief eine Stimme hinter ihnen her: „He, Hauptmann! Miß Tasburgh!“

„Meine Frau, Professor.“

Hallorsen faßte sie an den Händen.

„Ich hab ein Telegramm in der Tasche, das ist für Sie so wertvoll wie ein Hochzeitsgeschenk. Wunderbar, sag ich Ihnen!“

Über Huberts Schulter hinweg las Jeanne vor: „Entlastungszeugnis von Manuel beschworen und per Post abgesandt. Amerikanisches Konsulat La Paz.“ Großartig, Professor! Wollen Sie nicht mit uns ins Auswärtige Amt, um mit einem Herrn in dieser Sache zu sprechen?“

„Gern! Nur kein Gras drüber wachsen lassen. Nehmen wir einen Wagen.“

Im Auto saß er ihnen gegenüber, strahlend vor Überraschung und Wohlwollen.

„Da sind Sie aber scharf ins Zeug gegangen, Hauptmann!“

„Jeanne war's.“

„Ja,“ sagte Hallorsen, als wäre sie gar nicht zugegen, „schon als ich sie in Lippinghall sah, dacht' ich mir: ‚Die kann sich ruhren!‘ Ist Ihre Schwester drüber froh?“

„Was meinst du, Jeanne?“

„Das will ich glauben!“

„Eine wunderbare junge Dame! Euer Außenministerium gefällt mir. Niedrige Gebäude haben auch ihre Vorzüge. Je mehr man in einer Straße von der Sonne und den Sternen sieht, umso höher steht die Moral ihrer Bewohner. Trugen Sie bei der Trauung einen Zylinder, Hauptmann?“

„Nein, einen gewöhnlichen Hut, wie jetzt.“

„Schade. Diese Angstrohren sind so gediegen. Es sieht aus, als trüge man eine verlorne Sache auf dem Kopf. Sie stammen gewiß aus alter Familie, Mrs. Cherrell? Eure Gewohnheit, daß sich in manchen Familien der Dienst des Vaters auf den Sohn forterbt, floßt mir wirklich Ehrfurcht ein, Hauptmann, ich hätte das gar nicht für möglich gehalten.“

„Darüber hab ich noch nie nachgedacht.“

„In Lippinghall sprach ich mit Ihrem Bruder, gnädige Frau. Er sagte mir, schon seit Jahrhunderten gebe es stets einen Seemann in Ihrer Familie. Und in der Ihren, Hauptmann, hör ich, stets einen Soldaten. Ich glaube an die Vererbungstheorie. Ist hier das Auswärtige Amt?“ Er sah auf die Uhr. „Bin wirklich neugierig, ob wir den Burschen treffen

werden. Ich hab den Eindruck, die englischen Beamten erledigen den Großteil ihrer Arbeit bei den Mahlzeiten. Gehn wir vielleicht inzwischen in den St. James-Park und sehn wir uns die Enten an.“

„Ich lasse diese Karte für ihn zurück,“ bemerkte Jeanne. Rasch holte sie die beiden dann wieder ein. „Er wird jeden Augenblick zuruckerwartet.“

„Das heißt etwa in einer halben Stunde,“ meinte Hallorsen. „In diesem Park gibt's eine Ente, die wollt ich Ihnen zeigen, Hauptmann.“

Als sie den Platz überquerten, um zum Wasser zu gelangen, wurden sie fast niedergerissen. Zwei Autos wären hier um ein Haar zusammengeprallt, offenbar behindert durch den ungewohnten freien Raum. Krampfhaft presste Hubert Jeanne an sich, sein sonngebräuntes Gesicht war fahl geworden. Die Autos fuhren nach rechts und links weiter. Hallorsen, der Jeanne am andern Arm gepackt hatte, sagte noch gedehnter als gewöhnlich:

„Das hätte fast unsern Plan umgeschmissen.“

Jeanne erwiderte gar nichts.

„Mitunter frag ich mich,“ fuhr Hallorsen fort, als sie am Teich angelangt waren, „ob wir denn wirklich durch unser Hasten etwas gewinnen. Was sagen Sie dazu, Hauptmann?“

Hubert zuckte die Achseln. „Jedenfalls verlieren wir durch die Fahrten mit dem Auto statt mit der Bahn fast ebensoviel Stunden als wir dabei gewinnen.“

„Stimmt,“ erwiderte Hallorsen. „Aber das Fliegen bedeutet wirklich eine Zeitersparnis.“

„Warten wir erst die Verlustliste ab, eh wir uns rühmen.“

„Ganz richtig, Hauptmann. Wir jagen Hals über Kopf zur Hölle. Der nächste Krieg wird für alle Teilnehmer eine nette Zeit sein. Angenommen, es kommt zu einem Krieg

zwischen Frankreich und Italien, dann gibt es in vierzehn Tagen weder Rom mehr, noch Paris, noch Florenz, noch Venedig, noch Lyon, noch Mailand, noch Marseille. An ihrer Stelle dehnen sich dann vergiftete Wusten. Und das vielleicht, ehe die Kriegsschiffe und Armeen den ersten Schuß abgefeuert haben.“

„Jawohl. Und alle Regierungen wissen das. Ich bin selbst Soldat, aber ich kann nicht begreifen, wozu wir Hunderte von Millionen für Heer und Marine hinauswerfen, die wahrscheinlich gar keine Verwendung mehr finden. Wenn die Lebenszentren eines Landes zerstört sind, kann es auch keine Armeen und Flotten mehr aussenden. Wie lange können Frankreich und Italien noch wirtschaften, wenn ihre großen Städte vergast sind? England und Deutschland bestimmt keine Woche.“

„Ihr Onkel, der Kustos, hat gesagt, wenn der Fortschritt der Technik so weiter geht, werden wir noch alle zu Fischen werden.“

„Wieso?“

„Ganz einfach, indem wir den Entwicklungsprozeß zurücklaufen. Fische, Reptilien, Vögel, Säugetiere. Jetzt lernen wir fliegen und werden wieder zu Vögeln. Und am Ende werden wir kriechen und krabbeln und wieder im Meeresschoß hausen, nachdem wir das Festland unbewohnbar gemacht haben.“

„Könnten nicht die Mächte durch ein Abkommen den Luftkrieg verbieten?“

„Ja wie denn?“ fragte Jeanne. „Die Staaten trauen einander doch nie. Übrigens sind Amerika und Rußland gar nicht im Völkerbund.“

„Wir Amerikaner wären wohl dafür zu haben, aber unser Senat vermutlich nicht.“

„Euer Senat,“ murmelte Hubert, „scheint mir recht hart gesotten zu sein.“

„Na, ganz wie euer Oberhaus, eh man ihm im Jahre 1910 die Flügel stutzte.“ —

„Da ist die Ente!“ und Hallorsen wies auf einen eigenartigen Vogel.

„Ich hab den Gesellen in Indien geschossen,“ erklärte Hubert. „Es ist ein — ein — der Name liegt mir auf der Zunge. Wir könnten ihn auf einem dieser Täfelchen finden; wenn ich ihn lese, erinnere ich mich wohl daran.“

„Nein,“ wandte Jeanne ein, „es ist jetzt drei Uhr fünfzehn, er muß schon zurück sein.“ Sie kümmerten sich also nicht weiter um die Ente und gingen ins Ministerium.

Bobbie Ferrars Händeschütteln war berüchtigt. Er riß seinem Gegner die Hand empor und ließ sie dann plötzlich los. Als Jeanne die Hand wieder frei hatte, sprach sie sofort von ihrem Anliegen. „Sie haben doch schon von diesem Auslieferungsbegehren gehört, Mr. Ferrar?“

Bobbie Ferrar nickte.

„Dieser Herr ist Professor Hallorsen, der Leiter der Expedition. Möchten Sie die Narbe meines Gatten sehn?“

„Recht gern,“ murmelte Bobbie Ferrar durch die Zähne.

„Zeig sie ihm, Hubert.“

Mit unglücklicher Miene entblößte Hubert wieder den Arm.

„Erstaunlich!“ meinte Bobbie Ferrar. „Ich erzählte Walter davon.“

„Sie haben ihn schon gesprochen?“

„Sir Lawrence ersuchte mich darum.“

„Was hat Walter — das heißt der Minister des Innern dazu gesagt?“

„Nichts. Er hatte mit Saxenden gesprochen, er kann

Saxenden nicht ausstehn, drum hat er den Akt ans Gericht weitergeleitet.“

„O! Wird es zu einer Verhandlung kommen?“

Bobbie Ferrar nickte und besah prüfend seine Fingernägel.

Die beiden jungen Leute starrten einander an.

Hallorsen fragte ernst:

„Kann man da keinen Riegel vorschieben?“

Bobbie Ferrar schüttelte den Kopf, seine Augen schienen kugelrund.

Hubert erhob sich.

„Ich bedaure, daß ich jemanden mit dieser Angelegenheit behelligt habe. Komm, Jeanne!“ Nach einer leichten Verbeugung wandte er sich um und schritt hinaus. Jeanne folgte ihm.

Hallorsen und Bobbie Ferrar standen einander gegenüber.

„Ich versteh mich nicht auf den Landesbrauch,“ sagte Hallorsen. „Was hätte man andres tun sollen?“

„Gar nichts,“ gab Bobbie Ferrar zurück. „Wenn es vor Gericht kommt, bringen Sie so viele Entlastungszeugnisse mit wie nur möglich.“

„Das tun wir jedenfalls. Mr. Ferrar, es hat mich sehr gefreut.“

Bobbie Ferrar grinste. Seine Augen schienen noch runder als früher.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Das Justizverfahren nahm seinen Lauf und Hubert wurde vor Gericht zur Verantwortung gezogen. Während der Verhandlung saß Dinny mit den andern Familienangehörigen in stummem Protest wartend da. Zunächst kam die beidigte Zeugenaussage der vier bolivianischen Maultierreiber an die Reihe. Hubert habe, ohne jede Herausforderung, den Schuß abgefeuert. Hierauf folgte Huberts Gegenbehauptung, das Vorweisen der Narbe, s e i n e Darstellung des Falls und das Zeugnis Hallorsens. Auf Grund dieses Materials sollte das Gericht die Entscheidung fällen. Die Entscheidung fiel. Sie lautete: „Vertagt bis zum Eintreffen der Aussage des Entlastungszeugen.“ Dann drehte sich die Verhandlung um jenen in der Praxis meist nicht beachteten Grundsatz des englischen Rechts, ein Gefangener habe so lange als unschuldig zu gelten, als seine Schuld nicht klar erwiesen sei. Es ging darum, ob Hubert gegen Erlag einer Kautions auf freiem Fuß belassen werden sollte. Dinny hielt den Atem an. Der Gedanke, er müsse so kurz nach der Hochzeit unschuldig ins Gefängnis wandern, während das Entlastungszeugnis über den Ozean schwamm, schien unerträglich. Endlich wurde die beträchtliche Kautions, die Sir Conway und Sir Lawrence boten, angenommen. Mit einem Seufzer der Erleichterung schritt Dinny erhobnen Haupts hinaus. Draußen schloß sich ihr Sir Lawrence an.

„Zum Glück,“ sagte er, „merkt man es Hubert gleich

am Gesicht an, daß er sich nicht aufs Lügen versteht.“

„Die Geschichte kommt vermutlich in die Zeitungen,“ murmelte Dinny.

„Du kannst den Kopf drauf wetten,“ gab Sir Lawrence zurück. „„Schießerei in Bolivien! Britischer Offizier unter Mordanklage!““

„Wie wird das Huberts Karriere beeinflussen?“

„In günstigem Sinne, glaub ich. Die Anfrage im Parlament war verhängnisvoll. Doch der Streitfall: ‚Britischer Offizier gegen bolivianisches Halbblut‘ wird die ganzen Vorurteile wachrufen, die wir samt und sonders für unsre eigene Sippe hegen.“

„Am meisten macht mir Vater Sorge. Sein Haar ist seit dieser Geschichte merklich grauer geworden.“

„Es ist ja nichts Entehrendes dabei, Dinny.“

Dinny warf den Kopf zurück.

„Nein, wahrhaftig nicht!“

„Dinny, du erinnerst mich an ein zweijähriges Füllen, eins jener sehnigen kastanienbraunen Dinger, die im Gestüt herumspringen, vor der Stalltür ausreißen wollen und dann doch als erste hineingehn. Da steuert dein Amerikaner auf uns zu. Sollen wir auf ihn warten? Er hat sehr günstig ausgesagt.“

Dinny zuckte die Achseln. Fast im selben Augenblick rief Hallorsens Stimme:

„Miß Cherrell!“

Dinny wandte sich um.

„Vielen Dank, Professor, für Ihre Aussage!“

„Für Sie hätt ich gern gelogen, fand aber leider keine Gelegenheit. Wie geht es dem Kranken, in dessen Haus Sie jetzt wohnen?“

„So weit ist alles in Ordnung.“

„Freut mich, das zu hören. Ich war schon recht besorgt um Sie.“

„Professor, Ihre Bemerkung heut vor Gericht, Sie möchten mit einem dieser Maultiertreiber nicht einmal tot zusammen sein, hat auf den Richter gewaltigen Eindruck gemacht.“

„Mit ihnen lebend zusammen sein, war schlimm genug. Sir Lawrence, ich hab einen Wagen hier. Darf ich Sie und Miß Cherrell irgendwohin bringen?“

„Nehmen Sie uns also in den Grenzbezirk der Zivilisation mit, falls Sie westwärts fahren,“ erwiderte Sir Lawrence.

„Nun, Professor,“ fuhr er fort, als sie im Auto saßen, „wie gefällt Ihnen London? Ist es die barbarischste oder die zivilisierteste Stadt der Welt?“

„Ich liebe es!“ entgegnete Hallorsen und ließ den Blick nicht von Dinny.

„Ich nicht,“ murmelte sie. „Ich hasse die grellen Kontraste und den Benzingeruch.“

„Ein Fremder kann nicht so leicht erklären, warum er London liebt. Es ist wohl das bunte Leben, das hier pulsiert, die Freiheit und die Ordnung dabei. Vielleicht auch, daß eure Städte so ganz anders sind als unsre. New York ist großartiger und aufregender als London, aber nicht so anheimelnd.“

„New York wirkt wie Strychnin,“ meinte Sir Lawrence. „Es peitscht erst auf, dann bringt es um.“

„Ich möchte in New York nicht leben. Für mich der Westen!“ erklärte Hallorsen.

„Die unabsehbar weite Prärie,“ murmelte Dinny.

„Jawohl, Miß Cherrell. Sie würden sie lieben.“

Dinny lächelte matt. „Niemand kann entwurzelt leben, Professor.“

„Ja, mein Sohn brachte einmal im Parlament das Aus-

266

wanderungsproblem zur Sprache," bemerkte Sir Lawrence. „Er erklärte, das Volk sei zu fest im Heimatboden verwurzelt; man müsse diese Idee fallen lassen.“

„Wirklich?“ fragte Hallorsen. „Wenn ich mir Ihre Stadtbevölkerung ansehe, bleich, unterernährt, bar aller Illusionen, frag ich mich, was für Wurzeln diese Geschöpfe noch haben können.“

„Je großstädtischer der Typ, umso zäher die Wurzeln. Für die gibt's keine unabsehbar weiten Prärien, nein, enge Gassen, gebackenen Seefisch und Kino. Möchten Sie mich hier absetzen, Professor? Dinny, wohin willst du?“

„In die Oakley Street.“

Hallorsen ließ den Wagen halten und Sir Lawrence stieg aus.

„Miß Cherrell, würden Sie mir erlauben, Sie in die Oakley Street zu bringen? Es wäre mir eine solche Freude!“

Dinny verneigte sich.

Als sie neben ihm im geschlossenen Wagen saß, fragte sie sich mit leisem Unbehagen, wie er wohl diese Situation ausnützen werde. Ohne sie anzublicken, sagte er:

„Sobald die Angelegenheit Ihres Bruders erledigt ist, reise ich ab. Ich unternehme eine Expedition nach Neu-Mexiko. Auf die Bekanntschaft mit Ihnen, Miß Cherrell, werde ich immer stolz sein.“

Er krampfte die unbehandschuhten Hände zwischen den Knien zusammen; der Anblick rührte sie.

„Es tut mir so leid, Professor, daß mein Bruder und ich Sie zuerst ganz falsch beurteilten.“

„Nur zu begreiflich. Wenn dann alles vorüber ist, werde ich froh sein, daß ich Ihnen meinen guten Willen zeigen konnte.“

Impulsiv streckte ihm Dinny die Hand hin:

„Das haben Sie bereits getan.“

Mit ernster Miene ergriff er ihre Hand, hob sie an die Lippen und gab sie gleich wieder frei. Dinny fühlte sich maßlos unglücklich. Schüchtern sagte sie: „Seit ich Sie kennengelernt habe, Professor, denk ich ganz anders über die Amerikaner.“

Hallorsen lächelte.

„Immerhin etwas.“

„Ich fürchte, ich hatte sehr primitive Vorstellungen. Ich hatte eben noch keinen Amerikaner kennengelernt.“

„Daher rühren ja alle unsere kleinen Differenzen, niemand kennt wirklich den andern. Wir gehn einander durch Kleinigkeiten auf die Nerven, und damit sind unsere Beziehungen erschöpft. Doch Sie, Miß Cherrell, werden in meiner Erinnerung immer das Lächeln auf dem Antlitz dieses Landes sein.“

„Sehr hübsch gesagt, ich wollte, es wäre wahr.“

„Ein Bild von Ihnen wäre mir von unschätzbarem Wert.“

„Selbstverständlich sollen Sie eins bekommen! Ich weiß nicht, ob ich ein halbwegs gutes habe, aber das beste, das ich auftreiben kann, schick ich Ihnen.“

„Ich danke Ihnen. Wenn Sie erlauben, steig ich hier aus. Ich bin meiner selbst nicht ganz sicher. Der Wagen wird Sie weiterbringen.“ Er klopfte an die Fensterscheibe und sprach mit dem Lenker.

„Leben Sie wohl!“ rief er. Er ergriff nochmals ihre Hand, sah sie ziemlich lange an, drückte sie heftig und seine lange Gestalt entschwand durch die Tür.

„Leben Sie wohl!“ murmelte Dinny und lehnte sich zurück; die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Fünf Minuten später hielt das Auto vor Angelas Haus; ganz niedergeschlagen trat Dinny ein.

Als sie an Angelas Zimmer vorbeikam, öffnete diese die Tur. Sie hatten einander am Vormittag nicht gesehn.

„Komm herein, Dinny.“ Ihre Stimme klang scheu, Dinny überlief ein leiser Schauer. Sie setzten sich nebeneinander auf das Himmelbett, Angela erzählte leise und hastig:

„Vorige Nacht kam er in mein Zimmer und wollte unbedingt bleiben. Ich hab es nicht gewagt, ihn abzuweisen. Jetzt ist es nicht mehr wie fruher. Ich hab das Gefühl, das ist wieder der Anfang vom Ende. Seine Selbstbeherrschung läßt nach, in jeder Hinsicht. Ich glaub, ich sollte die Kinder fortschicken. Was meinst du, würde Hilary sie nehmen?“

„Zweifellos. Auch meine Mutter nimmt sie ganz bestimmt.“

„Vielleicht wäre das besser.“

„Glaubst du nicht, daß auch du selbst weggehn solltest?“

Angela schüttelte den Kopf.

„Das wurde die Katastrophe nur beschleunigen. Möchtest du nicht die Kinder fortbringen?“

„Selbstverständlich. War er gewalttätig?“

„Dazu gab ich ihm keinen Anlaß. Aber er heckt gewiß wieder etwas aus. Nacht für Nacht wird er jetzt kommen. Hast du nicht bemerkt, Dinny, er trinkt jetzt Abend für Abend mehr? Er ist wieder auf dem alten Weg.“

„Wenn er nur seine Scheu vor dem Ausgehn überwinden könnte!“

„Würde auch nicht helfen. Hier wissen wir wenigstens alle, wie es um ihn steht, und sind aufs Schlimmste gefaßt. Ich hab Angst, unter Fremden könnte ihm etwas zustoßen, und uns sind die Hände gebunden.“

Dinny drückte ihren Arm.

„Wann soll ich die Kinder fortbringen?“

„Morgen. Ich kann ihm nichts davon sagen. Du mußt so

still wie möglich davonschleichen. Die Erzieherin kann allein nachfahren, wenn deine Mutter sie ebenfalls aufnimmt.“

„Selbstverständlich fahr ich gleich wieder zurück.“

„Dinny, das darfst du nicht, ich hab die Mädchen im Haus. Es ist wirklich nicht recht von mir, daß ich dich so mit meinen Sorgen behellige.“

„Selbstverständlich komm ich zurück. Ich borge mir Fleus Auto aus. Wird er es übelnehmen, wenn die Kinder fortfahren?“

„Nur dann, wenn er ihre Abreise mit sich in Zusammenhang bringt. Ich kann ihm ja sagen, es sei eine Einladung von früher her.“

„Angela,“ fragte Dinny plötzlich, „hast du ihn noch immer lieb?“

„Lieb? Nein.“

„Nur Mitleid?“

Angela schüttelte den Kopf.

„Das kann ich nicht so recht erklären. Es ist die Erinnerung an die Vergangenheit und das Gefühl, daß er umso früher zusammenbricht, wenn ich ihn jetzt im Stich lasse. Entsetzlicher Gedanke!“

„Ich verstehe. Ihr tut mir beide so leid und Onkel Adrian auch.“

Angela strich sich mit der Hand übers Gesicht, als wollte sie die Spuren des Kummers wegwischen.

„Ich weiß nicht, was noch draus werden mag, wir gehn vielleicht bösen Tagen entgegen. Aber du, meine Liebe, sollst unter keiner Bedingung deine Zeit mit mir vergeuden.“

„Nein, ich bleibe. Ich brauche etwas zur Ablenkung.“

„Vielleicht findest du die in der Ehe. Wann wirst du denn heiraten, Dinny?“

„Soeben hab ich auf die unabsehbar weiten Prärien verzichtet, bin aber mit mir höchst unzufrieden.“

„Du schwankst wohl noch zwischen der weiten Prärie und der tiefen See?“

„Und werd es wahrscheinlich auch weiterhin. Die Liebe eines wackern Mannes und so weiter — all das laßt mich eiskalt.“

„Warte! Wirst wohl kaum ins Kloster gehn — mit solchem Haar.“

„Das laß ich mir färben und segle dann in meinen eignen Farben: Eisberge sind seegrün.“

„Ich kann nur wiederholen: Warte!“

„Das will ich,“ gab Dinny zurück . . .

Zwei Tage später fuhr Fleur vom South Square mit dem eignen Auto vor Angelas Tur. Die Kinder und das Gepäck wurden ohne Zwischenfall verstaут und sie fuhren drautlos

Die Reise gestaltete sich etwas aufregend, die Kinder waren an Autopartien nicht recht gewöhnt, doch für Dinny bedeutete diese Fahrt eine wahre Erleichterung. Erst jetzt kam ihr so recht zum Bewußtsein, wie schwer die tragische Atmosphäre in Angelas Haus auf ihren Nerven gelastet. Und doch waren erst zehn Tage vergangen, seit sie von Condaford nach London gereist war. Das Herbstlaub hatte sich bunter gefärbt, in der Luft lag jener stille, klare Glanz schöner Oktobertage. Es roch immer frischer und würziger, je weiter sie aufs Land hinausfuhren. Aus den Schornsteinen der Dorfhütten stieg der Rauch von Holzfeuern empor, Krähen flogen von den Stoppelfeldern auf.

Rechtzeitig kamen sie zum Lunch. Dinny ließ die Kinder bei Mademoiselle, die mit dem Zug gekommen war, und

ging allein mit den Hunden ins Freie. Vor einer alten Hütte, die auf einer Anhöhe über dem Hohlweg lag, machte sie halt. Die Haustur fuhrte schnurstracks ins Wohnzimmer, wo ein altes Weib vor einem Holzfeuer saß.

„Ah, Miß Dinny!“ rief sie, „wie mich das freut! Ich hab Sie schon den ganzen Monat nicht gesehn.“

„Stimmt, Betty; ich bin fortgewesen. Wie geht's Ihnen?“

Die Alte, die ganz klein und verhutzelt aussah, faltete feierlich die Hände überm Bauch:

„Mein Magen is wieder einmal hunds miserabel. Sonst tät mir nichts fehlen. Der Doktor sagt, ich bin fur meine Jahr noch fein beisammen, nur der Magen! Ich sollt mehr essen, sagt er, und ich hab auch einen Wolfshunger, Miß Dinny. Aber meiner Seel, ich kann fast keinen Bissen mehr vertragen!“

„Sie tun mir so leid, liebe Betty. So ein Magen ist furchtbar zuwider. Magen und Zähne. Weiß Gott, wozu wir die überhaupt haben. Hat man keine Zähne, so kann man nicht verdaun, und hat man welche, so kann man es auch nicht.“

Die Alte kicherte leise.

„Die Zähne, die ich noch hab, soll ich mir ausreißen lassen, sagt er. Aber ich geb sie nicht her. Vater hat keinen einzigen mehr und beißt doch einen Apfel zusammen. Na, ich werd's wohl nimmer lernen, dazu bin ich schon zu alt.“

„Sie könnten sich doch ein paar schöne neue einsetzen lassen.“

„Gott bewahre! Ich mag keine falschen! So eine Hoffart! Sie täten wohl auch nie falsche Zähne tragen, Miß Dinny, oder doch?“

„Natürlich tät ich's, Betty. Die vornehmsten Leute tragen sie heutzutag.“

„Da spaßen Sie aber. Nein, so was tu ich nicht. Grad so gern setz ich mir eine Perücke auf. Doch meine Haare sind noch so dicht wie fruher. Na, für meine Jahr bin ich noch recht fein beisammen. Muß Gott danken! Nur der Magen! Wie wenn ein Stein drin liegen tat.“

Dinny sah, wie sich ihre Augen vor Schmerz trubten.

„Wie geht's denn Ihrem Benjamin, Betty?“

Bei dieser Frage veränderte sich die Miene der Alten, ihr Blick wurde vergnugt und überlegen, als sei von einem Kind die Rede.

„Dem Vater geht's ganz gut, Miß. Nie fehlt ihm was, nur das Reißen plagt ihn. Jetzt is er draußen, ein Stuck Feld umgraben.“

„Und was macht Goldie?“ fragte Dinny und betrachtete duster einen Stieglitz im Käfig. Sie konnte keinen Vogel im Bauer sehn, hatte es aber nie übers Herz gebracht, das unumwunden den beiden Alten zu sagen; sie hingen ja so sehr an ihrem kleinen gefangenen Liebling. Übrigens hieß es ja, ein zahmer Stieglitz wurde in der Freiheit von seinen wilden Gefährten bald zu Tode gepeckt.

„Goldie?“ fragte die alte Frau. „Ei, der bildet sich einen Haufen ein, seit Sie ihm den großen Käfig geschenkt haben.“ Ihre Augen wurden hell. „Und der Herr Hauptmann hat geheiratet, Miß Dinny! Wie steht's mit der schandbaren Hetze gegen ihn? Sind denn die Leut nicht bei Trost? Mein Lebtag hab ich so was nicht gehört. Ein Cherrell als Angeklagter vor Gericht? Da steht einem ja der Verstand still!“

„Wahrhaftig, Betty.“

„Seine Frau is eine schöne Dame, hör ich. Wo werden sie denn leben?“

„Das wissen wir noch nicht. Zunächst heißt es abwarten, wie die Geschichte ausgeht. Vielleicht hier bei uns, vielleicht

kriegt er einen Posten in den Kolonien. Die beiden werden natürlich sehr arm sein.“

„Schrecklich! Da war es in der guten alten Zeit doch anders. Was man sich jetzt alles gegen die Herrschaften herausnimmt, du lieber Gott! Ich weiß noch, Miß Dinny, wie Ihr Herr Urgroßvater vierspännig gefahren is. Ich war damals noch ein ganz kleines Ding. So ein netter alter Herr, so lieb zu den Leuten!“

Solche Aussprüche über die ‚Herrschaften‘ riefen in Dinny stets ein unbehagliches Gefühl wach. Sie wußte nur zu gut, diese Alte war mit sieben Geschwistern in der Hütte eines Landarbeiters aufgewachsen, der elf Shilling Wochenlohn hatte. Und jetzt mußten sie und ihr Gatte, nachdem sie sieben Kinder großgezogen, von der Alterspfunde leben

„Na, liebe Betty, was vertragen Sie also? Ich mocht es gern der Kochin sagen“

„Vergelt's Gott, Miß Dinny! Ein mageres Stuck Schweinernes läßt sich der Magen mitunter gefallen.“ Und wieder wurden ihre Augen ganz trüb vor Schmerz. „Wie mich das martert! Manchmal war's mir schier am liebsten, ich lag unter der Erd.“

„Nur nicht verzagen, liebe Betty, bei der richtigen Kost werden Sie sich bald wohler fühlen.“

Das runzlige Gesicht der alten Frau schien zu strahlen.

„Für mein Alter bin ich noch fein beisammen. Da darf ich nicht klagen. Und wann werden denn für Sie die Glocken läuten, Miß Dinny?“

„Still, still davon, Betty! Von selber fangen sie nicht zu läuten an, das steht einmal fest.“

„Ja, ja, heutzutage heiraten die Leut nimmer so jung und kriegen nimmer so viel Kinder wie zu meiner Zeit. Meine Muhme hat achtzehn geboren und elf davon großgezogen.“

„Jetzt scheint für so viele weder Raum noch Arbeit vorhanden.“

„Jawohl! Das Land hat sich geändert.“

„Hier weniger als sonstwo, Gott sei Dank!“ Dinnys Blicke glitten durch das Zimmer, in dem die beiden Alten mehr als fünfzig Jahre ihres Lebens verbracht hatten. Vom ziegelgepflasterten Fußboden bis zum Gebalk der Decke sah es blitzblank aus und wirkte traulich.

„Nun muß ich aber gehn, Betty. Ich wohne jetzt in London bei einer Freundin und muß heut abend noch zurück sein. Der Kochin werd ich sagen, sie soll Ihnen ein paar leichte Sachen schicken, die Sie noch besser vertragen werden als Schweinefleisch. Bleiben Sie doch sitzen!“

Doch die kleine Alte war schon aufgesprungen. Aus ihrem Blick spruhte ihre ganze Liebe und Anhänglichkeit.

„Ihr Besuch war mir wirklich und wahrhaftig eine große Freude, Miß Dinny. Gott segne Sie! Hoffentlich hat der Herr Hauptmann mit dieser Bande keine Scherereien mehr.“

„Leben Sie wohl, Betty! Einen schönen Gruß an Benjamin.“ Dinny druckte der Alten die Hand und trat ins Freie, wo die Hunde sie bereits auf dem fliesenbelegten Weg erwarteten. Wie stets nach einem solchen Besuch fühlte sie sich traurig, fast zum Weinen aufgelegt. Wurzeln! Die eben fehlten ihr in London, die hätte sie in der unabsehbar weiten Prairie vermißt. Sie schritt auf ein benachbartes, leicht ansteigendes Buchengeholz zu und betrat es durch ein verfallenes Zaungatter, das sie gar nicht erst zu öffnen brauchte. Dann stieg sie aufwärts durch den feuchten Hain, wo es wurzig nach Bucheckern roch. Zu ihrer Linken hob sich ein graublauer Himmel von den herbstlichen Buchen ab, zur Rechten dehnte sich ein Brachfeld, auf dem ein Hase kauerte, emporschrak und in langen Sprüngen gegen den

Heckenweg hin floh. Vor einem der Hunde flatterte krächzend ein Fasan auf und schoß über den Wald davon. Sie trat auf der Anhöhe aus dem Geholz und blickte zum Schloß hinab; langgestreckt lag es da, altersgrau, halb verdeckt von Magnolien und den Bäumen des Rasenplatzes. Aus zwei Schornsteinen stieg der Rauch empor, der eine Giebel sah ganz weißgesprenkelt aus, so viel Tauben hockten auf seinem Dach. Volle zehn Minuten stand sie da, in diesen Anblick versunken, und sog die Luft von Condaford ein, wie eine Wasserpflanze die nährendе Flut. Rings duftete es nach welkem Laub, Erdschollen und nahendem Regen. Zum letzten Mal war sie Ende Mai hier gestanden und hatte die Sommerluft eingeatmet, die so viel Erinnerung und Verheißung birgt, so viel Schmerz und Entzucken . . .

Sie nahm zeitig den Tee, dann fuhr sie an Fleurs Seite im geschlossenen Auto nach der Stadt zurück.

„Ich muß sagen,“ erklärte die kluge junge Frau, „Condaford ist einer der friedlichsten Plätze auf Erden. Die ländliche Abgeschlossenheit von Lippinghall ist nichts dagegen. Wenn ich hier leben mußte — es war mein Tod, Dinny.“

„Alt und verfallen, wie?“

„Hm! Ich sag Michael immer, euer Zweig seiner Familie ist eines der unergründlichsten und interessantesten Phänomene Englands. Ihr ruht nie die Reklametrommel, tretet nie ins Rampenlicht, liefert dem Romanschriftsteller keine Sensation und dennoch seid ihr immer da und behauptet euch, ich weiß nicht wie. Alle Einrichtungen der Welt sind gegen euch, von den hohen Erbschaftssteuern bis zum Grammophonlärm. Und dennoch dringt ihr bis ans Ende der Erde und vollbringt Taten, die niemand erfährt, die niemand preist. Die meisten eures Schlags haben sogar nicht einmal mehr ein Condaford, in das sie heimkehren, wo sie sterben

können Und dennoch haben sie noch immer Wurzeln, noch immer Pflichtgefühl. Ich hab keines von beiden, wahrscheinlich weil ich Halbfranzösin bin. Meines Vaters Familie, die Forsytes, hat vielleicht Wurzeln, aber kein Pflichtgefühl in eurem Sinn. Das eure ist vielleicht der Trieb, dem Vaterland zu dienen. Ich bewundere es, Dinny, aber es langweilt mich zu Tod Dich treibt es jetzt hinzugehn und dir dein junges Leben mit dieser Affare der Forests zu verbittern. Pflichtgefühl ist eine Krankheit, Dinny, eine bewundernswürdige Krankheit.“

„Was sollte ich also nach deiner Meinung tun?“

„Dich ausleben! Nichts macht einen so alt wie deine jetzige Lebensweise. Angela ist vom gleichen Schlag, die Montjoys haben ja auch eine Art Condaford in Dumfriesshire Ich bewundere ihre Anhänglichkeit an ihren Mann, finde sie aber verrückt Das kann nur auf eine Art enden, und dieses Ende wird umso peinlicher sein, je später es kommt.“

„Ja,“ stimmte Dinny bei, „sie steigt hoch und wird tief fallen. Doch ich tate an ihrer Stelle dasselbe“

„Mir fiel es nicht im Schlaf ein,“ erwiderte Fleur munter.

„Mir scheint, niemand weiß, was er in einer bestimmten Lage tate, eh er nicht vor der Entscheidung steht,“ gab Dinny zurück.

„Dazu darf man es eben nicht kommen lassen.“

Fleur hatte das in seltsamem Ton gesagt, um ihre Lippen lag ein harter Zug. Dinny hatte Fleur unner anziehend gefunden, weil man sich bei ihr nie recht auskannte

„Du hast eben Forest nie gesehn,“ erwiderte sie, „darum weißt du auch nicht, wie erschütternd er wirkt.“

„Gefuhlsduselei, meine Liebe. Ich bin nicht so gefühlvoll.“

„Du hast bestimmt eine Vergangenheit, Fleur, und hättest sie nicht, wenn du nicht auch gefühlvoll sein könntest.“

Fleur warf ihr einen hastigen Blick zu und trat eifrig den Accelerator.

„Hohe Zeit, daß ich die Lampen anzünde.“

Während der ubrigen Fahrt sprach sie über Kunst, Literatur und andre belanglose Themen. Als sie Dinny in der Oakley Street absetzte, war es fast acht Uhr.

Angela war zu Hause, schon zum Dinner gekleidet.

„Dinny,“ rief sie, „er ist ausgegangen.“

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Unheilkundend — diese schlichten Wortel

„Nach deiner Abreise heute morgen war er in großer Aufregung, er schien zu glauben, wir hätten uns verschworen, ihm alles zu verheimlichen.“

„Da hatte er nicht so unrecht,“ murmelte Dinny.

„Die Abreise der Erzieherin hat ihn gleichfalls aufgeregt. Bald drauf hörte ich die Haustur ins Schloß fallen und seither ist er nicht mehr zurückgekehrt. Ich hab dir nichts erzählt; aber die vorige Nacht war auch entsetzlich. Wenn er am Ende nicht mehr zurückkommt?“

„Ach Angela, wenn er nur nimmer käme!“

„Wo ist er hingegangen? Zu wem? Was treibt er? Mein Gott, wie furchtbar!“

Dinny sah sie stumm, verzagt an.

„Verzeih, Dinny, du mußt mude und hungrig sein. Wir wollen nicht langer mit dem Essen warten.“

In Forests ‚Hohle‘, diesem geschmackvollen, goldgrün getäfelten Raum, saßen sie voll Angst bei der Mahlzeit. Anmutig fiel das gedämpfte Licht auf Arme und Nacken, die frischen Blumen, das Obst und Tafelsilber. Solang das Mädchen servierte, sprachen sie nur über belanglose Dinge.

„Hat er einen Schlüssel?“ fragte Dinny.

„Ja.“

„Soll ich Onkel Adrian telefonieren?“

„Was kann er uns helfen? Wenn Ronald doch heim-

kommt und Adrian hier findet, ist die Gefahr nur umso größer.“

„Alan Tasburgh sagte mir, er käme jederzeit, wenn wir ihn brauchten“

„Nein. Helfen wir uns heute noch allein. Morgen werden wir ja sehn.“

Dinny nickte. Ihr war bange, und sie wollte dieses Bangen um keinen Preis verraten. Sie war doch dazu da, Angela durch ihre kühle Ruhe Mut zu machen.

„Komm, gehn wir hinauf! Sing mir was vor!“ bat sie schließlich.

Doben im Empfangszimmer sang Angela ‚Der Rosmarinbaum‘, ‚Der Bergsenn‘, das ‚Schnitterlied‘, ‚Das Schloß von Dromore‘. Die Schönheit des Raumes, der Lieder und der Sängerin ließen Dinny alles fast unwirklich erscheinen. Sie war in schlaftrunkne Traumerei versunken, da hielt Angela inne.

„Ich hab die Haustur gehn gehört“

Dinny erhob sich und trat ans Klavier

„Sing weiter, sag kein Wort, verrät dich nicht!“

Angela begann wieder zu spielen und sang das irische Lied. ‚Du darfst in Freiheit gehn, muß ich in Fesseln stehn?‘ Plötzlich ging die Tür auf und im Spiegel, der gegenüber in der Ecke hing, sah Dinny, wie Forest eintrat und lauschend stehnblicb.

„Sing weiter,“ flüsterte sie.

‚Du darfst in Freiheit gehn, muß ich in Fesseln stehn?’

Muß lieben Nacht und Tag eine, die mich nicht mag?

Bin ich solch armer Wicht, daß Lieb das Herz mir bricht?’

Und Forest fuhr fort zu lauschen. Er sah todmüde und betrunken aus, das Haar zerrauft, die Zähne gefletscht. Dann regte er sich. Offenbar versuchte er, lautlos zu gehn.

Er trat zu einem Sofa am andern Ende des Zimmers und sank drauf nieder. Angela hörte auf zu singen. Dinny, deren Hand auf Angelas Schulter lag, spürte, wie sie vor Anstrengung bebte, ihre Stimme zu beherrschen.

„Hast du schon zu Abend gespeist, Ronald?“

Forest gab keine Antwort und starrte mit seltsam gespenstischem Grinsen ins Leere.

„Spiel weiter!“ flüsterte Dinny.

Angela spielte den ‚Roten Sarafan‘. Wieder und wieder spielte sie die schone, schlichte Weise, als wollte sie so den stummen Lauscher in hypnotischen Schlaf versenken. Als sie geendet, herrschte unheimliches Schweigen. Dann ertrugen Dinny's Nerven die Spannung nicht langer und sie fragte fast in scharfem Ton:

„Regnet es, Hauptmann Forest?“

Forest fuhr sich mit der Hand über die Kleider und nickte

„Mochtest du nicht auf dein Zimmer gehn und dich umkleiden, Ronald?“

Er blieb sitzen, die Ellbogen auf den Knien, die Stirn auf die Hände gestützt.

„Du bist gewiß müde, lieber Ronald; willst du nicht zu Bett gehn? Soll ich dir etwas hinaufbringen?“

Noch immer regte er sich nicht. Die Augen hatten sich geschlossen, das Grinsen war aus seinen Zugen geschwunden. Er schien plötzlich eingeschlummert, wie ein übermüdetes Lasttier oft mitten in der Arbeit einschlafte.

„Mach das Klavier zu!“ flüsterte Dinny, „gehn wir hinauf.“

Lautlos schloß Angela das Klavier und erhob sich. Arm in Arm standen beide wartend da, doch Forest regte sich nicht.

„Schläft er wirklich?“ flüsterte Dinny.

Forest fuhr empor: „Schlafen!“ schrie er auf. „Jetzt kommt es! Kommt schon wieder! Einen neuen Anfall mach ich nicht mehr mit! Bei Gott, ich mach ihn nicht mehr mit.“

Einen Augenblick stand er ganz verwandelt da, wie in Raserei. Als er die beiden zurückbeben sah, sank er wieder aufs Sofa und barg das Gesicht in den Händen. Da trat Angela auf ihn zu.

Forest sah auf. Seine Augen schossen Blitze.

„Fort!“ rief er heiser. „Laß mich in Ruh! Pack dich!“

An der Tür wandte Angela sich um und fragte:

„Ronald, soll nicht doch wer bei dir sein? Nur damit du einschläfst — nur darum.“

Forest sprang wieder auf. „Niemand brauch ich. Pack dich!“

Entsetzt flohn sie hinauf in Dinnys Schlafzimmer und hielten einander bebend umschlungen.

„Sind die Mädchen schon zu Bett gegangen?“

„Wenn nicht eine den Abend frei hat, gehn sie immer zeitig schlafen.“

„Ich sollte eigentlich telefonieren, Angela“

„Nein, Dinny, ich. Aber wem?“

Das war eben die Frage. Flusternd berieten sie sich darüber. Dem Arzt, meinte Angela. Dinny hielt es für ratsamer, Adrian oder Michael zu bitten, mit einem Arzt zu kommen.

„Begann der letzte Anfall auch so?“

„Nein. Damals ahnte er nicht, was ihm bevorstand. Dinny, ich hab Angst, er bringt sich um.“

„Hat er eine Waffe?“

„Seinen Armeerevolver hab ich Adrian zur Aufbewahrung gegeben.“

„Rasiermesser?“

„Nur Sicherheitsklinge. Gift ist auch nicht im Haus.“

Dinny trat zur Tür.

„Ich muß unbedingt zum Telephon.“

„Dinny, ich darf dich nicht in Gefahr — —“

„M i c h rührt er gewiß nicht an. Du allein bist gefährdet
Versperr die Tür, sobald ich draußen bin.“

Und ehe Angela Dinny aufhalten konnte, stahl sie sich hinaus. Noch immer brannten die Lampen, sie stand einen Augenblick still. Ihr Zimmer ging auf die Straße hinaus und lag im zweiten Stock, Angelas und Forests Schlafräume befanden sich einen Stock tiefer, ebenso das Empfangszimmer. Sie mußte dran vorbei, um in die Halle und in das kleine Bibliothekszimmer zu kommen, wo sich das Telephon befand. Kein Laut drang herauf. Angela hatte die Tür wieder geöffnet und stand wartend auf der Schwelle; Dinny fürchtete, Angela könne jeden Augenblick hinter ihr herkommen, lief rasch vor und stieg die Treppe hinab. Die Stufen knarrten unter ihren Tritten. Dann schlüpfte sie, die Schuhe in der Hand, an der Tür des Empfangszimmers vorbei. Kein Geräusch drang heraus, sie eilte hinab in die Halle und sah dort Forests Hut und Mantel, die er lässig auf einen Stuhl hingeworfen, trat ins Bibliothekszimmer und schloß hinter sich die Tür. Einen Augenblick hielt sie inne, um Atem zu schöpfen, dann drehte sie das Licht an und schlug im Telephonverzeichnis nach. Sie fand Adrians Nummer und streckte die Hand nach dem Hörer aus, da wurde sie plötzlich am Handgelenk gepackt, wandte sich in jähem Schreck und sah sich Forest gegenüber. Er drehte sie herum und wies auf die Schuhe in ihrer Hand.

„Aha!“ rief er, „verraten wollt ihr mich!“, hielt Dinny's Hand noch immer fest und zog ein Messer aus der Tasche. Dinny wich um Armeslänge zurück und blickte ihm fest in

die Augen. Sonderbar, jetzt war ihr nicht mehr so bang wie vorher; alle andern Empfindungen wichen einem Gefühl der Scham darüber, daß sie die Schuhe in der Hand hielt.

„Unsinn, Hauptmann Forest!“ erwiderte sie ganz kuhl. „Sie wissen recht gut, Sie haben von uns nichts zu befürchten.“

Forest schleuderte ihre Hand von sich, öffnete das Messer und durchschnitt mit gewaltiger Anstrengung den Telephondraht. Das Hörrohr fiel zu Boden. Er schloß das Messer und steckte es in die Tasche. Dinny hatte den Eindruck, er habe durch diese Tat sein Gleichgewicht wieder ein wenig zurückgewonnen.

„Schuhe anziehen!“ befahl er.

Sie gehorchte.

„Ich dulde keine Einmischung, kein eigenmächtiges Vorgehn! Verstanden? Ich will selbst über mich verfügen.“

Dinny schwieg. Ihr Herz pochte in wilden Schlägen, sie wollte ihre Erregung nicht durch den Klang ihrer Stimme verraten.

„Haben Sie gehört?“

„Jawohl. Es will sich ja niemand einmengen oder etwas gegen Ihren Willen tun. Wir wollen nur Ihr Bestes.“

„Das kenn ich schon,“ gab Forest zurück, „mag nichts mehr davon wissen!“ Er ging zum Fenster hinüber, zog den Vorhang zurück und sah hinaus. „Holliches Regenwetter!“ rief er, dann wandte er sich um und blickte Dinny an. Da begann sein Gesicht zu zucken, die Hände ballten sich krampfhaft. Rasch fuhr sein Kopf von einer Seite zur andern. Plötzlich schrie er: „Hinaus aus diesem Zimmer, sofort! Hinaus! Hinaus!“

So rasch sie nur konnte, ohne zu laufen, glitt Dinny zur Tür, schloß sie hinter sich und floh die Treppe hinauf.

Angela stand noch immer im Türrahmen des Schlafzimmers. Dinny drängte sie hinein, verspernte die Tür und sank atemlos nieder

„Er ist mir nach,“ stieß sie keuchend hervor, „hat den Telephondraht zerschnitten. Er hat ein Messer. Ich fürchte, er wird wieder tobsüchtig. Halt die Tür stand, wenn er einbrechen will? Sollten wir nicht das Bett vorschieben?“

„Dann können wir die ganze Nacht nicht schlafen.“

„Das werden wir sowieso nicht.“ Und sie begann an dem Bett zu zerren. Die beiden schoben es quer vor die Tür.

„Versperren die Mädchen ihr Zimmer?“

„Ja, seit er zurück ist.“

Dinny seufzte erleichtert. Sie schauderte bei dem Gedanken, jetzt nochmals hinunter zu müssen, um die Mädchen zu warnen. Sie saß auf dem Bett und starrte zu Angela hinüber, die am Fenster stand.

„Woran denkst du, Angela?“

„Ich denk dran, was ich jetzt für Angst hatte, wenn die Kinder noch hier waren.“

„Gott sei Dank, daß sie fort sind.“

Angela trat ans Bett und drückte Dinny die Hand. Dinny erwiderte diesen Druck, daß beiden fast die Hände schmerzten.

„Können wir denn gar nichts tun, Dinny?“

„Vielleicht schläft er ein und morgen ist ihm viel besser. Jetzt, im Augenblick der Gefahr, bin ich nicht halb so bange.“

Angela sagte mit starrem Ausdruck: „In mir ist alles Gefühl erloschen. Ob er schon weiß, daß ich nicht in meinem Zimmer bin? Vielleicht sollte ich hinuntergehn, ihm gegenübertreten.“

„Das wirst du nicht!“ rief Dinny, zog den Schlüssel aus

dem Schloß und steckte ihn in den Strumpf. Die Berührung des kalten, harten Metalls beruhigte ihre Nerven.

„Jetzt legen wir uns nieder,“ schlug sie vor, „mit den Füßen gegen die Tür. Wir dürfen uns nicht zwecklos ermüden.“

Eine gewisse Apathie hatte beide überkommen. Lange lagen sie still, eng aneinandergeschmiegt, unter der Daunendecke. Keine von beiden schlief, keine war völlig munter. Endlich war Dinny eingeschlummert, da schrak sie jäh empor, sie vernahm ein heimliches Geräusch und warf einen Blick auf Angela. Angela schlief fest, ganz fest. Da drang durch den Türspalt oben ein Lichtstrahl. Dinny stützte sich auf den Ellbogen und lauschte gespannt. Der Turknauf wurde umgedreht und vorsichtig gerüttelt. Dann ein schwaches Klopfen.

„Ja,“ sagte Dinny sehr leise, „was gibt's?“

„Angela!“ rief Forests Stimme ganz gedämpft, „mein Weib will ich haben!“

Dinny bog sich vor und sprach dicht am Schlüsselloch: „Angela ist nicht wohl, sie ist jetzt eingeschlafen, stören Sie sie nicht.“

Schweigen. Dann vernahm sie zu ihrem Entsetzen einen langgezogenen, klagenden Seufzer, einen Laut, so erbärmlich, so todesbang, daß Dinny sich versucht fühlte, den Schlüssel hervorzuholen. Doch ein Blick in Angelas weißes, erschöpftes Antlitz ließ sie innehalten. Nein, nein, das taugte nichts! Was immer dieser Seufzer bedeuten mochte — das taugte nichts! Sie kroch unter die Decke zurück und horchte. Kein Laut mehr! Angela schlief weiter, doch Dinny fand keinen Schlaf.

„Wenn er sich umbringt,“ dachte sie, „trifft dann mich die Schuld? Wäre das nicht für jeden das Beste, für Angela,

die Kinder, ihn selbst?' Doch noch immer klang ihr dieser todesbange Seufzer im Ohr, riß noch immer an ihren Nerven. Sie empfand nur mehr grenzenloses Mitleid mit ihm und Groll gegen die unerbittliche Natur, die den Menschen zu solcher Qual verdammt. Sollte sie sich dem unerforschlichen Ratschluß der Vorsehung beugen? Doch wer konnte das? Fuhllos war sie und grausam! Beben lag Dinny neben der erschöpften Schlaferin. Hatten sie beide einen Fehler begangen? Nicht alles aufgeboten, ihm zu helfen? Was sollten sie am Morgen tun? Angela regte sich. Wachte sie auf? Doch sie hatte sich nur umgedreht und sank wieder in schweren Schlaf zurück. Nun überschlich Dinny selbst bleierne Mudigkeit, sie schlummerte ein.

Ein Klopfen an der Tur weckte sie. Es war heller Tag. Angela schlief noch immer. Dinny sah auf ihre Armbanduhr — acht! Da rief jemand ihren Namen

„Alles in Ordnung, Mary!“ erwiderte sie leise. „Mrs. Forest schläft bei mir.“

Angela setzte sich auf, ihr Blick fiel auf die halbbeleidete Dinny.

„Was ist . . . ?“

„Alles in Ordnung, Angela. Acht Uhr. Stehn wir lieber auf und schieben wir das Bett zurück. Du hast wirklich fest geschlafen. Die Mädchen sind schon wach.“

Sie warfen die Schlafröcke über und zogen das Bett an seinen Platz zurück. Dinny holte den Schlüssel aus seinem seltsamen Versteck hervor und sperrte die Tur auf.

„Nur keine Angst! Gehn wir hinunter!“

Lauschend standen sie einen Augenblick auf dem Treppenabsatz, dann stiegen sie hinab. Angelas Zimmer war unberührt. Nur war offenbar das Mädchen drin gewesen und hatte die Vorhänge zurückgezogen. Vor der

Tür, die in Forests Zimmer führte, standen sie still. Kein Laut. Sie verließen Angelas Zimmer durch die andre Tür. Noch immer kein Laut!

„Gehn wir lieber hinunter,“ flüsterte Dinny. „Was wirst du Mary sagen?“

„Nichts. Sie wird schon verstehn.“

Speisezimmer und Bibliothek standen offen. Das Horrohr des Telephons lag noch immer mit dem durchschnittenen Draht auf dem Boden — die einzige Spur von den Schrecknissen der Nacht.

Plötzlich rief Dinny: „Angela, sein Hut und Mantel sind verschwunden. Auf diesem Stuhl lagen sie.“

Angela trat ins Speisezimmer und klingelte dem Mädchen. Vom Kellergeschoß kam die altliche Hausgehilfin mit scheuem und verängstigtem Blick herauf.

„Haben Sie heut früh Hauptmann Forests Hut und Mantel gesehn, Mary?“

„Nein, gnadige Frau.“

„Wann sind Sie heruntergekommen?“

„Um sieben Uhr.“

„Sind Sie schon in seinem Zimmer gewesen?“

„Noch nicht, gnadige Frau.“

„Mir war gestern nicht gut, ich schlief oben bei Miß Dinny.“

„Ich weiß, gnadige Frau.“

Alle drei gingen hinauf.

„Klopfen Sie bei ihm an.“

Das Mädchen klopfte. Ganz nah standen Dinny und Angela. Keine Antwort.

„Klopfen Sie nochmals, Mary. Starker!“

Wieder und wieder klopfte das Mädchen. Keine Antwort. Dinny schob sie beiseite und drehte den Knauf um.

Die Tür sprang auf. Das Zimmer war leer, in wüster Unordnung, als habe es eine Balgerei drin gegeben. Die Wasserflasche stand leer, auf dem Boden lag Zigarettenasche verstreut. Das Bett schien zerwühlt. Forest hatte wohl darin gelegen, aber nicht geschlafen. Kein Zeichen, daß er gepackt oder etwas aus den Laden mitgenommen habe. Die drei Frauen blickten einander an. Dann sagte Angela:

„Richten Sie schnell das Frühstück, Mary. Wir müssen fort.“

„Ja, gnädige Frau — ich hab das Telephon gesehn.“

„Verstecken Sie's und lassen Sie es richten; verraten Sie den andern nichts. Sagen Sie nur. Er ist fur ein oder zwei Tage verreist. Sein Zimmer soll danach aussehen. Komm, Dinny, kleiden wir uns schnell an.“

Das Mädchen ging wieder die Treppe hinab.

„Hat er Geld?“ fragte Dinny.

„Ich weiß nicht. Ich kann ja nachsehn, ob sein Scheckbuch fort ist.“

Sie lief wieder hinab, Dinny wartete. Angela kam in die Halle zurück

„Nein. Es liegt auf dem Schreibtisch im Speisezimmer. Komm schnell, ankleiden, Dinny!“

Das bedeutete . . ja, was nur? In Dinny's Brust stritten Angst und Hoffnung. Sie eilte hinauf.

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Voll Hast nahmen sie das Frühstück und hielten Rat. Zu wem sollten sie gehn?

„Nicht zur Polizei,“ meinte Dinny.

„Nein, nur das nicht.“

„Gehn wir doch zuerst zu Onkel Adrian.“

Sie schickten das Mädchen um ein Auto und fuhren nach Adrians Wohnung. Es war noch nicht neun. Sie fanden ihn beim Frühstück, er trank Tee und aß einen Fisch.

In diesen paar Tagen schien sein Haar viel grauer geworden.

Er hörte ihnen zu und stopfte dabei die Pfeife.

„Überlaßt jetzt die Sache mir,“ erklärte er schließlich.

„Dinny, kannst du Angela nach Condaford mitnehmen?“

„Natürlich.“

„Eh du fortfährst, schick Alan Tasburgh in die Anstalt; er soll fragen, ob Forest dort ist, ihnen aber nicht verraten, daß er durchgebrannt ist. Hier hast du die Adresse.“

Dinny nickte.

Adrian hob Angelas Hand an die Lippen.

„Du siehst erschöpft aus, Liebe. Mach dir keine Sorgen, erhole dich jetzt ein wenig bei den Kindern. Wir werden dich auf dem laufenden halten.“

„Wird es in die Öffentlichkeit dringen, Adrian?“

„Wenn wir's verhindern können, nicht. Ich werde Hilary fragen. Zuvor wollen wir alles andre versuchen. Weißt du, wieviel Geld er bei sich trug?“

„Vorgestern ließ er einen Scheck auf fünf Pfund ein-kassieren, gestern war er den ganzen Tag über fort.“

„Wie war er gekleidet?“

„Blauer Mantel, blauer Anzug, steifer Hut.“

„Du weißt also nicht, wo er gestern war?“

„Nein. Gestern ging er zum ersten Mal aus.“

„Gehört er noch einem Klub an?“

„Nein.“

„Hat irgendein alter Freund von seiner Rückkehr er-fahren?“

„Nein.“

„Und er hat sein Scheckbuch nicht mitgenommen? Wann kannst du den jungen Mann verstandigen, Dinny?“

„Wenn ich ihm telefonieren darf, sofort. Er schläft im Klub.“

„Versuch es also.“

Dinny ging hinaus, um zu telefonieren. Bald kam sie mit der Botschaft zurück, Alan werde sogleich hinfahren und Adrian benachrichtigen. Er wolle sich für einen alten Freund ausgeben, der von Forests Heimkehr aus der Anstalt nichts wisse, und die Ärzte bitten, ihm Forests etwaige Rück-kunft mitzuteilen, damit er ihn dann besuchen könne.

„Bravo!“ rief Adrian, „hast ein kluges Köpfchen, Kind. Geht jetzt und gib mir gut auf Angela acht. Sag mir die Telefonnummer von Condaford!“

Er notierte die Nummer und fuhrte die beiden zum Auto zurück.

Als sie saßen, bemerkte Dinny.

„Onkel Adrian ist doch der beste Mensch in der Welt.“

„Ach Dinny, das weiß niemand mehr als ich.“

Nach der Ankunft in der Oakley Street gingen sie hinauf, um zu packen. Dinny fürchtete, Angela werde sich in letzter

Minute weigern mitzufahren, doch sie hatte es ja Adrian fest versprochen und bald waren sie auf dem Bahnhof. Die eineinhalbstündige Fahrt verbrachten sie in tiefem Schweigen, jede erschöpft in eine Ecke gedrückt. Erst jetzt kam es Dinny so recht zum Bewußtsein, was sie in den letzten Stunden durchlitten hatte. Und doch, was war es schließlich gewesen. Keine Gewalttat, kein Angriff, nicht einmal eine große Szene. Wie unheimlich, wie erschütternd wirkte doch der Wahnsinn! Welche Angst rief er hervor, welch nervenzerrüttende Aufregungen! Jetzt, da sie nicht mehr Gefahr lief, mit Forest zusammenzustößen, schien er ihr nur noch erbarmenswert. Sie sah ihn verstört herumirren, sah, wie er nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen solle, und niemanden hatte, der ihn hilfreich bei der Hand nahm, als er den Verstand zu verlieren drohte, ja, vielleicht schon verloren hatte! Die schlimmsten Tragodien entsprangen doch stets der Angst. Aussatz, Verbrechen, Irrsinn, alles, was den andern Angst einflößte — die Opfer solcher Leiden standen stets hilflos und allein in dieser angsterfüllten Welt. Seit der letzten Nacht begriff sie erst so recht Forests leidenschaftliche Klage über den unentrinnbaren Kreis, in dem sich die Irrenpflege drehte. Jetzt wußte sie, ihre eignen Nerven waren nicht stark, ihre Haut nicht dick genug, um das Zusammensein mit Geisteskranken zu ertragen. Jetzt erst begriff sie die entsetzliche Behandlung der Irren in früheren Zeiten. Die Gesunden verfahren mit ihnen wie Hunde, die einen tollen Hund aufspüren und jagen, denn ihre eignen Nerven qualt der Anblick dieser Geschöpfe in unerträglicher Weise. Das Übermaß an Verachtung und Grausamkeit ihnen gegenüber war nur eine Abwehrmaßnahme, Abwehr und Rache an denen, die ihre Nerven peinigten. Doch um so erbarmenswerter waren diese Wesen, um so entsetzlicher schien der

Gedanke an sie. Und während der Zug sie ihrem friedlicher Heim näherbrachte, kämpfte in ihr ein Gefühl des Mitleids für den armen Ausgestoßenen mit dem Wunsch, jeden Gedanken an ihn zu verbannen. Sie blickte zu Angela hinüber, die in der andern Ecke mit geschlossenen Augen lehnte. Was mochte sie fühlen? Sie, die an Forest durch das Gesetz gebunden war, durch gemeinsame Erinnerungen, durch Kinder, die sie ihm geboren! Das Antlitz unter dem engen Hut sah aus wie in langer Qual versteinert, fein geschnittene, ziemlich harte Züge. Nur die leise Bewegung ihrer Lippen verriet, daß sie nicht schlief. „Was hält sie nur aufrecht?“ fragte sich Dinny. „Sie ist nicht religiös, hat die meisten Illusionen begraben. Wäre ich an ihrer Stelle, ich würde alles weg und liefе auf und davon. Doch ist das wahr, täte ich es wirklich? Trug der Mensch vielleicht ein angebornes Pflichtgefühl in sich, das ihn unbeugsam erhielt, ungebrochen?“

Da niemand sie vom Bahnhof abholte, ließen sie ihr Gepäck zurück und gingen auf einem Feldweg zu Fuß nach Condaford.

„Ich frage mich,“ erklärte Dinny plötzlich, „welches Mindestmaß an Aufregungen der moderne Mensch benötigt. Ob ich mich glücklich fühlte, wenn ich mein ganzes Leben hier verbringen müßte wie die alten Bauern. Clare hält es in Condaford nie lang aus. Sie muß immer herumkutschieren. Ich wollte, ich wäre im Weltkrieg schon älter gewesen. Bei Kriegsende war ich erst vierzehn.“

„Sei froh!“

„Hm! Du mußt ungeheuer aufregende Tage erlebt haben, Angela.“

„Bei Kriegsausbruch war ich so alt wie du jetzt.“

„Verheiratet?“

„Jungverheiratet.“

„Damals war er wohl noch bei klarer Vernunft?“

„Ja.“

„War der Krieg an seinem Leiden schuld?“

„Er trug vielleicht dazu bei.“

„Onkel Adrian sprach von Vererbung.“

„Stimmt.“

Dinny wies auf eine strohgedeckte Hütte

„In dieser Hütte wohnt ein altes Ehepaar, das ich ins Herz geschlossen hab, bereits ein halbes Jahrhundert Könntest du es hier aushalten, Angela?“

„Jetzt schon, ich sehne mich nur noch nach Ruhe“

Schweigend erreichten sie das Haus. Adrian hatte die Botschaft gesandt, Forest sei nicht in die Anstalt zurückgekehrt, doch er und Hilary glaubten, auf der richtigen Spur zu sein.

Angela sah nach den Kindern und ging dann in ihr Zimmer hinauf, um auszuruhen. Dinny begab sich in den Salon ihrer Mutter

„Mutter, ich muß es jemandem anvertrauen — ich bete um seinen Tod!“

„Dinny!“

„Es wäre das beste für ihn selbst, für Angela, für die Kinder, für jeden, sogar für mich.“

„Wenn es hoffnungslos ist, dann freilich —“

„Hoffnungslos oder nicht, es ist zu gräßlich! Mutter, die Vorsehung ist ein Schwindel!“

„Aber liebes Kind!“

„Sie ist zu fern. Vielleicht gibt es wirklich eine ewige Weltordnung, aber wir Einzelwesen sind für sie wie die Mücken, so wenig sorgt sie für uns.“

„Du solltest dich gründlich ausschlafen, Liebling!“

„Ja, aber das ändert die Sache nicht.“

„Dinny, gib dich nicht solchen Gedanken hin, sie verderben den Charakter.“

„Was hat Glaube mit Charakter zu tun? Ich bin darum nicht schlechter, weil ich nicht mehr an die Vorsehung und das Jenseits glaube.“

„Aber Dinny —“

„Bestimmt nicht, sondern besser. Wenn ich sittlich handle, tu ich es um des Guten selbst willen, nicht um irgendeine Belohnung dafür zu ergattern.“

„Aber warum ist das Gute gut, Dinny, wenn es keinen Gott gibt?“

„O du liebe, scharfsinnige Mutter, ich behaupte ja nicht, daß es keinen Gott gibt. Ich meine nur, seine Weltordnung ist zu fern. Ich höre, wie Gott sagt: ‚Da fällt mir eben ein, dreht sich denn dieser kleine Ball, die Erde, noch immer?‘ Und ein Engel erwidert: ‚O freilich, Herr! Ganz flott!‘ — ‚Der muß aber schon ganz faulig und schwammig sein,‘ meint der Herr wieder bedenklich. ‚Übrigens war da nicht so ein betriebsamer, giftiger, kleiner Schmarotzer drauf? . . .‘“

„Dinny!“

„Freilich, Herr, du meinst den Menschen! — ‚Richtig! Jetzt erinnere ich mich: Mensch — so haben wir ihn genannt.‘“

„Dinny, wie entsetzlich!“

„Nein, Mutter. Wenn ich gut bin, will ich es sein, weil das Gute von Menschen ersonnen wurde zum Wohl der Menschen, ebenso wie das Schöne von Menschen erfunden ist, den Menschen zur Freude. Seh ich schlecht aus, liebste Mutter? Ich kann kaum mehr aus den Augen schaun! Jetzt geh ich und leg mich hin, Mutter, ich weiß nicht, warum mich das alles so angegriffen hat, dran trägt wohl sein Anblick Schuld.“ Ungewöhnlich schnell wandte sich Dinny ab und verließ das Zimmer.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Der Tag, an dem Forest verschwand, war eigentlich ein Festtag für den Mann, der unter seiner Rückkehr so schwer gelitten. Daß er versprochen hatte, am Abend dieses Festtags den Vermißten wiederzubringen, verdarb ihm die gehobene Stimmung nicht. In fast leidenschaftlichem Eifer fuhr Adrian im Auto zu Hilary und bot unterwegs seinen ganzen Scharfsinn auf, dem Problem beizukommen. Polizei, Radio, Presse — diese einfachen, gewöhnlichen Mittel durfte er aus Scheu vor der Öffentlichkeit nicht in Anspruch nehmen. Durch sie wurde der Fall Forest in allzu grelles Licht gerückt. Als er dann über die andern Mittel nachsann, die ihm zu Gebote standen, hatte er ein Gefühl wie beim Lösen von Kreuzwortratseln, das er seinerzeit gleich vielen geistig hochstehenden Menschen eifrig betrieben. Aus Dinnys Bericht ging nicht klar hervor, wann Forest weggegangen war; es blieb noch ein Spielraum von mehreren Stunden. Je länger man die Umfrage in der Nachbarschaft des Hauses hinauszog, umso geringer wurde die Aussicht, jemanden zu finden, der Forest hatte weggehen sehen. Sollte er also den Wagen umkehren lassen und nach Chelsea zurück? Dann aber fuhr er doch nach St. Augustin im Grünen. Dazu trieb ihn eher ein Impuls als Überlegung. Er zog Hilary ja stets ins Vertrauen und bei einer solchen Aufgabe waren zwei Köpfe gewiß besser als einer. Als er im Pfarrhof eintraf, hatte er noch keinen festumrissenen Plan, nur die Absicht, am Themse-

kai und in der Nahe der Oakley Street nachzufragen. Es war noch nicht halb zehn, Hilary saß über seiner Korrespondenz. Als er die Nachricht erfuhr, rief er seine Frau ins Arbeitszimmer

„Denken wir jetzt drei Minuten nach und sprechen wir dann die Sache durch,“ schlug er vor.

Die drei standen im Halbkreis vor dem Kamin, die Männer rauchten, die Frau sog den Duft einer Herbstrose ein.

„Nun?“ fragte Hilary endlich „Ist dir was eingefallen, May?“

„Nur eins ist mir klar,“ erwiderte Mrs. Hilary und runzelte die Stirn, „wenn Dinnys Beschreibung des armen Teufels stimmt, müssen wir jedenfalls in den Krankenhäusern nachfragen. Ich kann drei oder vier Spitaler anklingeln, wohin man ihn vermutlich gebracht hat, falls er einen Selbstmordversuch beging. Aber so früh am Morgen hat man noch kaum wen eingeliefert.“

„Ausgezeichnet, Liebste. Einer so klugen Frau wie dir brauchen wir wohl nicht zu sagen, daß du seinen Namen aus dem Spiel lassen sollst.“

Mrs. Hilary verließ sie

„Nun, Adrian?“

„Ich hab eine Idee, aber sprich zuerst du.“

„Also ich seh zwei Möglichkeiten,“ erklärte Hilary, „die erste: wir müssen bei der Polizei anfragen, ob man einen Selbstmörder aus der Themse gezogen hat. Die andre, wahrscheinlichere: er hat sich einen Rausch angetrunken.“

„So früh am Morgen kriegt er doch nirgends was zu trinken?“

„In einem Hotel schon, Geld hat er ja.“

„Stimmt. Dem müssen wir nachgehn. Doch hör erst meine Idee.“

„Nun?“

„Ich hab versucht, mich in Forests Lage hineinzudenken. Wenn mir solch ein Verhängnis drohte, dann ginge ich vermutlich nach Condaford, vielleicht nicht ins Schloß selbst, aber in die Umgebung, wo wir uns als Knaben umhertrieben, wo ich lebte, ehe mich das Verhängnis traf. Ein verwundetes Tier verkriecht sich in seiner Höhle.“

Hilary nickte.

„Wo ist Forest zu Hause?“

„In West-Sussex, etwas nördlich vom Hügelgelände. Die Station heißt Petworth.“

„Ach ja, ich kenne die Gegend. Vor dem Krieg hielten May und ich uns oft in Bignor auf und machten von dort Wanderungen. Auch könnten wir schnell zum Viktoriabahnhof und nachsehn, ob er nicht dort im Zug sitzt. Vorher aber möcht ich bei der Polizei nach den Ertrunkenen fragen. Ich kann ja sagen, eines meiner Pfarrkinder sei abgängig. Wie groß ist Forest?“

„Etwa einen Meter funfundsiebzig, breitschultrig, massiver Schädel, hohe Backenknochen, starkes Kinn, leicht ergrautes dunkles Haar, stahlgraue Augen, blauer Anzug, blauer Mantel.“

„Gut,“ erwiderte Hilary. „Sobald May mit dem Telefonieren fertig ist, ruf ich die Polizei an.“

Adrian blieb allein am Kaminfeuer zurück und versank in Nachdenken. Wie er als Leser von Detektivromanen wußte, ging er selbst nach induktiver französischer Methode vor und tat, von psychologischen Erwägungen geleitet, einen Schuß ins Schwarze; Hilary und May aber suchten nach Art der englischen Kriminalisten den Kreis der Möglichkeiten durch Ausschluß des Unzutreffenden enger zu ziehn. Ein bewährtes Verfahren, doch blieb ihnen in diesem Fall die Zeit

dafür? In London konnte ja ein Mensch verschwinden wie eine Stecknadel im Heuschaber. Zudem band ihnen die Scheu vor der Öffentlichkeit die Hände. Angstvoll wartete Adrian auf Hilarys Bericht. Welch seltsame Ironie des Schicksals, daß er — just er — davor bangte, man habe vielleicht den armen Forest ertrunken oder erschlagen gefunden und Angela sei frei!

Er langte ein Kursbuch von Hilarys Schreibtisch. Um 8 50 war ein Zug nach Petworth abgegangen, ein andrer ging um 9 56. Also in ganz kurzer Zeit. Und wieder wartete er, den Blick zur Tür gekehrt. Zwecklos, Hilary zur Eile anzuspornen, im Zeitersparen war er ja Meister.

„Nun?“ fragte er, als die Tür ging.

Hilary schüttelte den Kopf.

„Keine Spur. Weder in den Spitalern noch auf der Polizei hat man etwas von ihm gehört oder gesehen.“

„Dann zum Viktoriabahnhof!“ schlug Adrian vor. „In zwanzig Minuten geht ein Zug. Kannst du gleich mitkommen?“

Hilary warf einen Blick auf den Schreibtisch. „Eigentlich nicht, aber ich tu's doch. Diese Suche nach einem Vermissten macht einen geradezu besessen. Kopf hoch, Alter! Sieh dich vielleicht inzwischen nach einem Taxi um. Wart auf mich in der St. Pancras Street. Ich will mir nur den Hut holen und es May sagen.“

Adrian machte sich auf den Weg, um ein Taxi zu holen. An der Ecke der Euston Road kam ihm eins entgegen, er ließ es kehrtmachen und stand wartend auf der Straße. Bald sah er Hilarys hagere, dunkle Gestalt heraneilen.

„Bin nicht mehr ans Laufen gewöhnt,“ sagte er und stieg ein.

Adrian beugte sich zum Fenster hinaus.

„Viktoriabahnhof, so schnell wie möglich!“

Hilary schob die Hand durch seinen Arm.

„Seit wir im Neunzehnerjahr im dichtesten Nebel den Carmarthanberg bestiegen, haben wir keinen gemeinsamen Ausflug mehr gemacht. Alter, erinnerst du dich noch dran?“

Adrian hatte die Uhr hervorgeholt

„Ich fürchte, wir erreichen kaum den Zug bei diesem Riesenverkehr.“ Schweigend saßen sie da, hin und her gerüttelt durch die Stöße des eilenden Autos

Plötzlich bemerkte Adrian: „Als ich einmal in Frankreich an einer maison d'aliénés — so nennt man dort die Irrenanstalten — vorbeikam, sah ich etwas, das werd ich nie vergessen. Es war ein großes Gebäude in einiger Entfernung vom Bahnhof, ein langes Eisengitter schloß es vorn gegen die Straße ab. Ein armer Teufel stand dahinter und suchte mit Armen und Beinen die Eisenstäbe hinaanzuklimmen, wie ein Orang-Utang im Käfig. Was ist der Tod im Vergleich zu einem solchen Los? Ein Bett in weicher, kühler Erde und drüber der Himmel. Ich wünschte, sie hätten ihn aus der Thèrse gefischt.“

„Vielleicht tun sie es noch. Adrian, ich hab das Gefühl, wir ziehn auf eine Treibjagd aus.“

„Nur noch drei Minuten,“ murmelte Adrian, „wir erreichen den Zug nicht!“

Doch das Auto bahnte sich mit letzter Anstrengung und fast unnatürlicher Geschwindigkeit seinen Weg durchs Gedränge und hielt mit einem Ruck vor dem Bahnhof

„Frag du in der ersten Klasse nach, ich in der dritten,“ sagte Hilary, während sie liefen. „Ein Geistlicher macht mehr Aufsehn.“

„Nein,“ erwiderte Adrian, „wenn er fährt, fährt er be-“

300

stimmt in der ersten. Frag du dort! Hast du einen Zweifel, denk an seine Augen!"

Er sah, wie Hilarys mageres Gesicht sich über die Bahnsteigsperrre beugte und rasch wieder zuruckfuhr.

„Er ist hier!“ rief er, „fahrt mit diesem Zug nach Petworth! Rasch!“

Die Bruder begannen zu laufen, doch als sie den Zug erreichten, hatte er sich bereits in Bewegung gesetzt. Adrian ware weitergesturmt, doch Hilary packte ihn am Arm.

„Halt, Junge, wir kommen nicht mehr hinein; er wird uns sehn und alles geht schief.“

Gesenkten Hauptes schritten sie zur Bahnsteigsperrre zuruck.

„Du hast ins Schwarze getroffen,“ meinte Hilary, „erstaunlich! Wann kommt denn dieser Zug an?“

„Um 12 23.“

„Dann konnten wir ihn im Auto einholen. Hast du Geld bei dir?“

Adrian wühlte in seinen Taschen. „Nur achteinhalb Shilling,“ sagte er klaglich.

„Ich hab auch nur elf. Zu dumm! Halt, ich hab's! Wir nehmen ein Taxi und fahren zu Fleur. Wenn ihr Auto frei ist, borgt sie es uns gewiß, und sie oder Michael werden uns fahren. Wir müssen den Wagen auf unbestimmte Zeit zur Verfügung haben.“

Adrian nickte, noch immer ziemlich verblufft über das Zutreffen seiner Vermutung.

Michael war ausgegangen, Fleur zu Hause. Adrian kannte sie noch nicht so genau wie Hilary und war erstaunt, wie rasch sie die Sachlage erfaßte und den Wagen zur Stelle schaffen ließ. In zehn Minuten waren sie unterwegs, Fleur saß am Lenkrad.

„Ich fahre durch Dorking und Pulborough,“ erklärte sie und lehnte sich zurück. „Da kann ich hinter Dorking volle Geschwindigkeit einschalten. Aber, Onkel Hilary, was wollt ihr tun, wenn er euch in die Hände läuft?“

Bei dieser einfachen, aber unerläßlichen Frage blickten die Brüder einander an. Fleur saß mit dem Rücken zu ihnen, und doch schien sie die Unentschlossenheit in ihren Mienen zu lesen. Ein Hund lief ihr vors Auto, sie hielt es mit einem Ruck an, wandte sich um und fragte:

„Wollt ihr es euch nicht überlegen, eh wir weiterfahren?“

Sie erschien ihnen wie die Verkörperung der Jugend — ruhig, hart, selbstbewußt. Adrian blickte von ihrem runden Gesicht mit den scharfgeschnittenen Zügen zu seines Bruders länglichem, faltigem Antlitz hinüber, das welterfahren aussah, müde vom Miterleben fremder Schicksale, und dennoch nicht hart. Er überließ Hilary die Antwort.

„Fahren wir los!“ entschied dieser, „kommt Zeit, kommt Rat.“

„Wenn wir an einem Postamt vorbeikommen,“ bat Adrian, „dann halt an. Ich möchte Dinny telegraphieren.“

Fleur nickte. „In der King's Road ist eins. Ich muß auch noch wo Benzin nachfüllen.“

Das Auto glitt durchs Straßengewühl dahin.

„Was soll ich ihr nur telegraphieren?“ fragte Adrian. „Soll ich Petworth erwähnen?“

Hilary schüttelte den Kopf.

„Daß wir auf der rechten Spur zu sein glauben, weiter nichts.“

Nachdem sie das Telegramm abgesandt hatten, blieben ihnen nur noch etwa zwei Stunden bis zur Ankunft des Zuges.

„Bis Pulborough sind achtzig Kilometer,“ sagte Fleur,

302

„dann noch etwa acht. Bin neugierig, ob mein Benzin reicht. In Dorking werd ich's ja sehn.“ Von diesem Augenblick an nahm sie von beiden keine Notiz mehr, obwohl sie mit ihnen im geschlossenen Auto saß; sie konzentrierte ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Fahrt.

Die beiden Brüder saßen schweigend da und starrten auf die Uhr und den Geschwindigkeitszähler.

„Ich mach nicht oft Autopartien,“ murmelte Hilary. „Woran denkst du, Junge?“

„Ich frage mich, was in aller Welt wir mit ihm anfangen sollen.“

„Wenn ich mir bei meinem Amt so im voraus den Kopf zerbräche, ich wär in einem Monat tot. Ein Pfarrer im Elendsviertel lebt wie ein Dschungelbewohner unter wilden Tieren; er erwirbt einen gewissen Instinkt und verläßt sich drauf.“

„Und ich,“ meinte Adrian, „ich lebe unter Toten, ich hab gar keine Erfahrung.“

„Unsere Nichte fährt gut,“ flüsterte Hilary. „Sieh dir doch nur einmal ihren Hals an. Ist sie nicht die leibhaftige Tüchtigkeit?“

Dieser weiße, rundliche Nacken mit dem kurzgeschnittenen Haar hielt sich anmutig aufrecht und verriet Geistesgegenwart, Selbstbeherrschung und kühlen Verstand.

Sie fuhren einige Kilometer schweigend drauflos.

„Da sind wir schon beim Box Hill,“ bemerkte Hilary. „In dieser Gegend hatte ich einmal ein unvergeßliches Erlebnis, das ich dir noch nie erzählte. Es beweist, wie unheimlich nahe dem Wahnsinn wir alle leben.“ Er senkte die Stimme und fuhr fort: „Erinnerst du dich noch an den muntern Pfarrer Durcott, mit dem wir öfters zusammenkamen? Wie du weißt, studierte ich vor der Universitätszeit

in Harrow in der Beakers-Schule, wo er Lehrer war. Eines Sonntags nahm er mich zu einem Ausflug auf den Box Hill mit. Bei der Rückfahrt blieben wir im Abteil allein und neckten uns. Plötzlich schien er in eine Art Wahnsinn zu verfallen, seine Augen flammten voll wilder Gier. Ich hatte keine Ahnung, was mit ihm los sei, und geriet in höchsten Schreck. Auf einmal gewann er die Selbstbeherrschung wieder. Ganz verrückt, ein verdrängter Sexualkomplex natürlich. Für einige Augenblicke total geistesgestört. Übrigens ein sehr netter Kerl. Ach ja, Adrian, es gibt Kräfte —“

„Dämonische Kräfte. Und wenn die einmal hervorbrechen . . . armer Forest!“

Dann drang Fleurs Stimme zu ihnen:

„Der Motor beginnt zu streiken, ich muß Benzin nachfüllen, Onkel Hilary. In der Nähe ist eine Füllstation.“

„Einverstanden.“

Das Auto fuhr bei einer Pumpe vor.

„Bis Dorking geht's immer langsam,“ meinte Fleur und streckte sich. „Jetzt kommen wir rasch vorwärts. Nur noch fünfzig Kilometer, eine gute Stunde. Habt ihr es euch überlegt?“

„Nein,“ entgegnete Hilary, „wir scheuen diese Überlegung wie Gift.“

Fleurs klare Augen warfen ihm einen jener durchdringenden Blicke zu, die den Leuten solch hohe Meinung von ihrer Intelligenz beibrachten.

„Willst du ihn wirklich zurückholen, Onkel Adrian? Ich tät's nicht, wenn ich du wär.“ Und sie holte ihr Täschchen hervor, strich sich mit dem Lippenstift ein wenig über den Mund und puderte die kurze, grade Nase.

Adrian sah sie fast mit Ehrfurcht an. Die moderne Jugend

kreuzte nicht oft seinen Weg. Nicht so sehr ihre knappen Worte verblüfften ihn, sondern mehr noch der geheime Sinn, den sie bargen. Rund herausgesagt, meinte sie: „Laßt ihn in sein Verhängnis rennen.“ Hatte sie recht? Gehorchten er und Hilary nur dem Drang, in das Leben der Mitmenschen einzugreifen? Wollten sie frevelnd der Natur in den Arm fallen? Doch nein! Um Angelas willen mußten sie ja herausbekommen, was Forest trieb, was er im Schilde führte. Und auch um seiner selbst willen mußten sie zu verhindern trachten, daß er in schlechte Hände geriet. Hilarys Mund umspielte ein leises Lächeln. „Der kennt wenigstens die Jugend,“ dachte Adrian, „hat selbst Kinder und weiß, wohin die kühle Sachlichkeit unsre jungen Leute führt.“

Weiter ratterte das Auto und bahnte sich einen Weg durch die lange, belebte Straße von Dorking.

„Freie Bahn!“ erklärte Fleur, indem sie den Kopf wandte; „wenn ihr ihn wirklich einfangen wollt, sollt ihr ihn kriegen.“ Und sie nahm volle Geschwindigkeit. Während der nächsten Viertelstunde flogen sie die Straße dahin, vorbei an gelbem Laubwald, an Feldern und Ginsterhalden, wo Gänse und alte Pferde weideten, an Dorfwiesen und durch Dorfgassen, wo alles das zähe Festhalten an ländlicher Art verriet. Plötzlich begann das Auto, das bisher ganz ruhig gefahren war, zu knirschen und zu schleudern.

„Der Reifen ist hin!“ rief Fleur und wandte den Kopf. „Zerrissen!“ Sie hielt den Wagen an, alle stiegen aus. Vom Hinterrad hing der Gummireifen lose herab.

„Adrian, an die Arbeit! Montier den Reifen ab!“ rief Hilary und zog den Mantel aus. „Ich nehme inzwischen das Reserverad herunter.“

Fleur neigte sich zum Werkzeugkasten hinab und sagte: „Zu viele Köche verderben den Brei. Laßt m i c h machen!“

Adrian hatte vom Autofahren nicht die leiseste Ahnung, Maschinen stand er hilflos wie ein Kind gegenüber. Drum trat er beiseite und sah ihnen bewundernd zu. Sie zeigten sich kühl, behend, tüchtig, aber an dem Auto schien etwas nicht in Ordnung.

„So geht's einem immer,“ meinte Fleur, „just, wenn man's eilig hat.“

Erst zwanzig Minuten später waren sie wieder unterwegs.

„Den Zug kann ich unmöglich einholen,“ erklärte sie, „aber ihr werdet Forests Spur leicht finden, wenn euch wirklich drum zu tun ist. Der Bahnhof liegt ziemlich weit von der Stadt.“ Durch Billingshurst, Pulborough und über die Stephen-Brücke rasten sie mit unverminderter Geschwindigkeit.

„Fahren wir lieber gleich nach Petworth,“ schlug Hilary vor, „wenn er in die Stadt will, müssen wir ihn treffen.“

„Soll ich halten, wenn wir ihm begegnen?“

„Nein, fahr ruhig weiter und kehr dann um.“

Aber sie fuhren durch Petworth und weitere zweieinhalb Kilometer zum Bahnhof, ohne ihn zu treffen.

„Der Zug ist schon vor mehr als zwanzig Minuten eingetroffen,“ sagte Adrian, „fragen wir!“

Ein Bahnbediensteter hatte einem Mann in blauem Mantel und schwarzem Hut die Fahrkarte abgenommen. Nein, er habe kein Gepäck gehabt. Er sei fortgegangen, dem Hugelland zu. Wann? Ungefähr vor einer halben Stunde.

Sie eilten zum Kraftwagen zurück und fuhren ins Hügelgelände.

„Ich erinnere mich,“ erklärte Hilary, „nach einer kurzen Strecke zweigt ein Weg nach Sutton ab. Jetzt handelt es

sich nur darum, ob er ihn einschlug oder weiterging. Dort müssen ein paar Häuser stehn. Fragen wir doch, vielleicht hat ihn wer gesehn.“

Gleich hinter dem Weg lag ein kleines Postamt. Ein Briefträger fuhr eben von Sutton mit dem Rad darauf zu.

Fleur lenkte den Wagen zur Seite.

„Haben Sie nicht einen Herrn in blauem Mantel und steifem Hut auf dem Weg nach Sutton gesehn?“

„Nein, Miß, hab unterwegs keine Seele getroffen.“

„Danke. Soll ich also gegen die Hügel zu fahren, Onkel Hilary?“

Hilary zog die Uhr zu Rate.

„Wenn ich mich recht entsinne, ist es bis zum Hügelkamm beim Duncton-Leuchtturm etwa anderthalb Kilometer, zweieinhalb Kilometer sind wir jetzt vom Bahnhof entfernt. Er hat ungefähr fünfundzwanzig Minuten Vorsprung. Wir könnten ihn also in der Nähe des Hügelkamms fassen. Von dort aus sehn wir auch die Straße, die weiter ins Hügelgelände führt, und können so ganz sicher gehn. Wenn wir ihm nicht hier begegnen, muß er auf den Hügeln herumstreifen, aber in welcher Richtung?“

Adrian flüsterte kaum hörbar: „Heimwärts.“

„Also gegen Osten?“ fragte Hilary. „Vorwärts, Fleur, aber nicht zu schnell!“

Fleur fuhr die Hügelstraße hinan.

„Greift in meine Manteltasche,“ sagte sie, „ihr werdet drei Äpfel drin finden. Ich hab sie noch vorm Wegfahren schnell eingesteckt.“

„Du denkst doch an alles!“ lobte Hilary, „aber iß sie doch selbst.“

„Nein, ich mach eine Abmagerungskur. Einen könnt ihr mir lassen.“

Die Brüder knabberten jeder an einem Apfel. Ihr Blick hing an den Wäldern zu beiden Seiten der Straße.

„Hier stehn die Bäume zu dicht,“ meinte Hilary, „er läuft gewiß lieber im Freien. Fleur, wenn du ihn bemerkst, zieh sofort die Bremse.“

Doch Forest kam ihnen nicht vor Augen. Immer langsamer fuhren sie bergan und erreichten den Kamm des Hügels. Zu ihrer Rechten lag das Buchengehölz von Dunc-ton, zur Linken das offene Hügelgelände. Kein Mensch auf dem Weg vor ihnen.

„V o r uns ist er nicht,“ erklärte Hilary. „Nun müssen wir uns entscheiden, Junge.“

„Hört auf meinen Rat,“ rief Fleur, „fährt wieder heim mit mir.“

„Sollen wir wirklich, Adrian?“

Adrian schüttelte den Kopf.

„Ich suche weiter.“

„Recht so, ich auch.“

„Seht nurl!“ rief Fleur plötzlich und wies auf etwas hin. Ungefähr fünfzig Meter abseits auf einem holprigen Fußweg, der links von der Straße abbog, lag ein dunkler Gegenstand.

„Ein Mantel, scheint mir.“

Adrian sprang aus dem Auto und lief hinzu. Einen blauen Mantel überm Arm kehrte er zurück.

„Nun ist kein Zweifel mehr. Entweder, er hat hier gerastet und den Mantel vergessen, oder er war es müde, ihn länger zu tragen. Ein böses Zeichen, das eine wie das andre. Fahren wir weiter, Hilary!“

Er warf den Mantel ins Auto.

„Was steht jetzt zu Diensten, Onkel Hilary?“ fragte Fleur.

„Du bist ein Prachtkerl, Fleur. Könntest du nicht ein Übriges tun und hier eine Stunde warten? Wenn wir bis dahin nicht zurück sind, so fahr wieder langsam bergab über Sutton, Bignor und Westburton. Und wenn du auch dort keine Spur von uns siehst, dann fahr die Hauptstraße über Pulborough zurück nach London. Wenn du Geld übrig hast, könntest du uns etwas leihen.“

Fleur zog ihr Täschchen.

„Drei Pfund. Genugen euch zwei?“

„Besten Dank!“ erwiderte Hilary. „Adrian und ich haben nie Geld. Ich bin überzeugt, wir sind die ärmste Familie in England. Leb wohl, Liebe, und nochmals vielen Dank. Los, Junge!“

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL

Fleur stand beim Auto und hob den Apfel zum Mund, ihn zu verspeisen; die beiden Brüder winkten ihr zu, dann schlugen sie den Fußweg zu den Hügeln ein.

„Geh du voran!“ sagte Hilary, „du hast bessere Augen und deine Kleidung ist nicht so auffallend. Wenn du ihn siehst, werden wir überlegen, was zu tun ist.“

Sie kamen bald zu einem langen, hohen Drahtzaun, der quer über den Hügel lief.

„Dort links hört er auf,“ sagte Adrian. „Gehn wir herum, oberhalb des Gehölzes, doch je tiefer wir uns halten, desto besser.“

Sie umgingen den Zaun, schritten am Hügelrand über üppigen, ziemlich unebnen Rasen hin und verfielen dabei in ihren altgewohnten Wanderschritt, als seien sie wieder auf einer langen, schwierigen Bergtour. Sie hatten keine Ahnung, ob sie Forest fassen könnten und was sie mit ihm anfangen sollten, wenn er ihnen in die Hände geriet; auch wußten sie, sie hatten es vielleicht mit einem Tobsüchtigen zu tun. Drum spähten beide vorsichtig aus wie Soldaten, Seeleute oder Bergsteiger.

Sie hatten einen alten, flachen Kreidebruch überquert und klonnen die wenigen Meter zur gegenüberliegenden Seite hinan, da schrak Adrian zurück und zog Hilary nieder.

„Da ist er!“ wisperte er, „etwa sechzig Meter vor uns.“

„Hat er dich gesehn?“

„Nein. Er sieht ganz verstört drein, gestikuliert, hat den Hut verloren. Was sollen wir mit ihm anfangen?“

„Heb den Kopf und schau durch den Busch.“

In kniender Stellung hielt Adrian Ausschau. Nun fuhr Forest nicht mehr mit den Händen durch die Luft, sondern stand mit gekreuzten Armen und geneigtem Kopf da. Er stand mit dem Rücken zu Adrian; er schien in sich gekehrt, seine ruhige, kraftvolle Haltung verriet nicht, was in ihm vorgehn mochte. Plötzlich ließ er die Arme sinken, schüttelte heftig den Kopf und lief in raschem Tempo weiter. Adrian wartete, bis er im Gebüsch des Abhangs verschwunden war, und winkte dem Bruder, ihm zu folgen.

„Zuviel Vorsprung dürfen wir ihm nicht lassen,“ murmelte Hilary, „sonst wissen wir nicht, ob er in den Wald rennt.“

„Er wird im Freien bleiben, der arme Teufel braucht Luft. Aufgepaßt!“ Wieder zog er Hilary ins Gras. Der Boden fiel hier jäh ab und bildete eine Mulde. Unterhalb der Böschung war auf halbem Weg Forest deutlich zu sehn. Er ging langsam, ahnte offenbar nichts von seinen Verfolgern. Jeden Augenblick fuhr er sich mit den Händen an den unbedeckten Kopf, als wolle er etwas wegreißen.

„Herrgott!“ murmelte Adrian, „ein entsetzlicher Anblick!“

Hilary nickte.

Wartend lagen sie da. Vor sich sahn sie einen Ausschnitt des bewaldeten Hügellands in den bunten Farben eines sonnigen Herbsttags. Noch immer duftete das Gras vom Morgentau. Der Himmel war von jenem blassen, unirdischen Blau, das über den Kreidefeldern allmählich in Weiß überging. Ein windstiller Tag, fast kein Hauch, kein Laut. Die Brüder warteten, ohne zu sprechen.

Forest hatte die Talsohle erreicht. Gesenkten Hauptes schritt er durch ein Stoppelfeld auf ein Dickicht zu. Knapp vor ihm flatterte ein Fasan auf. Sie sahn Forest empor-schrecken, wie aus einem Traum erwachen und den Flug des Fasans mit den Blicken verfolgen.

„Er kennt wohl jeden Fuß breit Bodens in dieser Gegend,“ sagte Adrian, „er war ein passionierter Jäger.“ Da fuhr Forest mit den Händen hoch, als ziele er mit dem Gewehr. Diese Bewegung schien seltsam sicher.

„Jetzt lauf!“ rief Hilary, als Forest im Gehölz verschwand. Sie rannten den Hügel hinab und eilten über holprigen Boden weiter.

„Bedenk doch,“ stieß Adrian atemlos hervor, „vielleicht ist er im Dickicht stehn geblieben.“

„Müssen wir riskieren. Vorsicht, bis wir die Anhöhe sehn.“

Etwa hundert Meter jenseits des Gehölzes stieg Forest langsam bergan.

„Na schön,“ murmelte Hilary. „Jetzt müssen wir warten, bis sich der Boden wieder senkt und er uns außer Sicht kommt. Junge, eine seltsame Jagd für dich und mich. Und zuguterletzt, wie Fleur sagt: ‚Was dann?‘“

„Wir müssen erfahren, was er treibt,“ gab Adrian zurück.

„Eben kommt er außer Sicht. Lassen wir ihm fünf Minuten Vorsprung. Ich seh auf die Uhr.“

Endlos schienen diese fünf Minuten. Vom Waldrand her schrie ein Häher, ein Kaninchen kroch hervor und duckte sich vor ihnen. Ab und zu schauerte ein Windhauch durchs Gehölz.

„Los!“ rief Hilary. Sie erhoben sich und stiegen rasch über grasbewachsenen Boden bergan. „Wenn er aber jetzt auf diesem Weg zurückkommt —“

„Je eher wir ihm gegenübertreten, um so besser,“ meinte Adrian, „aber wenn er uns sieht, beginnt er zu laufen und wir verlieren seine Spur.“

„Geh langsam, Junge. Da wird der Boden schon wieder eben.“

Vorsichtig erreichten sie die Anhöhe, dann ging es wieder leicht bergab. Über Kreidefelsen lief ein kleiner Fußsteig oberhalb eines Buchenwalds zur Linken. Keine Spur von Forest.

„Entweder ist er in den Wald hineingelaufen oder durch das benachbarte Dickicht wieder auf den Hügelkamm hinaus. Komm schnell, wir wollen uns überzeugen.“

Sie eilten auf einem Pfad zwischen steilen Abhängen hin und traten ins Gehölz, da vernahmen sie aus ganz geringer Entfernung eine Stimme. Sie hielten inne, zogen sich weiter hinter den Abhang zurück und lagen atemlos auf der Lauer. Irgendwo im Dickicht murmelte Forest zu sich selbst. Sie verstanden die Worte nicht, aber der Klang seiner Stimme machte beide ganz traurig.

„Armer Kerl!“ flüsterte Hilary. „Sollen wir nicht zu ihm hingehn und ihn trösten?“

„Horch!“

Ein Knacken von Zweigen unter Fußtritten, ein halblauter Fluch und dann erschreckend plötzlich ein Halali, so gellend, daß es die beiden eiskalt überlief.

„Grauenhaft!“ sagte Adrian. „Doch wir sind dem Wild auf der Fährte.“

Vorsichtig drangen sie ins Dickicht; Forest lief auf einen Hügel zu, der sich am Ende des Waldes erhob.

„Er hat uns doch nicht gesehn?“

„Nein, sonst hätte er sich umgedreht. Warten wir, bis er wieder außer Sicht kommt.“

„Die Sache geht mir arg gegen den Strich,“ erklärte Hilary, „aber du hast recht, wir müssen sie durchführen. Ein gräßlicher Schrei! Doch wir müssen genau wissen, was wir tun wollen, lieber Junge.“

„Vielleicht könnten wir ihn dazu bringen,“ sagte Adrian, „nach Chelsea heimzukehren, wir würden Angela und die Kinder von ihm fernhalten, die Mädchen entlassen und Wärter für ihn aufnehmen. Ich würde so lang bei ihm bleiben, bis alles geregelt wäre. Nur wenn er im eignen Haus lebt, kann sich vielleicht sein Zustand bessern.“

„Freiwillig geht er uns wohl nicht mit.“

„Dann weiß Gott allein, was wir anfangen sollen. Nie und nimmer biet ich die Hand dazu, daß man ihn einsperrt.“

„Und wenn er sich umzubringen versucht?“

„Das mußt du entscheiden, Hilary.“

Hilary schwieg.

„Spiel nicht auf mein Priesterkleid an,“ sagte er unvermittelt, „ein Pfarrer im Elendsviertel ist hartgesotten.“

Adrian packte seine Hand. „Jetzt ist er nicht mehr zu sehn.“

„Also vorwärts!“

Sie schritten weiter aus, durchquerten die Talsohle und kletterten den Hügel hinan. Hier änderte sich die Vegetation, auf der Anhöhe wuchsen vereinzelte Hagedornbüsche, Eiben und Brombeergestrüpp, hie und da eine junge Buche. Das bot ihnen gute Deckung, sie konnten sich freier bewegen.

„Nun kommen wir zum Kreuzweg oberhalb von Bignor,“ murmelte Hilary. „Von dort führt ein Fußsteig talab, den schlägt er vielleicht ein. Da könnten wir ihn leicht aus den Augen verlieren.“

Sie liefen ein Stück vorwärts, hielten aber plötzlich hinter einem Eibenbaum inne.

„Er geht nicht bergab,“ rief Hilary. „Sieh doch!“

Auf der grasbewachsenen Halde jenseits des Kreuzwegs, an dem ein Wegweiser stand, lief Forest der Nordseite des Hügels zu.

„Wenn ich nicht irre, führt dort ein anderer Fußsteig talab.“

„Glückssache, ob wir ihn erwischen. Stehnbleiben können wir jetzt nicht.“

Forest lief nun nicht mehr; langsam, geneigten Hauptes stieg er hinan. Hinter der Eibe versteckt sahn sie ihm zu, bis er jenseits des Hügelkamms verschwand.

„Los!“ rief Hilary.

Fast einen Kilometer hatten sie zu laufen und beide waren über fünfzig.

„Nicht so schnell, lieber Adrian,“ keuchte Hilary, „wir dürfen unsre Blasebalse nicht sprengen.“

Gemächlicher schritten sie aus, erreichten den Hügelkamm, über den Forest verschwunden war, und sahn einen grasbewachsenen Weg talab führen.

„Jetzt können wir uns ein wenig Zeit lassen,“ sagte Hilary noch immer atemlos.

Auch hier war der Hügelhang mit Gestrüpp und jungen Bäumen bewachsen; unter dieser Deckung schlenderten sie hin, bis sie zu einem flachen Steinbruch kamen.

„Legen wir uns für eine Minute her, wir müssen doch verschlafen. Weit weg ist er nicht, sonst hätten wir ihn fortlaufen sehn. Horch!“

Von unten drang Gesang empor. Adrian steckte den Kopf über den Rand der Mulde und spähte hinab. Ein kleines Stück unterhalb des Wegs lag Forest auf dem Rücken und

sang. Deutlich drangen die Worte seines monotonen Liedes herauf:

„Du darfst in Freiheit gehn, muß ich in Fesseln stehn?
Muß lieben Nacht und Tag eine, die mich nicht mag?
Bin ich solch armer Wicht, daß Lieb das Herz mir bricht?“

Er verstummte und lag völlig still. Dann verzerrte sich zu Adrians Entsetzen sein Gesicht, er schüttelte die Fäuste und schrie wild empor: „Ich will nicht, will nicht wahnsinnig werden!“ und fiel vornüber aufs Antlitz.

Adrian wich zurück.

„Grauenhaft! Ich muß hinunter, muß mit ihm reden.“

„Gehn wir doch beide — auf dem Fußsteig — langsam — erschreck ihn nicht!“

Sie schlugen den Pfad ein, der rings um den Kreidebruch führte. Forest lag nicht mehr dort.

„Vorwärts, Alter, leise!“ mahnte Hilary.

In seltsamer Ruhe wanderten sie weiter, als hätten sie die Jagd schon aufgegeben.

„Wer kann noch an Gott glauben?“ fragte Adrian.

Hilarys hageres Gesicht verzog sich zu einem schiefen Lächeln.

„An Gott glaub ich wohl,“ gab er zurück, „doch nicht an den gütigen Vater, wie wir ihn uns vorstellen. Hier am Abhang, weiß ich noch, werden Kaninchenfallen gestellt, Hunderte dieser armen Geschöpfe fangen sich drin und leiden Höllenqualen. Wir ließen sie immer frei und versetzten ihnen als Denkmäler ein Kopfstück. Wenn man wüßte, wie es um meinen Glauben steht, man jagte mich aus meinem Amt davon. Damit wäre nichts gewonnen. Ich hab in meinem Beruf eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Sieh doch, ein Fuchs!“

Sie blieben einen Augenblick stehn und sahn zu, wie

316

ein rotbrauner Tierleib geduckt über den Fußpfad glitt.

„Ein prächtiges Biest, so ein Fuchs!“ bemerkte Hilary. „Auf diesen bewaldeten Hügeln treibt sich noch viel Getier herum. Von diesen steilen Hangen läßt es sich nicht so leicht verscheuchen. Wildtauben, Hafer, Spechte, Kaninchen, Fuchse, Hasen, Fasane — kurz jedes erdenkliche Geschöpf aus des Herrgotts Tiergarten.“

Der Pfad begann sich zu senken, Hilary wies nach vorn.

Dort vorn, jenseits der Schlucht, sahn sie Forest langsam einen Drahtzaun entlang gehn.

Sie sahn ihm zu, bis er verschwand und seitlich wieder auftauchte, offenbar war er um den Drahtzaun herumgegangen.

„Was nun?“

„Von dort aus kann er uns sehn. Wenn wir mit ihm sprechen wollen, müssen wir näher an ihn herankommen, sonst nimmt er Reißaus.“

Sie durchquerten die Schlucht und gingen, von einigen Weißdornbuschen gedeckt, um den Zaun. Auf dem hügeligen Gelände war Forest wieder verschwunden.

„Man hat das für die Schafe eingeeht“, erklärte Hilary. „Siehst du sie dort, auf dem Hügel verstreut? Sudenglische Rasse.“

Sie kamen wieder auf eine Anhöhe. Keine Spur von ihm.

Dann schritten sie eine Umzäunung entlang, bestiegen den nächsten Kamm und hielten Ausschau. Zur Linken dehnte sich der Hügel und fiel steil in eine Schlucht ab. Vor ihnen erstreckte sich eine grasbewachsne Halde bis zu einem kleinen Wald. Zur Rechten lief noch immer der Drahtzaun über Weideland. Plötzlich packte Adrian den Bruder am Arm. Keine sechzig Meter von ihnen, auf der andern Seite des Zauns, lag Forest, das Gesicht im Gras, Schafe weide-

ten nah bei ihm. Die Brüder krochen unter die Deckung eines Busches. Hier konnten sie ihn ungesehen beobachten und starrten ihn schweigend an. Ganz still lag er da, so daß die Schafe ihn gar nicht zu bemerken schienen. Sie hatten Stumpfnasen, runde Körper, kurze Beine, waren von grau-weißer Farbe, gutmütig und zutraulich — echt südenglischer Schlag. Friedlich grasteten sie weiter.

„Was meinst du, schläft er?“

Adrian schüttelte den Kopf. „Er liegt nur ganz still.“

Forests Haltung wirkte ergreifend, gemahnte an einen kleinen Knaben, der den Kopf im Schoß der Mutter birgt. Die Berührung des Grases am Körper, dem Gesicht und den ausgestreckten Händen gewährte ihm offenbar Trost; es schien, als suche er den Weg in den friedlichen, sichern Schoß der Mutter Erde zurück. Während er so lag, durfte man ihn keinesfalls stören.

Vom Westen her schien die Sonne auf ihren Rücken, Adrian wandte den Kopf, daß sie ihm die Wange wärme. Diese warmen Strahlen, der Duft des Grases, der Lerchen-sang und die Bläue des Himmels hatten seine tiefe Liebe zur Natur wieder wachgerufen. Er merkte, daß auch Hilary den Kopf der Sonne zugekehrt hatte. Es war so still hier, alles Leben der Natur schien verstummt, nur ab und zu hörte man eine Lerche trillern und die weidenden Schafe Gras rupfen. Keine Menschenstimme, kein Tierlaut, kein Auto-lärm drang aus der Ferne herauf.

„Drei Uhr! Mach doch ein Schläfchen, Alter!“ flüsterte Adrian Hilary zu. „Ich werde wachen.“

Jetzt schien Forest zu schlafen. Hier mußte sein krankes Hirn zur Ruhe kommen. Wenn es irgendwo für ihn Heilung gab, Luft, Formen, Farben, die ihm Linderung brachten, waren sie hier auf diesem kühlen, grünen Hügel zu finden,

der nun schon tausend Jahre und mehr unbewohnt lag, unberührt vom rastlosen Treiben des Menschen. In alten Zeiten hatten hier Menschen gehaust. Seither aber war nur noch der Wind über diese Hügel gestrichen, der Wind und die Schatten der Wolken. Und heute regte sich kein Windhauch, keine Wolke warf ihren weichen huschenden Schatten aufs Gras.

Adrian ergriff tiefes Mitleid mit dem armen Teufel, der hier so unbeweglich lag, als könne er sich nie mehr erheben; darüber vergaß er sich selbst, sogar Angela. Wie Forest so dalag, rief er in Adrian ein Gefühl wach, das mit seinen persönlichen Beziehungen zu ihm gar nichts zu schaffen hatte, ein tiefes Mitgefühl, wie man es für einen Sippen-genossen empfindet, den unverdient ein schwerer Schicksals-schlag getroffen hat. Ach ja, der Arme schlief, suchte Zu-flucht bei der Erde. Was blieb ihm auch sonst, als in der Erde eine ewige Ruhestatt zu suchen? Zwei Stunden lag Adrian wartend da und starrte auf den friedlich hingestreckten Schläfer inmitten der weidenden Schafe, nicht in fruchtloser Empörung und Bitterkeit, sondern in seltsam bekümmertem Staunen. Die altgriechischen Dramatiker hatten recht wohl erkannt, welch klägliches Spielzeug der Mensch in den Händen der Götter war. Später aber ging durch das christliche Dogma von der Barmherzigkeit des Herrn diese Einsicht wieder verloren. Barmherzigkeit? Keine Spur davon! Hilary hatte recht! Was ließ sich tun, nun, da es so um Forest stand? Was tun, selbst wenn ihm ein Schimmer von Vernunft blieb? War es mit einem Mann einmal dahin gekommen, daß er nicht länger arbeiten konnte, daß er für seine Mitmenschen nur mehr ein armer Teufel war, ein angsterregender Wahnsinniger, dann hatte zweifellos die Stunde geschlagen, da er eine ewige Ruhestatt finden sollte

in der stillen Erde. Auch Hilary schien dieser Meinung; dennoch wußte Adrian nicht recht, was sein Bruder im Augenblick der Entscheidung tun würde. Sein Beruf war es ja, für Lebende zu wirken. Ein Toter kam für Hilary nicht mehr in Betracht, dann war jede Gelegenheit dahin, ihm zu helfen. Und Adrian wußte dem Schicksal Dank dafür, daß sein Beruf ihm nur mit Toten zu tun gab, mit dem Bestimmen und Einordnen von Gebeinen — dem einzigen Teil des menschlichen Körpers, der von Schmerzen verschont blieb, der Jahrhunderte überdauerte, um von einer interessanten Spezies Zeugnis zu geben. So hielt Adrian Wacht; ab und zu zerrieb er einen Grashalm zwischen den Händen und sog den würzigen Duft ein.

Im Westen glitt die Sonne fast bis zum Horizont hinab; die Schafe hatten aufgehört zu grasen, langsam wanderten sie über den Hügel, sie warteten wohl auf den Hirten. Kaninchen huschten aus ihren Löchern hervor und knabberten an den Grashalmen. Ein kühler Schauer ging durch die Luft, die Lerchen waren eine um die andre vom Himmel verschwunden. Die Bäume im Tal standen schwarz und starr. Der Himmel wurde immer blasser und harnte auf die Abendröte. Das Gras hatte seinen Duft verloren; noch fiel kein Tau.

Adrian fröstelte. Sehr bald mußte die Sonne hinter die Hügel sinken, dann wurde es kalt. Wenn Forest erwachte, stand es dann wohl besser um ihn oder schlimmer? Sie mußten es drauf ankommen lassen. Adrian berührte Hilary, der mit hochgezogenen Knien noch immer schlafend lag. Augenblicklich erwachte er.

„Was gibt's, Adrian?“

„Psst! Er schläft noch. Was fangen wir an, wenn er aufwacht? Sollen wir zu ihm gehn und drauf warten?“

Da packte Hilary den Bruder am Armel. Forest stand aufrecht da. Hinter dem Gebüsch hervor sahn sie ihn um sich blicken wie ein Tier, das Gefahr wittert, noch einmal umherspähnt und dann die Flucht ergreift. Er konnte die beiden bestimmt nicht sehn, hatte sie aber offenbar gehört oder die Gegenwart eines Menschen gefühlt. Er trat zum Zaun, kroch hindurch und stand hoch aufgerichtet da, der roten Sonne zugekehrt, die jetzt wie ein feuriger Ball über dem fernen, bewaldeten Hügel hing. Barhäuptig, das Gesicht von ihrer Glut umflossen, stand er reglos wie ein Toter, bis die Sonne schwand.

„Jetzt!“ flüsterte Hilary und erhob sich. Adrian sah, wie Forest plötzlich lebendig ward, in wildem Trotz den Arm hob und Hals über Kopf davonlief.

„Er ist ganz außer sich!“ rief Hilary entsetzt. „Grad über der Landstraße ist ein Kreidebruch. Rasch! Los!“

Sie liefen, konnten aber mit ihren steifen Knien Forest nicht einholen, der mit jedem Schritt mehr Vorsprung gewann. Wie ein Rasender sprang er davon und schwang schreiend die Arme.

„Halt!“ stieß Hilary keuchend hervor. „Er läuft gar nicht auf den Kreidebruch zu. Der liegt weiter rechts. Er will dort in den Wald hinunter. Bleib, dann glaubt er, wir haben die Verfolgung aufgegeben.“

Sie sahn ihn den Hang hinab- und in den Wald hineinrennen, da verloren sie ihn aus den Augen.

„Komml!“ rief Hilary.

Geschwind klossen sie den Hang hinunter und betraten den Wald ungefähr dort, wo Forest verschwunden war. Es war ein Buchenhain, nur am Rand wucherte etwas Unterholz. Sie hielten inne und lauschten — kein Laut! Schon sank die Dämmerung, doch der Wald war nicht groß, bald mußten

sie ans Ende kommen. Im Tal sahn sie ein paar Hütten und Gehöfte.

„Gehn wir zur Straße hinab.“

Sie eilten weiter. Plötzlich kamen sie an den Rand eines hohen Kreidebruchs. Entsetzt blieben sie stehn.

„Von dem hab ich nichts gewußt!“ stammelte Hilary. „Geh du hier und ich am Rand da“

Adrian stieg hinan, bis er die Hohe erreichte. Unten am Fuß eines schroffen Abhangs von zwanzig Meter Höhe sah er etwas Dunkles liegen. Was immer es sein mochte, es regte sich nicht; kein Laut drang empor. War dies das Ende, ein Sturz in die dammernde Tiefe? Er spürte ein Würgen in der Kehle und einen Augenblick konnte er sich weder ruhen noch rufen. Dann lief er eilends den Rand entlang zu Hilary.

„Nun?“

Adrian wies zurück in den Kreidebruch. Sie gingen den Rand weiter entlang durch das Unterholz bis zu einer Stelle, wo sie hinunterklettern konnten, und rannten über den grasbewachsenen Boden des alten Kreidebruchs zu dem Winkel, der unter der schroffsten Klippe lag

Es war Forest. Adrian kniete nieder und hob ihm den Kopf hoch. Forest hatte das Genick gebrochen — tot.

War er nun absichtlich hinabgesprungen oder in seinem rasenden Lauf abgestürzt, sie wußten es nicht. Keiner von beiden sprach ein Wort, Hilary legte dem Bruder die Hand auf die Schulter

„Dort druben an der Straße liegt ein Schuppen,“ sagte er endlich, „aber es ist besser, wir lassen Forest liegen. Bleib du bei ihm, ich geh inzwischen ins Dorf telefonieren. Das Ganze ist jetzt wohl eine Angelegenheit der Polizei.“

Adrian nickte; er lag noch immer auf den Knien neben dem Toten.

„In der Nähe ist ein Postamt, ich bleib nicht lange aus.“ Hilary eilte fort.

Adrian saß allein mit gekreuzten Beinen im stillen, dunkelnden Kreidebruch, das Haupt des Toten ruhte an seinem Knie. Er hatte ihm die Augen geschlossen und das Gesicht mit einem Taschentuch bedeckt. Im Wald oben zwitscherten die Vogel ihr Abendlied. Der Tau begann zu fallen, im blaulichen Dämmer stiegen herbstliche Nebelschwaden auf. Alle Umrisse schienen weich und verschwommen, nur die Wände des steilen Kreidebruchs schimmerten noch immer weiß. Kaum vierzig Meter weit von der Landstraße, auf der Wagen und Autos fuhren, lag diese Stelle, an der Forest geendet, und doch schien sie Adrian so trostlos verlassen, fern von der Welt, gespenstisch. „Eigentlich mußte ich dem Schicksal für diese Lösung dankbar sein,“ dachte er, „es gibt ja keine bessere für ihn, für Angela, für mich!“ Und dennoch empfand er nur tiefes Mitleid für einen Mitmenschen, der solche Qual gelitten, der in der Blüte seiner Jahre so jäh den Tod gefunden. Tiefes Mitleid ergriff ihn, Mitleid und das mystische Gefühl, er sei eins mit der geheimnisvollen Natur, die den Toten und seine Ruhestatt umgab.

Eine Stimme weckte ihn aus diesem sonderbaren Hindämmern auf. Vor ihm stand ein bartiger alter Landmann, ein Glas in der Hand.

„Da hat's ein Unglück gegeben, hör ich,“ sagte er, „ein Geistlicher hat mich mit dem Kognak hergeschickt, Herr.“ Er reichte Adrian das Glas. „Is er hier runtergefallen?“

„Ja, hier ist er abgestürzt.“

„Ich hab's ja immer gesagt, da hätt ein Geländer her-

gehört. Der Geistliche läßt Ihnen sagen, der Doktor und die Gendarmen werden gleich kommen.“

„Danke!“ erwiderte Adrian und gab das leere Glas zurück.

„Dort druben an der Straße liegt ein hübsch großer, gedeckter Schuppen, könnten wir ihn nicht dorthin tragen?“

„Eh die Polizei kommt, dürfen wir ihn nicht anrühren.“

„Ah, richtig!“ rief der Alte, „hab davon gelesen. Es gibt da so ein Gesetz, wenn sich's um einen Mord oder Selbstmord handelt.“ Er starrte auf den Toten. „Er sieht ruhig aus, nicht? Wissen Sie, wer es war, Herr?“

„Ja. Ein gewisser Hauptmann Forest. Er stammt aus dieser Gegend.“

„Was? Einer von den Forests aus Burton Rise? Bei denen hab ich als junger Bursch gedient, bin in ihrer Pfarre geboren!“ Er sah genauer hin. „Das ist doch nicht am End gar Mr. Ronald?“

Adrian nickte.

„O du meine Gute! Jetzt is keiner von ihnen mehr am Leben. Sein Großvater is als Wahnsinniger gestorben, jetzt er. Nein, so was! Mr. Ronald! Hab ihn als kleinen Buben gekannt.“ Er beugte sich nieder, um beim letzten Dammerlicht ins Antlitz des Toten zu schaun, dann wiegte er bekümmert den bärtigen Kopf. Da der Verunglückte kein Landfremder war, gewann, wie Adrian bemerkte, der Fall auf einmal für ihn ein ganz andres Interesse.

Plotzlich drang das Rattern eines Motorrads durch die Stille. Mit brennender Vorderlampe fuhr es den Weg in den Kreidebruch hinab, zwei Gestalten stiegen ab, ein junger Mann und ein Mädchen. Sie schlenderten auf die kleine Gruppe zu, die der Schein der Radlampe grell beleuchtete, und starrten auf den Toten.

„Hier hat's einen Unfall gegeben, haben wir gehört.“

„Wohl, wohl!“ bestätigte der alte Bauer.

„Können wir Ihnen vielleicht helfen?“

„Nein, danke,“ erwiderte Adrian, „Arzt und Polizei kommen schon, wir können nur warten.“

Er sah, wie der junge Mann den Mund zu einer weiteren Frage auf tat, doch ohne ein Wort ihn wieder schloß und den Arm um das Mädchen legte. Dann standen beide wie der alte Bauer schweigend da und starrten auf den Verunglückten, der an Adrians Knie lehnte. Noch immer rattete der Motor ihres Rads durch die Stille und im grellen Licht seines Scheinwerfers sah der alte Kreidebruch noch unheimlicher aus und die kleine Gruppe der Lebenden um den Toten glich gespenstischen Schatten.

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL

In Condaford traf das Telegramm grade vor dem Abendessen ein. Es lautete: „Der arme F. gestorben. In einen Kreidebruch gestürzt. Nach Chichester überführt. Adrian und ich bei ihm. Dort Totenschau-Gericht. Hilary.“

Dinny befand sich auf ihrem Zimmer, als man ihr das Telegramm brachte. Kummer und Erleichterung beklemmten ihre Brust und strebten danach, sich Luft zu machen; erschöpft ließ sie sich auf ihr Bett nieder. Nun hatte ihr Gebet Erhörung gefunden und doch klang ihr noch immer der letzte Laut in den Ohren, den sie aus seinem Mund vernommen, sah sie noch immer sein Antlitz vor sich, wie er im Türrahmen stand und Angelas Liedern lauschte.

„Amy, such mir Scaramouch!“ befahl sie dem Mädchen, das ihr das Telegramm gebracht hatte

Als der schottische Terrier mit den hellen Augen und der selbstbewußten Miene hereinkam, drückte sie ihn so eng an sich, daß er sich ganz unbehaglich fühlte. Während sie so diesen warmen, zottigen Tierleib im Arm hielt, löste sich ihre Beklemmung; zwar atmete sie aus ganzem Herzen auf, doch Mitleid trieb ihr Tränen in die Augen. Ein sonderbares Benehmen, der Hund wurde daraus nicht klug. Er leckte ihr die Nase und zappelte so lang, bis sie ihn zu Boden setzte. Rasch kleidete sie sich an und begab sich in das Zimmer ihrer Mutter.

Schon zum Dinner gekleidet, schritt Lady Cherrell

zwischen dem offenen Schrank und der offenen Kommode hin und her und erwog, was sie aus ihrer Habe für den Wohltätigkeitsbasar spenden solle, aus dessen Ertrag die Säuglingspflege der Gemeinde bis zum Jahresende bestritten werden mußte. Ohne ein Wort zu sprechen, gab ihr Dinny das Telegramm. Die Mutter las es und sagte ruhig:

„Dein Gebet hat Erhorung gefunden.“

„Bedeutet das Selbstmord?“

„Ich glaube.“

„Soll ich es Angela sofort mitteilen oder erst morgen, wenn sie ausgeschlafen hat?“

„Gleich. Wenn du willst, tu i c h es.“

„Nein, nein, Mutter, das ist m e i n e Pflicht. Sie wird wohl lieber auf ihrem Zimmer speisen. Morgen müssen wir vermutlich nach Chichester fahren.“

„Das alles ist furchtbar traurig für dich, arme Dinny.“

„Es wird mir gut tun.“ Sie nahm wieder das Telegramm und ging hinaus.

Angela befand sich bei den Kindern, die das Schlafengehen so lang wie möglich hinausschoben. Noch hatten sie ja nicht das Alter erreicht, in dem man froh ist, wenn man endlich zu Bett gehn kann. Dinny rief jene durch einen Wink in ihr eigenes Zimmer und hielt ihr wortlos das Telegramm hin. Obwohl sie Angela in den letzten Tagen so nah gestanden war, schlang sie nicht den Arm um sie und streichelte sie nicht, wie sie eine Gleichaltrige getröstet hätte. Angela war ja sechzehn Jahre älter als sie und Dinny wußte nie recht, wie die Freundin etwas aufnehmen wurde. Angela empfing die Botschaft in steinerner Ruhe, als sei sie gar nicht überrascht. Ihr schönes Gesicht mit den feingeschnitten, müden Zügen, die an den Kopf einer abgegriffnen Münze

gemahnten, blieb unbewegt, ihre Augen blickten klar und tränenlos auf Dinny.

„Ich mag nicht zu Tisch kommen. Morgen müssen wir also nach Chichester?“ Kein Wort weiter.

Dinny wollte impulsiv erwidern, doch sie bezwang sich, nickte nur stumm und ging. Als sie nach dem Abendessen mit der Mutter allein blieb, erklärte sie:

„Ich wollte, ich hätte Angelas Selbstbeherrschung.“

„Ihre Selbstbeherrschung ist wohl die Frucht langen Leidens.“

„Oder ihrer aristokratischen Herkunft.“

„Die ist doch wohl kein Fehler, Dinny.“

„Was hat denn die Verhandlung vor dem Totenschau-Gericht zu bedeuten?“

„Ich fürchte, Angela wird dabei ihre ganze Selbstbeherrschung nötig haben.“

„Mutter, werd ich aussagen müssen?“

„Du warst ja, soviel ich weiß, die letzte Person, mit der er gesprochen hat, nicht wahr?“

„Ja. Muß ich erzählen, wie er vorige Nacht an unsere Tür kam?“

„Wenn du gefragt wirst, mußt du eigentlich alles berichten, was du weißt.“

Das Blut schoß Dinny in die Wangen.

„Ich mag aber nicht. Nicht einmal Angela hab ich es erzählt. Ich seh nicht ein, was das fremde Leute angeht.“

„Ich seh es auch nicht ein, aber in derlei Dingen dürfen wir nicht nach unserm eignen Kopf vorgehn.“

„Ich tu's aber doch. Ich mag nicht die gemeine Sensationsgier des Publikums füttern und Angela Kummer bereiten.“

„Wenn ihn aber eines der Mädchen gehört hat?“

„Kann sie auch nicht beweisen, daß ich ihn hörte, Mutter.“

Lady Cherrell lächelte.

„Dinny, ich wollte, dein Vater wäre hier und könnte uns raten.“

„Mutter, du darfst das dem Vater nicht wiedererzählen. Die Gewissenhaftigkeit der Männer soll uns da nicht dreinfuschen. Schlimm genug, daß wir Frauen uns so viel Skrupel machen; aber wir setzen uns doch eher darüber hinweg“

„Wie du willst, Dinny.“

„Ich mach mir gar kein Gewissen draus, den Leuten etwas zu verheimlichen, wenn ich es tun kann, ohne dabei Gefahr zu laufen,“ erklärte Dinny — ihr stand der Besuch des Polizeigerichts noch frisch in Erinnerung. „Welchen Zweck hat diese Gerichtsverhandlung überhaupt? Sie macht ihn nicht wieder lebendig. Krankhafte Schnüffelsucht, weiter nichts“

„Dinny, ich darf dich in solchen Ansichten nicht bestärken.“

„Freilich darfst du, Mutter. Im Herzen stimmst du mir ja doch zu“

Lady Cherrell schwieg. Im stillen gab sie Dinny recht . . .

Der General und Alan Tasburgh kamen am nächsten Morgen mit dem ersten Zug aus der Stadt; eine halbe Stunde später fuhren alle im offenen Auto nach Chichester. Alan saß am Lenkrad, neben ihm der General, im Fond hatten sich Lady Cherrell, Dinny und Angela zusammengedrängt. Es war eine lange, trübselige Fahrt. Dinny saß zurückgelehnt und sann, nur ihre Nasenspitze guckte aus dem Pelz hervor. Ihr wurde allmählich klar, daß sie die Hauptzeugin bei der bevorstehenden Verhandlung des landesüblichen Totenschau-Gerichts sein würde. Ihr hatte Forest sein Herz ausge-

schüttet; sie hatte die Kinder fortgeführt; sie war nachts ins Erdgeschoß telefonieren gegangen; sie hatte gehört, was sie nicht zu verraten beschlossen; und schließlich, das weitaus Wichtigste: sie hatte Adrian und Hilary herbeigerufen. Sie, die Nichte beider, mußte nach Forests Verschwinden Angela bewogen haben, sich an Adrian um Hilfe zu wenden, nur dadurch konnte seine vertraute Freundschaft mit Angela geheim bleiben. Wie jedermann las auch Dinny mit Vergnügen in den Blättern die ausführlich geschilderten Nöte und Skandalgeschichten anderer Leute; wie jedermann geriet sie in höchste Entrüstung, wenn die Zeitungen einen Vorfall, der ihre eigene Familie oder ihre Freunde betraf, breitzutreten drohten. Wenn sich klipp und klar herausstellte, daß ihr Onkel ein alter intimer Freund Angelas gewesen, dann würde man an die beiden alle möglichen indiskreten Fragen richten, dann schöpfte das Publikum in seiner Gier nach erotischen Sensationen gewiß allen möglichen Verdacht. Ihre Vorstellungskraft, einmal auf dieser Bahn, begann fieberhaft zu arbeiten. Wurde diese langjährige nahe Verbindung bekannt, wer weiß, am Ende kam den Leuten sogar der Verdacht, ihr Onkel habe Forest über den Rand des Kreidebruches hinabgestoßen. Allerdings war Hilary zugegen gewesen, doch die Einzelheiten des Unfalls waren ja noch unbekannt. In ihrer Phantasie jagte ein Schreckbild das andre. Eine kriminelle Erklärung fand gewiß weit eher Glauben als die langweilige, schlichte Wahrheit! Und in ihr reifte der fast sündhafte Plan, das Publikum bei der Verhandlung um den erhofften Nervenkitzel zu prellen.

In der Halle des Hotels von Chichester trat ihnen Adrian entgegen. Sobald sich Gelegenheit bot, fragte ihn Dinny: „Onkel Adrian, wann könnte ich dich und Onkel Hilary vertraulich sprechen?“

„Hilary mußte nach London, liebes Kind, aber spätestens heut abend ist er wieder hier, dann können wir uns besprechen. Morgen findet die Vernehmung durch die Totenschau-Kommission statt.“

Damit mußte Dinny sich vorläufig zufriedengeben.

Sie wollte nicht, daß Adrian Angela in die Totenkammer begleite; drum bat sie, als er seinen Bericht über Forests Tod beendet hatte: „Onkel, sag uns doch, bitte, wo wir ihn finden, ich will mit Angela hingehn.“

Adrian nickte. Er hatte sie verstanden.

Angela betrat die Leichenkammer allein, Dinny wartete auf dem Gang; hier roch es nach Lysol, vom Fenster sah man eine Hintergasse. Eine matte Oktoberfliege kroch über die Scheibe. Dinny fühlte sich recht elend, wie sie so hinausstarrte in die graue, kalte Gasse unter einem grauen, kalten Himmel. Wie trüb und unheilschwer schien ihr heute das Leben! Diese Gerichtsverhandlung und der Schicksalsschlag, der Hubert bedrohte — kein Lichtstrahl, keine Freude irgendwo! Nicht einmal der Gedanke an Alans ruhende Ergebenheit brachte ihr Trost.

Sie wandte sich um und gewahrte Angela an ihrer Seite. Da vergaß sie plötzlich ihr eigenes Leid, schlang den Arm um die Freundin und küßte ihre kalte Wange. Schweigend schritten sie ins Hotel zurück. Angela sagte nur: „Er sah wunderbar ruhig aus.“

Bald nach dem Abendessen ging Dinny auf ihr Zimmer. Sie nahm ein Buch zur Hand und wartete auf ihre beiden Onkel. Es wurde zehn, ehe Hilarys Auto vorfuhr, einige Minuten später traten die Brüder ein. Dinny fand, sie sahn grau und verfallen aus, schienen aber ruhig und gefaßt. Beide waren Männer, die ihre Kraft aufs äußerste anspannten. Sie küßten Dinny wärmer als sie erwartet, und nahmen

zu beiden Seiten ihres Bettes Platz. Dinny blieb zwischen ihnen am Fußende des Bettes stehn und wandte sich an Hilary.

„Es handelt sich um Onkel Adrian. Ich hab mir die Geschichte durch den Kopf gehn lassen. Wenn wir nicht auf der Hut sind, wird dieses Verhör für uns entsetzlich.“

„Stimmt, Dinny. Ich bin mit ein paar Journalisten hiehergefahren, die keine Ahnung hatten, daß ich in den Fall verwickelt bin. Sie haben schon die Nervenheilanstalt ausfindig gemacht und sind Feuer und Flamme. Hut ab vor den Journalisten! Sie sind in ihrem Beruf ungemein gründlich.“

Dinny wandte sich an Adrian:

„Onkel, du hast doch nichts dagegen, daß ich offen mit dir spreche?“

Adrian lächelte. „Ganz und gar nicht. Bist eine treue Seele, Dinny! Leg los!“

„Vor allem scheint es mir nötig,“ hob Dinny an und flocht auf der Bettkante die Finger ineinander, „Onkel Adrians Freundschaft mit Angela aus dem Spiel zu lassen. Daß Angela und ich gerade *euch* zu Hilfe rufen, müßt ihr *mir* in die Schuhe schieben. Ich war ja, so viel man weiß, die letzte Person, mit der er sprach — damals, als er den Telephondraht entzweischchnitt, drum kann ich es bei der Zeugenaussage so darstellen, daß Angela nur auf *mein* Betreiben zu euch ging; ich wußte, ich hatte zwei gescheite Onkel, die sich famos auf das Lösen von Kreuzworträtseln verstehn. Warum waren wir sonst zu Onkel Adrian gegangen? Weil er ein so *guter* Freund Angelas war. Und was das in den Augen der Leute bedeutet, brauch ich euch wohl nicht zu sagen, besonders, wenn sie hören, daß Hauptmann Forest vier Jahre lang nicht zu Hause war.“

Schweigen. Dann meinte Hilary:

„Adrian, sie hat einen klugen Kopf. Eine vierjährige Freundschaft mit einer schönen Frau in Abwesenheit des Gatten erscheint dem Publikum zweideutig, dem Gericht eindeutig.“

Adrian nickte. „Ich weiß nur nicht, wie wir die Tatsache verheimlichen sollen, daß ich mit beiden so lang bekannt war.“

„Alles kommt auf den ersten Eindruck an,“ fuhr Dinny eifrig fort, „wir müssen es nur klug anpacken. Ich kann ja erklären, Angela habe vorgehabt, zu ihrem Arzt und zu Michael zu gehn, ich aber sei dafür gewesen, Onkel Adrian aufzusuchen, weil ich wußte, er habe von seinem Beruf her große Übung im Aufspuren verborgener Dinge und werde Onkel Hilary zu Rate ziehn, diesen ausgezeichneten Menschenkenner. Wenn wir die Sache von allem Anfang an geschickt anpacken, wird Onkel Adrians Bekanntschaft mit Angela uns wohl kaum kompromittieren. Meiner Meinung nach ist es höchst wichtig, daß womöglich ich als Erste vernommen werde.“

„Da burdest du dir aber viel auf, meine Liebe“

„Durchaus nicht. Falls ich aber erst n a c h dir und Onkel Hilary drankomme, dann sagt nur, daß ich zu euch kam und euch drum bat. Ich will Stein und Bein drauf schwören!“

„Nach dem Arzt und der Polizei wird Angela als erste Zeugin vernommen.“

„Allerdings. Doch ich kann mich ja mit ihr besprechen, dann sagen wir alle übereinstimmend aus.“

Hilary lächelte. „Warum denn nicht? Eine ganz unschuldige Lüge. Ich kann auch noch einflechten, daß ich mit den Forests ebensolang bekannt bin wie du, Adrian. Wir beide lernten Angela bei jenem Picknick kennen, das Onkel

Lawrence gab; sie war damals noch ein Backfisch. Und Forest sahn wir zum ersten Mal bei ihrer Hochzeit. Eine langjährige Familienfreundschaft also, he?“

„Am Ende kommt mein Besuch in der Irrenanstalt heraus,“ gab Adrian zu bedenken. „Der Chefarzt steht auf der Zeugenliste.“

„Und wenn auch!“ beschwichtigte Dinny. „Du bist als sein Freund hingegangen und hast ußerdem besonders Interesse für Geisteskrankheiten. Schließlich giltst du doch als Wissenschaftler, Onkel.“

Beide lächelten. Dann erklärte Hilary: „Na schön, Dinny. Wir werden mit dem Polizeisergeanten sprechen, er scheint ein netter Kerl zu sein. Er soll deinen Namen möglichst bald aufrufen.“ Er schritt zur Tür.

„Gute Nacht, kleine Schlange!“ sagte Adrian.

„Gute Nacht, lieber Onkel! Du siehst entsetzlich müde aus. Hast du eine Warmflasche?“

„Ich hab nichts als eine Zahnbürste, die ich mir heute kaufte.“

Dinny wühlte ihre Warmflasche aus dem Bett hervor und drängte sie ihm auf. „Soll ich also Angela unser Gespräch mitteilen?“

„Wenn du so lieb sein willst, Dinny.“

„Übermorgen scheint die Sonne wieder.“

„Wirklich?“ fragte Adrian.

„Wird sie ihm wirklich je wieder scheinen?“ dachte Dinny seufzend, als sich die Tür hinter ihm schloß. In Angela schien ja alles Gefühl erstorben. Und dann diese Affäre mit Hubert!

DREISSIGSTES KAPITEL

Als Adrian und seine Nichte sich tags darauf zum Totenschau-Gericht begaben, stellten sie ungefähr folgende Erwägungen an:

Mit der Verhandlung vor dem Totenschau-Gericht war es ähnlich bestellt wie mit Roastbeef und Yorkshire-Pudding, jenem traditionellen Sonntagsgericht der englischen Küche. Doch heutzutage, da man den Sonntagnachmittag dem Sport zu widmen pflegte, da Mordtaten seltener und Selbstmörder nicht mehr an Kreuzwegen begraben wurden, hatte auch die Geschwornen-Kommission des Totenschau-Gerichts ihren ursprünglichen Sinn verloren, ebenso wie jenes Sonntagsgericht. In alten Zeiten hatten die Justiz und ihre Vertreter als Feinde der Menschheit gegolten, da schien es durchaus gerechtfertigt, zwischen sie und den Tod Manner aus dem Volk zu stellen. Doch in einer Zeit, die sich einer ‚großartig organisierten Polizei‘ rühmte, schien es ziemlich sinnlos, der Polizei die Fähigkeit abzuspochen, dort zu urteilen, wo sie handelnd einschreiten mußte. Die Untauglichkeit der Polizei bot also keinen genugenden Erklärungsgrund für den Fortbestand des Totenschau-Gerichts. Er war wohl eher in der Furcht verankert, das Publikum könne durch die Aufhebung dieser Institution um fesselnde Neuigkeiten kommen. Die Zeitungsleser beiderlei Geschlechts hielten es ja für ihr Seelenheil unerläßlich, von zweifelhaften, anruchigen und sensationellen Ereignissen Kunde zu erhalten. Und ohne

Totenschau-Gericht, das wußte man nur zu gut, fand manchmal vielleicht überhaupt keine öffentliche Verhandlung über einen sensationellen Todesfall statt, zumindest keine zweite. Es war doch fraglos interessanter, statt keiner Verhandlung eine zu haben, und statt einer bisweilen deren zwei! Der Widerwille, den man sonst vor dem Hineinschnüffeln in fremde Angelegenheiten empfand, schwand augenblicklich, sobald man sich unter die Menge der Gerichtssaal-Kiebitze mischte. Je mehr da herausgeschnuffelt wurde, umso mehr kam das Auditorium auf seine Rechnung; je öfter man bei einem Totenschau-Gericht dabei sein durfte, umso heißer sagte man dem Himmel Dank. „Nun lobet alle Gott!“ — niemals stieg dieses Gebet aus aufrichtigerem Herzen zum Herrn empor, als wenn man das Privileg genossen, bei einer solchen Verhandlung einen Sitzplatz zu ergattern. Denn die Vernehmung über einen ungeklärten Todesfall war fast stets eine Qual für die Überlebenden, und gab es etwas Vergnüglicheres als derartige Quälereien?

Die Tatsache, daß der Zuschauerraum des Saals dicht besetzt war, schien diesen Gedankengang zu bestätigen; Adrian und Dinny schritten hindurch und begaben sich in den kleinen Warteraum für die Zeugen. „Dinny, du kommst als fünfte auf die Zeugenbank,“ erklärte Adrian, „wir beide, Hilary und ich, werden vor dir vernommen.“

„Tut nichts, Onkel, wenn wir nur alle dasselbe aussagen.“

Schweigend saßen sie in dem kleinen kahlen Zimmer. Hilary mit Angela, Dinny mit Adrian. Bald darauf wurde Angela gerufen, dann Hilary. Sie kamen nicht zurück.

„Das geht wie mit den zehn kleinen Negerlein,“ murmelte Dinny. Ihre Blicke hingen an einem Kalender gegenüber an der Wand. Sie konnte die Buchstaben nicht lesen, empfand aber das Bedürfnis, irgendetwas fest ins Auge zu fassen.

„Da sieh, meine Liebe,“ sagte Adrian und zog ein Fläschchen aus der Brusttasche, „nimm doch ein oder zwei Schluck von diesem Getränk, aber mit Vorsicht, bittel! Eine Lösung von Hirschhornsalz. Es wird dir Riesenkraft verleihn. Ja nicht zu viel!“

Dinny nahm einen kleinen Schluck. Er brannte in der Kehle, stark, doch nicht unangenehm.

„Trink doch auch, Onkel.“

Adrian tat gleichfalls behutsam einen Schluck.

„Ein probates Stärkungsmittel,“ sagte er, „eh man ins Gefecht geht, zu einem Match oder dergleichen.“

Und wieder saßen sie schweigend da und genossen die Nachwirkungen des Trankes. Dann bemerkte Adrian:

„Wenn es ein Weiterleben der Seele gibt — ich kann es allerdings nicht glauben —, was mag dann wohl der arme Forest von diesem Possenspiel halten? Wir sind eben noch immer Barbaren. Da fällt mir eine Geschichte von Maupassant ein, sie handelt von einem Selbstmörderklub, der jene, die ihrer Meinung nach im Leben nichts mehr zu suchen hatten, auf angenehme Art ins Jenseits befördern sollte. Bei normalen Menschen trete ich nicht für den Selbstmord ein, ausgenommen in ganz wenigen Fällen. Dinny, wir müssen durchhalten; aber ich wollte, wir hätten einen solchen Selbstmörderklub für Irrsinnige und vom Irrsinn Bedrohte. Hat dir dieser Tropfen gut getan?“

Dinny nickte.

„Es wird noch ungefähr eine Stunde dauern,“ erklärte Adrian. „Auf Wiedersehn, du Liebe, viel Glück! Wenn du zu dem Vorsitzenden sprichst, wirf ab und zu ein ‚Sir‘ ein.“

Dinny sah Adrian sich stramm aufrichten, als er durch die Tür trat, und war von ihm begeistert. Von allen Männern, die sie je gesehn, bewunderte sie keinen mehr als Onkel

Adrian. Und gegen alle Konsequenz sandte sie ein Stoßgebet für ihn zum Himmel. Adrians Tropfen hatten sie entschieden gestärkt, das Herzklopfen und die Schwäche in den Beinen waren geschwunden. Sie entnahm ihrer Handtasche Spiegel und Puderquaste. Keinesfalls durfte ihre Nase glänzen, wenn sie das Schafott bestieg. Doch eine weitere Viertelstunde verrann, ehe man sie in den Saal rief. Noch immer hing ihr Blick an dem Wandkalender, ihre Gedanken schweiften nach Condaford und in die frohe Kinderzeit zurück, die sie dort verlebt. Sie entsann sich der Zeit vor der Renovierung — ganz klein war sie damals gewesen —, der Heuernten und der Picknicks im Walde. Wo waren die Kindertage, als sie auf dem drahthaarigen Jagdhund ritt und im Garten Lavendel rupfte! Bei Huberts Eintritt ins ‚College‘ war sie zur Ponyreiterin avanciert. Dann die Zeit ungetrübten Glücks, als sie sich dauernd in dem neuen Heim niederließen. Dinny war zwar in Condaford geboren, doch bis zu ihrem fünften Jahr hatten die Eltern häufig den Wohnort gewechselt und einige Zeit in Aldershot und Gibraltar gelebt. Dann fiel ihr wieder ein, wie vergnügt sie das goldige Gespinst von den Puppen ihrer Seidenwürmer abgewickelt hatte, wie sie herumgekrabbelt und -gekrochen waren — wie Elefanten kamen sie ihr damals vor. Und wie seltsam diese Tierchen rochen!

„Elizabeth Cherrell.“

Sie erhob sich und sagte sich leise vor:

„Ein kleines Negerlein saß in der Kammer drin,

Da kam ein Richter, fraß es auf, da war das letzte hin.“

Jemand nahm sie an der Eingangstür in Empfang, führte sie durch den Saal und brachte sie in eine Art Verschlag. Ein wahres Glück, daß sie erst unlängst beim Polizeigericht gewesen, nun kam ihr alles vertraut, beinahe komisch vor.

Die Geschwornen vor ihr sahen blasiert drein, der Vorsitzende wirkte mit seinem Wichtigton spaßig. Weiter unten, zu ihrer Linken, saßen die übrigen kleinen Negerlein; hinter ihr bis zur kahlen Wand im Hintergrund starrten Dutzende und Aberdutzende Gesichter von Menschen, eng zusammengepfercht, wie Heringe im Faß. Dann gewahrte sie, daß der Vorsitzende sich an sie wandte, und blickte ihn aufmerksam an.

„Sie heißen Elizabeth Cherrell,“ begann er, „und sind, wie ich sehe, die Tochter des Generals Sir Conway, Komturs des Bath-Ordens, Ritters des St. Michaels- und Georgs-Ordens, und seiner Ehefrau Lady Cherrell?“

Dinny verneigte sich. „Mir scheint, das imponiert ihm,“ dachte sie.

„Sie leben bei Ihren Eltern auf Schloß Condaford in Oxfordshire?“

„Ja.“

„Sie wohnten bei Hauptmann Forest und seiner Frau bis zu jenem Morgen, an dem er sein Haus verließ. Stimmt das?“

„Ja.“

„Sind Sie mit den beiden nah befreundet?“

„Mit Mrs. Forest. Hauptmann Forest hab ich vor seiner Rückkehr aus der Anstalt, wenn ich nicht irre, nur einmal gesehn.“

„Aha, seine Rückkehr! Wohnten Sie schon bei Mrs. Forest, als er nach Hause kam?“

„Ich war am selben Nachmittag zu ihr auf Besuch gefahren.“

„Am Nachmittag seiner Rückkehr aus der Anstalt?“

„Ja. Tags drauf zog ich in ihr Haus.“

„Und Sie blieben dort bis zu dem Tag, an dem Hauptmann Forest das Haus verließ?“

„Ja.“

„Wie fuhrte er sich während dieser Zeit auf?“

Bei dieser Frage wurde es Dinny zum ersten Mal klar, welch großen Nachteil es für den Zeugen bedeutet, daß er die Aussagen der andern vor ihm nicht mitanhören darf. Fast war es ihr, als müsse sie nun alles ganz rückhaltlos erzählen.

„Er schien mir ganz normal, nur wollte er nicht ausgehn und niemanden treffen. Sein Aussehn war gesund, nur die Augen machten einen ganz krank.“

„Wie meinen Sie das?“

„Sie — sie sahn aus, als flackere ein Feuer dahinter.“

Bei diesen Worten war es ihr, als blickten die Geschwornen einen Augenblick weniger blasiert drein.

„Er wollte nicht ausgehn, sagen Sie? Er hat also während Ihres ganzen Aufenthalts das Haus nicht verlassen?“

„Doch. Am Tag vor seinem Verschwinden ging er aus und blieb, wie ich glaube, den ganzen Tag über fort.“

„Sie glauben? Waren Sie denn nicht selbst dort?“

„Nein. Ich brachte vormittags die beiden Kinder zu meiner Mutter nach Condaford und kam erst knapp vor dem Essen zurück. Hauptmann Forest war nicht zu Hause.“

„Was bewog Sie denn, die Kinder aufs Land zu bringen?“

„Mrs. Forests Bitte. Sie hatte im Benehmen ihres Gatten eine gewisse Veränderung wahrgenommen und hielt es für geraten, die Kinder außer Haus zu schaffen.“

„Hatten auch Sie eine solche Wandlung bemerkt?“

„Ja. Er schien mir noch rastloser und wohl auch mißtrauischer als gewöhnlich, und zum Dinner trank er mehr als sonst.“

„Und im übrigen fiel Ihnen nichts Besondres auf?“

„Nein. Ich —“

„Nun, Miß Cherrell?“

„Ich wollte etwas sagen, was ich nicht aus eigener Erfahrung weiß.“

„Eine vertrauliche Mitteilung von Mrs. Forest?“

„Ja.“

„Nun, das brauchen Sie uns nicht zu erzählen.“

„Danke, Sir.“

„Nachdem Sie also die Kinder zu Ihrer Mutter aufs Land gebracht hatten, kamen Sie wieder zurück. Hauptmann Forest war Ihrer Aussage zufolge weggegangen. War seine Frau zu Hause?“

„Ja, sie war schon zum Abendessen gekleidet. Ich zog mich rasch um und wir speisten zu zweit. Wir hatten große Angst um ihn.“

„Und dann?“

„Nach dem Dinner gingen wir ins Empfangszimmer hinauf; um Mrs. Forest ein wenig zu zerstreuen, bat ich sie, mir etwas vorzusingen, sie war so erregt und nervös. Bald drauf hörten wir die Haustür gehn, Hauptmann Forest trat ein und nahm Platz.“

„Sagte er etwas?“

„Nein.“

„Wie sah er denn aus?“

„Entsetzlich, wie mir schien. Sein Benehmen war so eigen, so gezwungen, er stand offenbar unter dem Druck eines gräßlichen Entschlusses.“

„Nun, und?“

„Mrs. Forest fragte ihn, ob er schon gespeist habe und zu Bett gehn möchte, und ob der Arzt ihn besuchen solle. Er gab jedoch keine Antwort und saß mit geschlossenen Augen wie schlafend da. Endlich flüsterte ich Mrs. Forest zu:

„Was meinst du, schläft er?“ Plötzlich schrie er auf: „Schlafen. Es packt mich schon wieder. Das wart ich nicht ab, Herrgott, das wart ich nicht ab!“

Beim Bericht dieser Worte ermaß Dinny zum ersten Mal die volle Bedeutung des Ausdrucks ‚Bewegung im Auditorium‘. Irgendwie auf geheimnisvolle Art hatte sie jenes erregende Moment in das Verhör gebracht, das den Aussagen der Zeugen vor ihr gefehlt hatte. Ob sie aber auch gut daran getan, vermochte sie ganz und gar nicht zu erkennen. Ihr Blick suchte Adrians Gesicht. Er nickte ihr fast unmerklich zu.

„Nun, Miß Cherrell?“

„Mrs. Forest näherte sich ihm, da stieß er hervor: ‚Laß mich in Ruh. Pack dich!‘ Wenn ich nicht irre, erwiderte sie: ‚Ronald, soll nicht doch jemand bei dir bleiben und dir ein Schlafmittel geben?‘ Er aber sprang auf und brüllte: ‚Pack dich! Ich mag niemand sehn! Niemand!‘“

„Und dann, Miß Cherrell?“

„Wir hatten Angst. Wir gingen in mein Zimmer hinauf und berieten uns. Ich meinte, wir müßten telefonieren.“

„Wem?“

„Mrs. Forests Hausarzt. Sie wollte es selbst besorgen. Ich aber hielt sie zurück und lief hinab. Das Telephon befindet sich in dem kleinen Bibliothekszimmer im Erdgeschoß. Ich schlug eben die Nummer nach, da fühlte ich, wie mich jemand am Handgelenk ergriff. Hinter mir stand Hauptmann Forest. Er schnitt den Telephondraht mit einem Messer durch und umklammerte meinen Arm. Ich rief: ‚Unsinn, Hauptmann Forest, wir meinen es Ihnen ja gut!‘ Da ließ er mich los, steckte das Messer ein und hieß mich die Schuhe anziehen. Ich hielt sie nämlich in der Hand.“

„Hatten Sie denn die Schuhe abgelegt?“

„Ja, um ganz leise die Treppe hinabzulaufen. Ich zog die Schuhe wieder an. ‚Ich dulde keine Einmischung,‘ rief er, ‚verstanden? Ich nehme mein Schicksal selbst in die Hand!‘ ‚Wir wollen doch nur Ihr Bestes,‘ wandte ich ein. ‚Dieses Beste kenn ich,‘ gab er zurück, ‚hab genug davon!‘ Dann blickte er aus dem Fenster und sagte: ‚Wie es gießt! Ein Höllenwetter!‘ Dann wandte er sich mir zu und schrie: ‚Hinaus! Fort, hinaus!‘ Und ich floh die Treppe hinan.“

Dinny machte eine Pause und holte tief Atem. Ihr Herz schlug schneller, nun, da sie diese Momente nochmals durchlebte. Sie schloß die Augen.

„Nun, Miß Cherrell, was dann?“

Sie schlug die Augen wieder auf. Hier saßen noch immer Vorsitzender und Geschworne mit halbgeöffnetem Mund.

„Ich erzählte Mrs. Forest von dem Vorfall. Wir wußten nicht aus noch ein — wußten uns gar nicht zu helfen. Ich riet ihr, wir sollten das Bett vor die Tür schieben und zu schlafen versuchen.“

„Und haben Sie geschlafen?“

„Ja. Doch wir lagen lange wach. Mrs. Forest war so erschöpft, daß sie schließlich einschlummerte, und gegen Morgen fiel auch ich in Schlaf. Das Mädchen weckte mich durch ein Klopfen an der Tür.“

„Und von Hauptmann Forest haben Sie während der ganzen Nacht nichts mehr gehört?“

Dinny fuhr der Grundsatz des Schuljungen durch den Sinn: ‚Lüge, aber laß dich nicht erwischen!‘ Und mit fester Stimme gab sie zur Antwort: „Nein, nichts.“

„Um welche Zeit wurden Sie geweckt?“

„Um acht. Ich weckte meine Freundin und wir gingen sogleich hinunter. Mr. Forests Schlafzimmer lag in wüster Unordnung; wie es schien, hatte er auf dem Bett gelegen,

doch nun war er nirgends zu finden. Auch sein Hut und Mantel waren von dem Sessel in der Halle, auf den er sie hingeschleudert, verschwunden.“

„Was taten Sie dann?“

„Wir hielten Rat. Mrs. Forest wollte zu ihrem Arzt gehn und zu unserm gemeinsamen Vetter, dem Abgeordneten Michael Mont. Ich aber dachte, am ehesten würde mein Onkel Hauptmann Forest ausfindig machen. Drum überredete ich sie, zu meinem Onkel Adrian zu gehn und ihn zu bitten, gemeinsam mit Onkel Hilary Hauptmann Forest zu suchen. Ich kannte sie beide als sehr gescheite und taktvolle Menschen.“ Dinny sah, wie sich der Vorsitzende leicht gegen ihre Onkel verneigte, und fuhr rasch fort: „Sie sind alte Freunde der Familie Forest. Ich dachte: ‚Wenn diese beiden ihn nicht in unauffälliger Weise finden, dann kann das wohl niemand.‘ Wir begaben uns also zu Onkel Adrian und er versprach uns, zusammen mit Onkel Hilary Hauptmann Forest zu suchen. Dann brachte ich Mrs. Forest zu ihren Kindern nach Condaford. Mehr weiß ich nicht, Sir.“

Der Vorsitzende machte ihr eine tiefe Verbeugung und sagte: „Danke, Miß Cherrell, Sie haben vortrefflich klar ausgesagt.“ Die Geschwornen rutschten unruhig auf ihren Bänken, als wollten sie sich gleichfalls verneigen. Dinny gab sich einen Ruck, schritt von der Zeugenbarre fort und setzte sich neben Hilary, der seine Hand auf ihre legte. Wie sie so still neben ihm saß, fühlte sie, daß ihr eine Träne (natürlich war es nur eine Nachwirkung des Hirschhornsalzes) langsam über die Wange lief. Teilnahmslos hörte sie die Zeugenaussage des ärztlichen Leiters der Anstalt und die Ansprache des Vorsitzenden, dann harrete sie stumm des Urteils. Es schmerzte sie, daß sie aus Liebe zu den Leben-

den gegen den Toten lieblos gehandelt hatte. Ein entsetzliches Gefühl, sie hatte einen Mann des Irrsinns geziehn, der sich gegen diesen Anwurf nicht mehr wehren konnte. Bang und voll Spannung sah sie endlich die Geschwornen im Gänsemarsch zu ihren Sitzen zurückkehren; der Obmann erhob sich, um über Aufforderung des Vorsitzenden ihre Entscheidung kundzugeben.

„Wir stellen fest, daß der Verstorbene durch Absturz in einen Kreidebruch den Tod gefunden hat.“

„Also Tod durch Unfall,“ erklärte der Vorsitzende.

„Wir möchten der Witwe unser Beileid aussprechen.“

Dinny fühlte sich beinah versucht, Beifall zu klatschen. Sie hatten im zweifelhaften Fall zugunsten der Beteiligten entschieden, diese blasierten Männer! Und fast mit persönlicher Wärme hob sie plötzlich den Kopf und lachte ihnen zu.

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Als Dinny sich vom Lächeln erholt hatte, merkte sie, daß ihr Onkel Hilary sie belustigt ansah.

„Können wir jetzt gehn, Onkel Hilary?“

„Ja, gehn wir, eh du dem Obmann den Kopf völlig verdreht hast.“

Draußen in der feuchten Oktoberluft — es war ein richtiger englischer Herbsttag — schlug Dinny vor: „Onkel Hilary, sollen wir nicht ein wenig Luft schnappen gehn? Ich möchte den Geruch des Totenschau-Gerichts los werden.“

In flottem Tempo wanderten sie in der Richtung des Meers.

„Wie haben denn die Aussagen vor mir gelaute?“ fragte Dinny, „ich bin furchtbar gespannt. Hat sich irgendein Widerspruch ergeben?“

„Nein. Schon durch Angelas Aussage erfuhr man, daß Forest aus der Irrenanstalt heimgekommen war, der Vorsitzende ging mit ihr in schonender Weise um. Zum Glück wurde ich vor Adrian vernommen; seine Aussage war nur eine Wiederholung der meinen und rief nicht den leisesten Argwohn wach. Die Journalisten tun mir leid, die sind nicht auf ihre Rechnung gekommen. Die Geschwornen vermeiden übrigens nach Möglichkeit das landläufige Urteil, es liege Irrsinn oder Selbstmord vor. Auch weiß man ja wirklich nicht, was mit dem armen Forest in letzter Minute geschehn ist. Er kann ganz gut über den Hang gestürzt

346

sein, es war bereits so dunkel, daß man kaum einen Schritt vor sich sah.“

„Glaubst du das wirklich, Onkel?“

Hilary schüttelte den Kopf. „Nein, Dinny. Er hatte es wohl schon während der ganzen Wanderung geplant und jene Stelle lag seinem Vaterhaus am nächsten. Und wenn ich auch der Meinung bin, so weit hätte es nicht kommen dürfen, müssen wir doch Gott danken, daß er es tat und nun in Frieden ruht.“

„Freilich, freilich! Was wird jetzt aus Angela und Onkel Adrian?“

Hilary stopfte die Pfeife und blieb stehn, sie anzuzünden. „Liebe Dinny, ich hab Adrian einen Rat gegeben. Ich weiß nicht, ob er ihn befolgen wird, aber vielleicht kannst du bei Gelegenheit drauf hinarbeiten. Nun hat er schon so viele Jahre gewartet, am besten, er wartet noch eins.“

„Onkel, da geb ich dir vollkommen recht.“

„So?“ rief Hilary überrascht.

„Jawohl. Angela kann jetzt ganz einfach nicht an ihn denken, man muß sie in Ruhe lassen. Vorläufig soll sie nur sich und den Kindern leben.“

„Ich frage mich,“ sagte Hilary, „ob man nicht irgendeine Expedition nach alten Gebeinen in die Wege leiten könnte, die ihn ein Jahr lang von England fernhielte.“

„Hallorsen!“ rief Dinny und klatschte in die Hände. „Er unternimmt wieder eine Forschungsreise und hat Onkel Adrian so gern.“

„Bravo! Wird er ihn aber mitnehmen wollen?“

„Wenn i c h ihn drum bittel!“ erklärte Dinny schlicht.

Hilary sah sie wieder belustigt an. „Du bist ja eine gefährliche Sirene! Die Vorgesetzten werden Adrian höchstwahrscheinlich den Urlaub bewilligen, ich kann ihnen den

alten Shropshire und Lawrence auf den Hals hetzen. Wir müssen jetzt umkehren, Dinny. Ich will den Zug noch erreichen. Schade, hier ist die Luft viel besser. Aber Sankt Augustin wird mich schwer vermissen.“

Dinny schob die Hand durch seinen Arm.

„Onkel Hilary, ich bewundere dich!“

Hilary starrte sie ungläubig an. „Liebes Kind, ich traue meinen Ohren nicht.“

„Du weißt schon, wie ich's meine. Du hast so ganz den Geist überlieferter Pflichttreue geerbt und alles, was drum und dran hängt. Und doch bist du auch wieder ganz modern, freidenkend, tolerant.“

„Hm!“ brummte Hilary und paffte eine Rauchwolke vor sich hin.

„Ich wette, Onkel, du bist für die Geburtenbeschränkung.“

„Für uns Geistliche ist die Stellungnahme zu dieser Frage heikel. Man pflegte die willkürliche Beschränkung des Kindersegens für unpatriotisch zu erklären. Doch heutzutage, da Giftgas und Fliegerbomben das Kanonenfutter entbehrlich machen und die Arbeitslosigkeit ständig wächst, ist es leider zweifellos unpatriotisch, die Geburtenkontrolle zu bekämpfen. Betrachten wir die Frage einmal vom Standpunkt des Christentums! Als treue Diener des Vaterlands haben wir uns während des Weltkriegs niemals auf das Gebot Gottes berufen: ‚Du sollst nicht töten!‘, folglich können wir uns jetzt nicht auf den Satz versteifen: ‚Du sollst nicht Geburten beschränken!‘ Für die Hebung der Elendsviertel ist die Geburtenkontrolle einfach unerlässlich.“

„Du glaubst auch nicht an die Hölle?“

„Doch! Diese armen Teufel haben die Hölle schon hier.“

„Du bist wohl auch dafür, daß man an Sonntagen Sport

treibt, nicht wahr?“ Hilary nickte. „Und im Adamskostüm Sonnenbäder nimmt?“

„Auch dafür wär ich, wenn die Sonne in unserm Viertel nur schiene.“

„Und für Pyjamas und das Rauchen der Frauen?“

„Solang die Zigaretten nicht stinken. Um alles in der Welt nur kein stinkendes Kraut!“

„Pfui, wie undemokratisch!“

„Freilich, Dinny, aber ich kann mir nicht helfen. Riech einmal!“ Und er paffte ihr eine Rauchwolke ins Gesicht.

Dinny schnupperte. „Feinster Türkischer, riecht famos! Aber wir Frauen können doch nicht Pfeifen rauchen. Wir alle haben eine schwache Seite und die deine heißt eben: ‚Nur ja kein stinkendes Kraut.‘ Davon abgesehn, bist du erstaunlich modern, Onkel. Als ich mir zuvor im Verhandlungssaal all die Gesichter besah, fand ich keinen einzigen modernen Menschen, ausgenommen dich.“

„Bedenke, liebes Kind, eine alte Bischofsresidenz.“

„Übrigens wird meines Erachtens der Wert der Moderne ungeheuer überschätzt.“

„Du bist eben kein Londoner Kind, Dinny. Dennoch hast du in gewissem Sinne recht. Man posaunt jetzt alle Gedanken und Gefühle ungeniert aus, sonst hat sich nichts geändert. Dieser Wandel im Ausdruck macht den einzigen Unterschied zwischen der Gegenwart und meiner Jugendzeit aus. Auch wir waren lebenshungrig, von Zweifel und Verlangen geplagt, doch ausgeplaudert haben wir es nicht. Heutzutage tut man es ohne Scheu. Ich kenne eine Menge junger Universitätsstudenten, sie befassen sich mit der Armenfürsorge in meinem Pfarrsprengel. Die sind von der Wiege auf dazu erzogen, unverzüglich alles herauszuschmettern, was ihnen grade durch den Kopf schießt. Na, und das

besorgen sie auch gründlich. Wir haben es nicht getan, doch auch uns sind dieselben Dinge durch den Kopf gegangen. Das ist der ganze Unterschied zwischen Einst und Jetzt, das und die Autos.“

„Dann bin ich noch immer altmodisch. Ich bring es nicht über mich, meinen Gefühlen Lauf zu lassen.“

„Dran hindert dich deine humoristische Ader, Dinny. Humor wirkt hemmend, drängt zur Selbstkritik. Heutzutage gibt es, scheint mir, nur wenig junge Leute mit Sinn für Humor. Allerdings fehlt es ihnen nicht an Witz — aber das ist etwas andres. Unsre jungen Maler, Musiker und Schriftsteller könnten nicht so unbekümmert drauflos stürmen, wenn sie die Gabe der Selbstironie besäßen. Nur sie beweist wirklichen Sinn für Humor.“

„Drüber will ich nachdenken.“

„Vergiß nur deinen Humor dabei nicht, Dinny. Er gehört zu deinem Wesen wie der Duft zur Rose. Fährst du jetzt nach Condaford zurück?“

„Wahrscheinlich. Huberts Verhandlung findet schwerlich vor Ankunft des Postschiffs statt, und das soll erst in zehn Tagen eintreffen.“

„Grüß mir mein liebes Condaford, so schöne Tage wie dort in meiner Kinderzeit hab ich nie wieder erlebt.“

„Ich auch nicht, Onkel. Das hab ich mir vorhin im Zeugenzimmer gedacht, als ich drauf wartete, daß man mich letztes kleines Negerlein fortholt.“

„Für solche Reden bist du mir noch zu jung, Dinny. Wart erst ab, bis du dich verliebst.“

„Ich warte ja.“

„Gräßliche Geschichte, die Liebe,“ meinte Hilary. „Nun, ich hatte es nie zu bereun.“

Dinny sah ihn von der Seite an und lächelte schelmisch.

„Wie wär's, wenn du es nochmals probierst, Onkel?“

„Danke,“ gab Hilary zurück und klopfte seine Pfeife an einem Briefkasten aus. „Das hab ich hinter mir. Mein Beruf läßt mir für solche Späße keine Zeit. Und dann hab ich den ersten Anfall noch immer nicht ganz überwunden.“

„Glaub dir's,“ erwiderte Dinny reuig, „Tante May ist ein entzückendes Frauchen!“

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus. Da sind wir schon beim Bahnhof. Mein Gepäck hab ich heut vormittag nach London geschickt. Leb wohl! Alles Gute!“ Er winkte ihr mit der Hand und war verschwunden.

Als Dinny ins Hotel zurückkam, suchte sie Onkel Adrian. Er war ausgegangen. Enttäuscht ging sie wieder fort und betrat nochmals den Dom. Eben wollte sie sich setzen und seine friedvolle Schönheit auf sich wirken lassen, da sah sie Adrian an einer Säule lehnen und auf das gotische Rosettenfenster starren. Leise stand sie auf und schob ihren Arm in den seinen. Er druckte ihn stumm.

„Hast du Glasmalereien gern, Onkel?“

„Sehr; natürlich nur, wenn sie gut sind. Kennst du den Dom von York?“

Dinny schüttelte den Kopf. Ihr wurde klar, sie käme auf Umwegen nie ans Ziel, drum steuerte sie jetzt schnurstracks drauf los und fragte:

„Was hast du jetzt eigentlich vor, lieber Onkel?“

„Hast du schon mit Onkel Hilary gesprochen?“

„Ja.“

„Er möchte mich gern ein Jahr forthaben.“

„Ich auch.“

„Eine lange Zeit, Dinny; ich werde alt.“

„Möchtest du nicht an Professor Hallorsens Expedition teilnehmen, wenn er dich einlädt?“

„Er wird mich nicht einladen.“

„Doch, bestimmt!“

„Das bring ich nur dann über mich, wenn ich überzeugt bin, es ist Angelas Wunsch.“

„Sie wird es dir freilich nicht sagen, aber ich weiß bestimmt, sie braucht für lange Zeit absolute Ruhe.“

„Wer die Sonne anbetet,“ erwiderte Adrian verhalten, „empfindet es schwer, in ein Land zu müssen, wo nie die Sonne scheint.“

Dinny druckte ihm teilnehmend den Arm. „Ich versteh ja, aber du mußt auch an die Zukunft denken. Diesmal ist es eine nette Expedition nach einer gesunden Gegend, Neu-Mexiko. Du wirst als junger Mann zurückkommen mit Haaren, die dir bis zu den Knien wallen, wie den Indianern im Film. Onkel, du wirst einfach unwiderstehlich sein, und das Wunsch ich mir sehnlich. Wart nur so lange, bis über die Geschichte Gras gewachsen ist.“

„Und mein Amt?“

„Auch das ließe sich schon deichseln. Wenn Angela ein Jahr lang völlig Ruhe hat, wird sie eine ganz andre sein; wie das Land der Verheißung wirst du ihr dann erscheinen. Ich weiß schon, was ich rede.“

„Du liebe kleine Schlange!“ versetzte Adrian mit seinem matten Lächeln.

„Angelas Wunde geht tief.“

„Manchmal mein ich, sie hat den Lebensnerv getroffen, Dinny.“

„Nein, nein!“

„Warum sollte sie noch an mich denken, wenn ich fort bin?“

„Das ist nun einmal Art der Frauen.“

„Was weißt denn du von Frauenart, du Küken? Schon
352

einmal war ich lange fort und sie hat nur an Forest gedacht. Ich bin eben nicht zum Eroberer geschaffen.“

„Vielleicht nicht, aber in Neu-Mexiko wirst du dich dazu entwickeln. Du kehrst als männlicher Mann zurück, bedenke doch! Inzwischen werde ich gut auf Angela achtgeben, ich verspreche dir's. Und auch die Kinder werden sie oft an dich erinnern. Sie schwatzen immer nur von dir. Ich werde schon dafür sorgen, daß sie es auch weiter tun.“

„Seltsam, ich habe das Gefühl, sie ist jetzt weiter von mir fort als zur Zeit, da Forest noch lebte,“ stellte Adrian objektiv fest.

„Augenblicklich ja. Und es wird noch geraume Zeit so bleiben. Doch endlich wird es anders werden, Onkel, verlaß dich drauf.“

Adrian schwieg lange. Dann erklärte er:

„Wenn Hallorsen mich mitnimmt, geh ich.“

„Er muß dich mitnehmen. Bück dich, Onkel, ich muß dir einen Kuß geben.“

Adrian beugte sich nieder. Ein Kuß streifte seine Nase. Der Kirchendiener ließ ein Hüsteln hören...

Am Nachmittag fuhren sie im Auto in derselben Sitzordnung nach Condaford zurück, Alan Tasburgh lenkte. Während der letzten vierundzwanzig Stunden hatte er sich ungemein taktvoll benommen und keinen einzigen Heiratsantrag vom Stapel gelassen. Dinny wußte ihm dafür gebührend Dank. Angela bedurfte der Ruhe und auch ihr selbst tat Ruhe not. Noch am selben Abend verließ Alan den Landsitz, Angela und die Kinder fuhren am nächsten Tag heim. Clare war von ihrer Schottlandreise zurückgekehrt, die Familie lebte jetzt ganz unter sich. Und dennoch fand Dinny keinen Frieden; denn jetzt, da die dringendste Sorge um den armen Forest geschwunden war, quälte und

bedrückte sie der Gedanke an Hubert. Seltsam, wie einem dieser drohende Schicksalsschlag alle Ruhe raubte. Hubert und Jeanne schrieben von der Ostküste heitere Briefe und versicherten, sie hätten gar keine Angst. Dinny hatte Angst und wußte, daß auch die Mutter sich schwere Sorgen mache, mehr noch der Vater. Clare war eher verärgert als betrübt und Ärger pflegte ihre Betriebsamkeit stets anzustacheln. An den Vormittagen zog sie daher mit dem Vater auf die Fuchsjagd aus, an den Nachmittagen fuhr sie mit dem Auto auf die Nachbargüter und kam oft erst nach dem Abendessen heim. Sie war die munterste in der ganzen Familie, drum wurde ihre Gesellschaft stets gesucht. Dinny verriet ihren Kummer nicht. An Hallorsen hatte sie wegen ihres Onkels geschrieben und ihm das versprochene Bild gesandt. Auf der Photographie trug sie ein Kleid, in dem sie vor zwei Jahren bei Hof vorgestellt worden, aus Sparsamkeitsgründen gemeinsam mit Clare. Postwendend erwiderte Hallorsen: „Das Bild ist wunderschön. Mit der größten Freude nehme ich Ihren Onkel auf die Expedition mit und setze mich sofort mit ihm in Verbindung. Allzeit Ihr treu ergebener Hallorsen.“

Dinny las den Brief mit einem Gefühl der Dankbarkeit, doch ihr Herz schlug darum nicht höher, und deswegen schalt sie sich eine hartherzige Kreatur. Nun sorgte sie sich nicht mehr um Adrian, sie wußte, sie könne es getrost Hilary überlassen, ihm ein Jahr Urlaub zu verschaffen. Sie dachte nur immer an Hubert und ihre Unheilsahnung wuchs von Tag zu Tag. Sie suchte sich einzureden, das sei nur die Folge ihres Nichtstuns und jener Aufregungen mit Forest, die ihre Nerven so schwer erschüttert hatten; doch sie glaubte selbst nicht dran. Wenn man ihm hier in England nicht so viel Vertrauen schenkte, die Auslieferung zu verweigern,

was hatte er drüben in Südamerika zu erwarten? Verstohlen starrte sie minutenlang auf die Landkarte von Bolivien, als könne ihr diese Karte Aufschluß über Wesen und Charakter der Bewohner geben. Nie hatte sie Condaford leidenschaftlicher geliebt als in diesen sorgenvollen Tagen. Es war ein Majorat, das sich nur im Mannesstamm forterbte. Falls Hubert ausgeliefert und zum Tod verurteilt wurde, oder im Gefängnis starb, oder wenn ihn einer der Maultiertreiber aus Rache ermordete und Jeanne keinen Sohn hatte, dann ging Condaford auf Hilarys ältesten Jungen, ihren Vetter, über; und der war ein Schulknabe, den sie kaum je geschn. In der Familie blieb der Landsitz dann allerdings, aber für die Ihren war er so gut wie verloren. Mit Huberts Schicksal stand und fiel auch das Geschick ihres geliebten Vaterhauses. Erstaunt bemerkte sie, daß sie jetzt an sich selbst denken konnte, obzwar doch für Hubert so unvergleichlich mehr auf dem Spiel stand; dennoch ließ ihr der Gedanke an Condaford keine Ruhe.

Eines Vormittags bat sie Clare, sie nach Lippinghall zu fahren. Fahrten waren Dinny mit gutem Grund verhaßt, denn was sie auf ihre besondere Art unterwegs beobachtete, machte ihr oft Kummer. Die beiden Mädchen kamen grade zum Lunch zurecht. Lady Mont hatte sich eben zu Tisch gesetzt und begrüßte sie mit den Worten:

„Guten Tag, liebe Kinder! O weh, wie ärgerlich, daß ich nur Karotten — eßt ihr überhaupt Karotten? — euer Onkel ist fort — sie sind so gut für die Verdauung. Blore, sieh nach, ob Augustine noch eine gebratene Schnepfe hat. O — und sag ihr, sie soll diese guten Pfannkuchen mit Marmelade machen, die ich nicht essen darf.“

„Bitte nichts, Tante Emily, was du nicht essen darfst.“

„Ich darf gegenwärtig überhaupt nichts essen. Euer

Onkel macht eine Mastkur, ich eine Entfettungskur. Und Blore — vergiß ja nicht die Käsespeise und einen guten Wein — und Kaffee.“

„Aber Tante Emily, das ist doch viel zu viel.“

„Und Trauben, Blore. Und die Zigaretten, die oben in Mr. Michaels Zimmer stehn. Dein Onkel raucht sie nicht und ich rauch eine ganz leichte Sorte, man muß sich einschränken. Ja, noch etwas, Blore!“

„Zu Befehl, Mylady?“

„Cocktails, Blore.“

„Tante Emily, Cocktails trinken wir doch nie.“

„Doch, ihr trinkt sie, ich hab euch schon dabei gesehen. Bist du aber mager, Clare, machst du vielleicht auch eine Entfettungskur?“

„Nein, Tante Emily, ich war in Schottland.“

„Jagen und fischen, wie? Lauft schnell einmal ums Haus herum, ich wart auf euch.“

Als die Schwestern ins Speisezimmer zurückkamen, hörten sie Lady Mont sagen:

„Blore, James' Hosen —“

„Zu Befehl, Mylady.“

„Ich fürchte, sie rutschen ihm jeden Augenblick herunter. Läßt sich denn gar nichts dagegen tun?“

„Doch, Mylady.“

„Ah, da seid ihr ja wieder! Tante Wilmet ist jetzt bei Henny zu Gast, da hallt wohl die ganze Gegend von ihren Meinungsverschiedenheiten wider. Ihr kriegt jede eine kalte Schnepfe. Dinny, was hast du nur mit Alan angestellt? Er sieht so interessant aus und sein Urlaub geht morgen zu Ende.“

„Nicht das geringste, Tante Emily.“

„Das ist es ja eben. Nein, Blore, mir nur Karotten. Wirst
356

du ihn denn nicht heiraten? Er soll irgendwo Aussichten haben. Er hat mir von euch beiden alles gestanden.“

Unter Clares forschendem Blick saß Dinny unbehaglich da und vergaß ganz, die Gabel zum Mund zu führen.

„Vorsicht, Dinny! Er läßt sich sonst nach China versetzen und heiratet dort unter seinem Stand. In Hongkong soll einem so was passieren. Ach ja! Mein Portulak ist eingegangen. Boswell und Johnson haben ihn mit Jauche begossen. Die Kerle haben keine Nase. Wißt ihr, was sie einmal angestellt haben?“

„Nein, Tante Emily.“

„Sie hatten Heufieber und just beim Kaninchenstall hat es sie packen müssen — sie niesten meinem besten Rammler ins Gesicht und das arme Tier ging drauf. Ich kündigte ihnen drum, aber sie gingen nicht; sie gehn überhaupt nicht, dein Onkel verwöhnt sie. Na, Clare, was ist mit dir? Wirst du dich bald vermählen?“

„Vermählen! Ach Tante Emily, wie das klingt!“

„Ein sehr netter Ausdruck, kommt in den Zeitungsnotizen vor. Wirst du dich also vermählen?“

„Fällt mir gar nicht ein.“

„Warum nicht? Hast du keine Zeit dazu? Karotten mag ich gar nicht, sie stimmen einen so traurig. Aber dein Onkel kommt jetzt ins gefährliche Alter, da muß ich auf der Hut sein. Weiß der liebe Himmel, wozu es bei den Männern ein gefährliches Alter gibt. Dein Onkel müßte eigentlich schon drüber hinaus sein.“

„Onkel Lawrence ist es tatsächlich. Er ist ja neunundsechzig. Hast du das nicht gewußt?“

„Hab nie was davon an ihm bemerkt. Blore!“

„Zu Befehl, Mylady?“

„Geh hinaus!“

„Zu Befehl, Mylady.“

„Es gibt nämlich Dinge,“ erklärte Lady Mont, als sich die Tür hinter dem Kammerdiener schloß, „über die man vor Blore nicht sprechen kann, über Geburtenbeschränkung, euren Onkel und so weiter. Arme Miez!“

Sie erhob sich, trat ans Fenster und ließ eine Katze auf ein Blumenbeet hinabgleiten.

„Wie reizend Blore zu ihr ist,“ murmelte Dinny.

„Mit fünfundvierzig machen sie Seitensprünge,“ bemerkte Lady Mont, als sie an den Tisch zurückkam, „und mit fünfundsechzig — vielleicht auch noch später. Ich hab noch nie einen Seitensprung gemacht — doch mit dem Pfarrer hab ich einen vor.“

„Fühlt er sich jetzt sehr einsam, Tantchen?“

„Nein,“ erwiderte Lady Mont, „er unterhält sich ausgezeichnet. Kommt sehr oft zu uns herüber.“

„Köstlich, wenn ihr — so ein Dreieck —“

„Dinny!“

„Onkel Lawrence würde das Riesenspaß machen.“

Lady Mont schien in tiefe Träumerei zu versinken.

„Wo ist Blore?“ fragte sie dann. „Ich möchte doch einen Pfannkuchen.“

„Du hast ihn ja hinausgeschickt.“

„Richtig!“

„Soll ich klingeln, Tante Emily?“ fragte Clare. „Die Tischglocke steht unter meinem Stuhl.“

„Ach ja, ich hab sie dorthin gestellt — dein Onkel ist dran schuld. Er las mir nämlich aus ‚Gullivers Reisen‘ vor. Ich muß schon sagen, der Mann schrieb oft sehr derb.“

„Nicht so derb wie Rabelais, oder auch nur Voltaire.“

„Lest ihr denn auch so derbe Bücher?“

„Allerdings, das sind doch Klassiker.“

„Da soll jetzt ein Buch erschienen sein, es heißt ‚Achilles‘ oder so ähnlich. Euer Onkel hat es in Paris gekauft. In Dover nahm man's ihm ab. Habt ihr es am Ende gelesen?“

„Nein,“ gab Dinny zur Antwort.

„Ich schon,“ erwiderte Clare.

„Das hättest du nicht tun sollen, nach allem, was mir dein Onkel davon erzählte.“

„O, heutzutage liest man doch alles, Tantchen. Da ist gar nichts dabei.“

Lady Mont blickte von einer ihrer Nichten zur andern.

„Hm!“ meinte sie, „die Bibel lesen wir ja auch. Blore!“

„Was befehlen Mylady?“

„Serviere den Kaffee auf dem Tigerfell in der Halle. Und leg ein Scheit aufs Feuer. Blore, mein Glas Vichyl“

Als sie es geleert hatte, erhoben sich alle.

„Gottvoll!“ flüsterte Clare Dinny ins Ohr.

„Was tut ihr eigentlich in Huberts Sache?“ fragte Lady Mont vor dem Feuer in der Halle.

„Wir ängstigen uns.“

„Ich hab Tante Wilmet gebeten, sie soll mit Henny sprechen. Du weißt, die sieht bisweilen Königliche Hoheit. Auch gibt es doch jetzt Flugzeuge. Könnte er nicht irgendwohin fliegen?“

„Onkel Lawrence hat für ihn Burgschaft geleistet.“

„Und wenn auch!“ rief Lady Mont. „Wir würden eben James entlassen, er hat ohnedies Krampfadern. Einen der beiden Gärtner könnten wir auch kündigen.“

„Hubert geht darauf bestimmt nicht ein,“ sagte Dinny.

„Ich hab ihn wirklich gern,“ erklärte Lady Mont. „Viel zu früh ins Ehejoch gespannt! Da kommt der Kaffee.“

Blore brachte Kaffeekanne und Zigaretten, ihm folgte

James mit einem langen Zedernholzscheit. Während Lady Mont den Kaffee aufgoß, herrschte andächtiges Schweigen.

„Zucker, Dinny?“

„Bitte zwei Löffel!“

„Für mich drei. Ich weiß, es macht dick. Und dir, Clare?“

„Einen, bitte.“

Die Mädchen schlürften den Kaffee.

„Ein Göttertrank!“ seufzte Clare.

„Jawohl!“ stimmte Dinny bei. „Tante Emily, warum ist dein Kaffee um so viel besser als jeder andre?“

„Danke für das Kompliment!“ sagte Lady Mont. „Ach dieser arme Mensch, Angelas Mann! Gott sei Dank, daß er wenigstens keinen von euch gebissen hat. Jetzt wird Adrian sie endlich kriegen. Ein wahres Glück!“

„So bald noch nicht, Tante Emily. Onkel Adrian geht nach Amerika.“

„Du meine Güte, warum denn?“

„Wir hielten es alle für das Beste, sogar er selbst.“

„Wenn der einmal ins Himmelreich soll,“ meinte Lady Mont, „muß ihn jemand begleiten. Allein traut er sich gewiß nicht durchs Tor.“

„Man wird ihm dort bestimmt einen Sitz reservieren.“

„Kann man nicht wissen. Der Pfarrer predigte vorigen Sonntag darüber.“

„Predigt er gut?“

„Er plaudert ganz gemütlich.“

„Früher schrieb ihm wohl Jeanne die Predigten?“

„Stimmt. Damals hatten sie mehr Schmiß. Von wem hab ich nur diesen Ausdruck aufgeschnappt, Dinny?“

„Von Micheal vermutlich.“

„Der bringt immer solche Ausdrücke nach Hause. Der
360

Pfarrer sagt, wir müssen Selbstverleugnung üben. Neulich war er zum Lunch hier.“

„Und hat wohl kraftig gefuttert?“

„Das will ich meinen.“

„Wieviel wiegt er eigentlich, Tante Emily?“

„Ohne Kleider? Weiß ich nicht.“

„Und mit Kleidern?“

„Mehr als genug. Er ist im Begriff, ein Buch zu schreiben.“

„Worüber?“

„Über die Tasburghs. Da ist eine, die ihr eigenes Begräbnis veranstalten ließ und nachher nach Frankreich floh. Eine geborene Fitzherbert. Dann war einer, der focht mit bei der Schlacht von — nein, nicht Spaghetti, aber so ähnlich.“

„Navarino? Dort hat er mitgekämpft?“

„Ja. Doch man hat es in Abrede gestellt. Der Pfarrer wird den Beweis erbringen. Dann war ein Tasburgh, der geköpft wurde; er vergaß, dieses Ereignis zu verzeichnen. Der Pfarrer hat das alles herausgetüftelt.“

„Unter welchem König?“

„Dinny, du verlangst wirklich zu viel. Mit den Königen soll ich mich auch noch herumplagen? Eduard der Sechste — oder war es der Vierte? Einer von der Roten Rose. Dann ist da noch der Tasburgh, der in unsere Familie geheiratet hat. Roland hieß er — oder am Ende anders? Er tat etwas Fürchterliches, da nahm man ihm seine Ländereien weg, Rekusant war er, so heißt es doch?“

„Das heißt, er verweigerte den Religionseid, blieb Katholik unter protestantischer Herrschaft.“

„Zuerst brannte man sein Haus nieder. Das steht im Mercurius Rusticus, oder wie es sonst heißt. Der Pfarrer

sagt, er war ungemein beliebt. Zweimal brannte man sein Haus nieder und plünderte es dann aus. Oder war die Reihenfolge umgekehrt? Es hatte einen Burggraben. Man fand auch noch ein Verzeichnis der geraubten Schätze.“

„Herrlich!“

„Marmelade, Silberzeug, Hühner, Leinwand und seinen Regenschirm oder so was Ähnliches. Gediegen, nicht?“

„Wann geschah das, Tantchen?“

„Im Bürgerkrieg. Er war Royalist. Jetzt fällt mir auch sein Name ein, Roland war es nicht. Und seine Frau hieß Elizabeth wie du, Dinny. Ja, die Geschichte wiederholt sich.“

Dinnys Blick hing an dem brennenden Scheit.

„Und dann war da noch der letzte Admiral unter Wilhelm dem Vierten, der hat sich ins Grab gesoffen, der Admiral, nicht Wilhelm der Vierte. Der Pfarrer behauptet aber, es ist gar nicht wahr, er wird diese Verleumdung in seinem Buch entkräften. Er behauptet, der Admiral hatte eine Erkältung und wollte sie mit Rum kurieren. Der aber machte ihm den Garaus Wo hab ich nur diese Wendung aufgeschnappt?“

„Ich gebrauche sie mitunter, Tantchen.“

„Richtig! Ihr seht, die Tasburghs haben eine ganze Menge interessanter Ahnen, abgesehen von den langweiligen, und gehn in gerader Linie auf Eduard den Bekenner zurück. Der Pfarrer will den Beweis führen, daß die Familie Tasburgh älter ist als unsre. Unfaßbar, so was!“

„Du meine Güte!“ murmelte Clare, „wer liest ein solches Buch?“

„Das frag ich mich auch. Aber ihm macht es den größten Spaß, in den alten Chroniken herumzustöbern, und überdies hält es ihn wach. Ah, da ist Alan! Clare, du hast gewiß

noch nicht gesehn, wo mein Portulak stand. Komm, machen wir einen kleinen Spaziergang!“

„Tante Emily! Schämst du dich denn gar nicht?“ flüsterte Dinny Lady Mont ins Ohr. „Und es hilft euch doch alles nichts!“

„Freilich läßt sich nicht das Ziel gleich im ersten Anlauf nehmen‘ — erinnerst du dich noch an dieses schöne Sprüchlein aus der Schulzeit? Einen Augenblick, Clare, bis ich meinen Hut hab.“

Und sie eilte mit Clare davon.

„Dein Urlaub ist also zu Ende, Alan?“ fragte Dinny, als sie mit dem jungen Mann allein blieb. „Wohin gehst du?“

„Nach Portsmouth.“

„Nette Stadt?“

„Nicht ubel. Dinny, ich möchte mit dir über Huberts Sache sprechen. Was soll geschehn, wenn es bei der nächsten Verhandlung schief geht?“

Da verließ Dinny ihre ganze Munterkeit, sie sank auf ein Kissen vor dem Kamin und sah mit angsterfüllten Augen zu ihm empor.

„Ich hab mich schon danach erkundigt,“ fuhr der junge Tasburgh fort, „man läßt dem Minister des Innern eine Frist von zwei oder drei Wochen zur Erledigung des Akts, und wenn er dem Auslieferungsbegehren stattgibt, expediert man den Angeklagten so schnell wie möglich, vermutlich von Southampton aus.“

„Du glaubst doch nicht, daß es im Ernst dazu kommen könnte?“

Düster erwiderte Alan: „Ich weiß nicht. Nimm an, ein Bolivianer hätte bei uns wen umgebracht und wäre dann heimgefahren. Würden wir nicht alles dran setzen, ihn zu fassen?“

„Aber das ist doch undenkbar!“

Der junge Mann sah Dinny an, aus seinem Blick sprachen starkes Mitleid und unbeugsame Entschlossenheit.

„Hoffen wir das Beste; wenn es aber dennoch schief geht, so muß etwas geschehn. Das laß ich nicht zu, und Jeanne ebensowenig.“

„Was könnte man denn tun?“

Der junge Tasburgh schritt die Halle ab und spähte nach allen Turen. Dann beugte er sich über Dinny und flüsterte:

„Hubert kann fliegen; seit unsrer Fahrt nach Chichester bin ich täglich geflogen. Jeanne und ich werden alles vorbereiten — für den Fall, daß —“

Dinny haschte nach seiner Hand

„Aber lieber Junge, das ist verrückt!“

„Nicht verrückter als tausend Dinge, die im Krieg geschehn sind.“

„Es wird deine Karriere vernichten.“

„Zum Teufel mit meiner Karriere! Soll ich ruhig zusehn, wie du und Jeanne jahrelang unglücklich seid und ein Mann wie Hubert elend zugrundegeht, was?“

Dinny drückte heftig Alans Hand und ließ sie wieder los.

„So weit kann und darf es nicht kommen! Wie willst du übrigens an Hubert heran, er würde dann doch in Haft sein?“

„Ich weiß nicht; doch wenn es so weit ist, werd ich's wissen. Soviel steht fest: Haben sie ihn einmal drüben über dem großen Wasser, dann sind seine Aussichten verdammt schlecht.“

„Hast du mit Hubert gesprochen?“

„Nein. Vorläufig ist alles noch in der Schwebe.“

„Er willigt bestimmt nicht ein.“

„Jeanne wird ihn schon dazu bringen.“

Dinny schüttelte den Kopf. „Da kennt ihr Hubert schlecht. Nie und nimmer gibt er das zu.“

Alan grinste und plötzlich erkannte Dinny seine furchtbare Entschlossenheit.

„Weiß Professor Hallorsen davon?“

„Nein. Wenn es sich vermeiden läßt, wird er es auch nicht erfahren. Aber er ist wirklich ein anständiger Kerl.“

Sie lächelte matt. „Ja, er ist ein anständiger Kerl, aber keiner von den unsern.“

„Dinny, du bist doch nicht in ihn verliebt?“

„Nein, mein Lieber.“

„Gott sei Dank! Vermutlich wird man Hubert nicht wie einen gewöhnlichen Verbrecher behandeln. Kann sein, das erleichtert die Ausführung unsres Plans.“

Tief erschuttert sah ihn Dinny an. Alans Bemerkung überzeugte sie davon, wie ernst er die Sache nahm.

„Jetzt begreif ich dein Vorgehn bei Zeebrugge. Aber—“

„Kein Aber! Kopf hoch! Übermorgen kommt das Postschiff, dann wird der Fall wieder aufgenommen. Ich werde dich bei der Verhandlung sehn. Jetzt muß ich fort zu meiner täglichen Flugübung. Ich wollte dir nur sagen, wenn alle Stricke reißen, dann nehmen wir das nicht ruhig hin. Meine herzlichsten Grüsse an Lady Mont. Ich seh sie vermutlich nicht mehr. Leb wohl, laß es dir recht gut gehn!“ Er küßte ihr die Hand und war draußen, ehe sie noch ein Wort der Erwiderung fand.

Dinny blieb am Kamin sitzen, in dem das Zedernscheit noch immer glomm, ganz still, seltsam ergriffen. Noch nie war es ihr in den Sinn gekommen, an dem günstigen Ausgang dieser Affäre zu verzweifeln, nie hatte sie ernstlich geglaubt, Hubert könne wirklich als Mörder ausgeliefert werden. Auch jetzt glaubte sie es noch immer nicht recht, und gerade das

versetzte sie so in Aufruhr, denn bekanntlich wirkt eine Gefahr umso aufregender, je ferner sie noch ist. Dieser Erregung gesellte sich ein wärmeres Gefühl für Alan. Daß er nicht einmal seinen Heiratsantrag wiederholt hatte, bewies ihr, wie furchtbar ernst er die Sache nahm. Und sie saß auf jenem Tigerfell, das der achte Baronet ohne große Aufregung erbeutet — er hatte den Tiger, als er sich unbemerkt fortschleichen wollte, vom Elefanten aus abgeschossen; sie wärmte den Körper an der Glut des Zedernscheits und den Geist in dem Gefühl, sie sei jetzt dem Feuer des Lebens näher gekommen als je zuvor. Quince, der alte schwarz-weiße Wachtelhund ihres Onkels, der in Abwesenheit seines Herrn, und sein Herr war oft nicht zu Hause, an menschlichen Wesen nur geringes Interesse nahm, trabte langsam durch die Halle, streckte sich vor dem Kamin aus, legte den Kopf auf die Vorderpfoten und sah mit rotumrandeten Augen zu Dinny empor. ‚Vielleicht — vielleicht auch nicht!‘ schien er zu sagen. Leise knisterte das Zedernscheit, eine Wanduhr am andern Ende der Halle schlug drei in ihrer gewohnten, sachten Weise.

ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Vor jeder drohenden Entscheidung, mag es sich nun um ein Ultimatum, ein Match, ein Wettrennen oder eine Hinrichtung handeln, gehn in den letzten Stunden die Wogen der Erregung hoch. Auch die Familie Cherrell befand sich am Tage der Gerichtsverhandlung, die über Huberts Schicksal entschied, in unerträglicher Spannung. Wie in alter Zeit eine Hochlandsippe sich unaufgefordert zusammenfand, wenn einem der Ihren Gefahr drohte, so hatten sich auch Huberts Angehörige vollzählig im Polizeigericht versammelt, außer Lionel, den sein Richteramt in Anspruch nahm, und Lionels und Hilarys Kindern — es hätte eine Hochzeit oder ein Begräbnis sein können; nur sahn sie zu grimmig drein und hegten alle heimlich das Gefühl, sie würden unverdient verfolgt. Dinny und Clare saßen zwischen ihren Eltern, nicht weit davon befanden sich Jeanne, Alan, Adrian und Hallorsen. Hinter ihnen saßen Hilary, seine Frau, Fleur, Michael und Tante Wilmet, dahinter Sir Lawrence und Lady Mont; in der letzten Bank hockte als Nachhut einer umgekehrten Phalanx Pfarrer Tasburgh.

Da trat Hubert mit seinem Anwalt ein und lächelte seiner Sippe zu. Im Gerichtssaal war Dinny zunächst fast ganz apathisch. Ihr Bruder war unschuldig, hatte nur in Notwehr gehandelt. Und wenn sie ihn verurteilten, unschuldig blieb er doch! Sie erwiderte Huberts Lächeln und blickte dann unverwandt auf Jeanne. Nie hatte diese Frau so sehr einer

Leopardin geglichen wie in dieser Stunde. Ihre seltsamen tiefliegenden Augen glitten von ihrem ‚Jungen‘ zu dem Mann hinüber, der ihn ihr zu rauben drohte.

Nachdem man das Protokoll der ersten Aussagen verlesen hatte, wurde das neu eingetroffene, beschworne Entlastungszeugnis Manuels von Huberts Anwalt vorgetragen. Dann aber schwand Dinnys Apathie, denn dieser Aussage stellte der öffentliche Ankläger eine andre, widersprechende gegenüber, die eidesstattliche Erklärung von vier Maultiertreibern, Manuel sei bei der Schießerei überhaupt nicht zugegen gewesen.

Ein Augenblick höchsten Entsetzens!

Vier Mestizen gegen einen!

Dinny gewahrte, wie der Richter einen Moment ganz bestürzt dreinsah.

„Wer hat diese zweite Aussage beschafft, Mr. Buttall?“

„Der Klageanwalt in La Paz, Sir. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß man von dem Diener Manuel ein Zeugnis verlangte.“

„Verstehe. Was haben Sie zu der Narbe zu bemerken, die der Angeklagte vorwies?“

„Außer der Angabe des Beklagten liegt dem Gericht und mir keine Aussage drüber vor, wie und wann er diese Verwundung erhielt.“

„Stimmt. Sie halten es doch nicht für möglich, der Getötete habe ihm diese Verwundung noch nach dem Schuß beigebracht?“

„Wenn Castro das Messer gezogen hatte und nach dem Schuß vornüber fiel, scheint mir diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen.“

„Mr. Buttall, das ist nicht sehr wahrscheinlich.“

„Gewiß nicht. Doch nach den vorliegenden Aussagen

wurde der Schuß wohlüberlegt und kaltblütig auf einige Schritt Entfernung abgegeben. Ich weiß überhaupt nichts davon, daß Castro ein Messer gezogen hat.“

„Die Sache steht demnach so: Entweder Ihre vier Zeugen lügen oder der Angeklagte und sein Diener Manuel.“

„So scheint es sich tatsächlich zu verhalten, Sir. An Ihnen ist es, zu entscheiden, ob die eidesstattliche Aussage von vier Männern gelten soll oder die von zweien.“

Dinny sah, wie der Richter bedenklich den Kopf wiegte.

„Ich bin völlig im Bilde, Mr. Buttall. Hauptmann Cherrell, was haben Sie auf die Aussage dieser vier Männer zu erwidern? War der Diener Manuel zugegen oder nicht?“

„Nichts, Sir. Ich weiß nicht, wo Manuel sich aufhielt. Ich hatte genug damit zu tun, mein Leben zu retten. Ich weiß nur, daß er fast unmittelbar danach auf mich zukam.“

„Fast? Wie lang danach?“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht, Sir — vielleicht eine Minute später. Ich gab mir Mühe, das Blut zu stillen. Als Manuel kam, verlor ich das Bewußtsein.“

Während der Reden der beiden Anwälte sank Dinny in ihre Apathie zurück. Dann folgte ein Schweigen von fünf Minuten und Dinnys Teilnahmslosigkeit schwand. Von dem ganzen Gerichtshof schien nur der Vorsitzende sich mit der Angelegenheit zu befassen und gar nicht fertig zu werden. Sie sah ihm durch die gesenkten Wimpern zu, wie er bald diesen Akt zu Rate zog, bald jenen. Er hatte ein rotes Gesicht, eine lange Nase, ein spitzes Kinn und Augen, die Dinny gefielen. Instinktiv empfand sie, daß ihm die Sache nicht behagte. Endlich hob er an:

„In dieser Verhandlung habe ich nicht die Frage zu entscheiden, ob überhaupt ein Verbrechen begangen wurde, und wenn

ja, ob der Angeklagte es beging. Ich muß mich lediglich überzeugen, ob hier ein Verbrechen in Frage steht, das die Auslieferung eines Staatsbürgers rechtfertigt; ferner, ob die ausländischen Zeugenaussagen amtlich beglaubigt sind und ob das vorliegende Beweismaterial nach den Gesetzen unseres Landes die Einleitung des Kriminalverfahrens gegen den Angeklagten erforderlich macht.“ Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Zweifelloos steht ein Verbrechen in Frage, bei dem wir einem Auslieferungsbegehren stattgeben müssen. Die Zeugnisse aus dem Ausland sind vorschriftsmäßig beglaubigt.“ Wieder machte er eine Pause, es herrschte Totenstille. Dinny vernahm einen langen Seufzer, so unheimlich und verlassen wie von einem Gespenst. Die Augen des Richters blickten zu Hubert hinüber und er fuhr fort:

„Nicht ohne Widerstreben bin ich zu dem Schluß gelangt, auf Grund des vorliegenden Beweismaterials über den Angeklagten die Haft zu verhängen, bis durch eine etwaige Vollmacht des Innenministers seine Auslieferung an Bolivien erfolgt. Ich habe die Verantwortung des Angeklagten zur Kenntnis genommen; sie stützt sich auf die eidesstattliche Erklärung eines Zeugen, der die Tat als Akt der Notwehr darstellt, ihr somit den Charakter eines Verbrechens ab Erkennt. Dem widerspricht die gegenteilige Aussage von vier andern Zeugen. Ich sehe keine Möglichkeit, mich für die eine oder andre der widersprechenden Zeugenaussagen zu entscheiden. Nur soviel steht fest, daß sie im Verhältnis vier zu eins stehn. Alles übrige lasse ich dahingestellt. Angesichts der eidesstattlichen Aussage von vier Zeugen, daß der Schuß wohlüberlegt abgegeben wurde, könnte die unbewiesene Gegenbehauptung des Angeklagten die Unterlassung des Kriminalverfahrens nicht rechtfertigen, wenn das Ver-

brechen in unserm Staat begangen worden wäre. Das Verfahren darf also auch dann nicht niedergeschlagen werden, wenn das Verbrechen im Ausland verübt wurde. Ich gestehe es unumwunden, ich komme nur widerstrebend zu diesem Schlusse; doch bleibt mir kaum eine andere Möglichkeit offen. Ich wiederhole, ich habe hier nicht über die Schuld oder Unschuld des Angeklagten ein Urteil zu fallen, sondern nur darüber, ob ein regelrechtes Gerichtsverfahren wegen Mordes stattfinden soll oder nicht. Ich kann es nicht verantworten, die Einleitung dieses Verfahrens abzulehnen, doch das letzte Wort hat in derartigen Fällen der Innenminister, der das Auslieferungsbegehren bestätigt. Ich verhängte daher über Sie die Haft, bis die Entscheidung fällt. Sie haben bis dahin noch eine Frist von mindestens funfzehn Tagen. Auf Grund der Habeas Corpus-Akte steht Ihnen das Recht zu, inzwischen gegen die Haft Berufung einzulegen. Es liegt nicht in meiner Macht, Sie gegen Bürgschaft noch länger auf freiem Fuß zu belassen, aber vielleicht können Sie diese Begünstigung durch eine Appellation an das Oberhofgericht erwirken.“

Entsetzt sah Dinny, wie Hubert kerzengrad dastand, dann mit leichter Verbeugung vor dem Richter die Anklagebank verließ und langsam hinausschritt, ohne einen einzigen Blick zurückzuwerfen. Hinter ihm verließ auch sein Anwalt den Gerichtssaal.

Dinny saß niedergeschmettert da, während der nächsten Minuten nahm sie nichts wahr als Jeannes starres Gesicht und Alans braune Hände, die sich um seinen Stockgriff klammerten.

Endlich erwachte sie aus ihrer Betäubung, sah Tränen auf den Wangen ihrer Mutter, sah den Vater aufstehn.

„Komm!“ sagte er, „nur fort von hier!“

In diesem Augenblick sorgte sie sich mehr um den Vater als um irgendwen sonst in der Welt. Seit diese Affäre begonnen hatte, hatte er so wenig gesagt und so viel gelitten. Es war grauenhaft für ihn! Dinny empfand sein schlichtes Empfinden nur zu gut. Für ihn bedeutete der Zweifel an Huberts Wort unerträgliche Schmach, nicht nur für seinen Sohn, sondern auch für ihn, Huberts Vater, für ihre Ideale, ihren Glauben, für alle Soldaten und Gentlemen! Was immer auch geschah, das würde er nie ganz verwunden. Zwischen Gerechtigkeit und dem Gerechten bestand also ein unversöhnlicher Widerspruch! Konnte es ehrenhaftere Menschen geben als ihren Vater, ihren Bruder und vielleicht auch diesen Richter? Sie folgte ihrem Vater hinaus in die Bow Street, jenes trube Kielwasser des Lebens und Verkehrs, und fand dort die ganze Gesellschaft wieder, nur Jeanne, Alan und Halvorsen fehlten.

„Nehmen wir doch Autos,“ schlug Sir Lawrence vor, „und fahren wir in die Mount Street, dort wollen wir die nächsten Schritte besprechen.“

Als sie sich eine halbe Stunde später in Tante Emilys Empfangszimmer einfanden, waren die drei Ausreißer noch immer nicht da.

„Was ist denn los mit ihnen?“ fragte Sir Lawrence.

„Wahrscheinlich sind sie mit Huberts Anwalt gegangen,“ erwiderte Dinny, doch sie wußte es besser. Die drei heckten gewiß irgendeinen verzweifelten Plan aus; sie blieb daher während der ganzen Beratung ziemlich zerstreut.

Sir Lawrence meinte, Bobbie Ferrar sei noch immer ihr Mann. Wenn der bei Walter nichts ausrichten könne, gebe es überhaupt keine Hilfe mehr. Er riet, sich nochmals an ihn und den Marquis von Shropshire zu wenden.

Der General sagte gar nichts. Er stand ein wenig abseits

und starrte auf eines der Bilder seines Schwagers, offenbar ohne es zu sehn. Dinny merkte, daß er es nicht über sich brachte, an dem Gespräch teilzunehmen. Woran er wohl dachte? An die Zeit, da er so jung verheiratet gewesen wie sein Sohn? An den langen Felddienst in den Sand- und Steinwüsten Indiens und Südafrikas unter glühender Tropensonne? An die Zeit, da er in leitender Stellung seinen ganzen Scharfsinn hatte aufbieten müssen? An das angestrengte Studium der Generalstabskarten, den Blick auf der Uhr, das Ohr an der Hörmuschel des Telefons? An seine Wunden und die lange Krankheit seines Sohnes? Zwei Leben dem Dienst des Vaterlands geopfert — und das war am Ende der Lohn!

Dinny hielt sich in Fleurs Nähe auf; ein instinktives Gefühl verriet ihr, von diesem klaren, raschdenkenden Kopf könne eine wertvolle Anregung kommen.

„Bentworth hat auf die Behörden großen Einfluß, ich könnte vielleicht ihn aufsuchen,“ hörte sie Hilary sagen.

„Ah! Den kenn ich ja von Eton her, da begleite ich dich,“ erklärte der Pfarrer.

„Ich werd Henny nochmals auf die Königliche Hoheit hetzen,“ brummte Tante Wilmet.

„In zwei Wochen tagt das Parlament wieder,“ meinte Michael.

„Das Parlament taugt gar nichts, Michael,“ fiel Fleur ungeduldig ein. „Die Presse ist auch für die Katz. Ich hab eine Idee.“

„Ah!“ Dinny atmete auf und trat an sie heran.

„Wir sind noch immer nicht auf den Kern der Sache gekommen,“ fuhr Fleur fort. „Was sind eigentlich die Hintergründe dieser Affäre? Weshalb soll der Regierung Boliviens so viel an einem Mestizen-Maultiertreiber liegen? Ihr

geht es gar nicht um den Erschossenen, sondern um den Schimpf, der dem Land dadurch widerfuhr. Sich von Fremden prügeln und niederknallen lassen! Wir müssen also dem bolivianischen Gesandten solange zusetzen, bis er Walter erklärt, seine Regierung habe an dieser Angelegenheit kein Interesse mehr.“

„Wir können ihn doch nicht mit Gewalt dazu pressen,“ murmelte Michael, „das tut man doch nicht in vornehmen Kreisen.“

Ein leises Lächeln umspielte Dinnys Lippen, sie war davon nicht so überzeugt.

„Ich leite das in die Wege,“ sagte Fleur halblaut. „Dinny, fahr mit uns. Die hier kommen doch nicht weiter.“ Ihr Blick glitt rasch über die neun älteren Leute. „Ich geh zu Onkel Lionel und Tante Alison; er als neugebackener Richter wird natürlich keinen Finger zu rühren wagen, aber sie wird es schon besorgen. Sie kennt alle Gesandtschaftsmenschen. Kommst du mit, Dinny?“

„Ich muß doch jetzt meinen Eltern zur Seite stehn.“

„Die bleiben hier. Emily hat sie eben eingeladen. Wenn du gleichfalls in London bleibst, dann komm möglichst oft zu uns herüber. Du kannst in dieser Sache vielleicht von Nutzen sein.“

Dinny nickte. Ihr war es eine Erleichterung, daß sie in London blieben. Der Gedanke, diese bangen Tage in Condaford zu verbringen, fiel ihr schwer aufs Herz.

„Jetzt gehn wir!“ erklärte Fleur, „ich fahr sogleich zu Alison!“

Michael blieb noch einen Augenblick zurück und drückte Dinnys Arm.

„Kopf hoch, Dinny! Wir reißen ihn schon aus der Patsche. Wenn nur Walter nicht wäre! Der ist der schlimmste

Patron. Sich einzubilden, man sei die leibhaftige Gerechtigkeit! Das ist doch einfach zum —“

Als alle fort waren bis auf ihre Eltern, ging Dinny hinauf, nach dem Vater zu sehn. Noch immer stand er vor einem Bild, doch diesmal vor einem andern. Dinny schob die Hand unter seinen Arm und sagte:

„Lieber Vater, alles wird noch gut werden. Hast du nicht bemerkt, wie leid es dem Richter tat? Es stand nur nicht in seiner Macht, die Sache niederschlagen. Der Innenminister wird das schon besorgen.“

„Eben hab ich mich gefragt,“ sagte der General ohne eine Spur von Bitterkeit und ohne Nachdruck, „was unsere Landsleute wohl anfangen, wenn wir Soldaten nicht draußen ständen und unser Leben für sie aufs Spiel setzten. Wozu tun wir überhaupt noch unsere Pflicht, wenn man unsern Worten keinen Glauben schenkt? Na, wo wäre jetzt dieser Richter? — er handelt ja nach bestem Wissen und Gewissen und doch! Wo wäre er, hätten sich junge Burschen wie Hubert nicht freiwillig zum Felddienst gemeldet? Warum, frag ich mich, schlagen mein Sohn und ich einen Lebensweg ein, der mich an den Rand des Bankrotts und ihn in diese Patsche gebracht hat? Hätten wir uns nicht als Juristen oder Geschäftsleute in ein warmes, behagliches Nest setzen können? Wiegen denn in einem derartigen Fall die langjährigen Dienste eines Mannes wie eine Flaumfeder? Dinny, dieser Schimpf trifft die ganze Armeel!“

Sie beobachtete das krampfhaftes Zucken seiner hagern braunen Hände, die er verschränkt hielt wie beim Kommando ‚Rührt euch!‘ Ihr ganzes Herz flog ihm zu, und doch sah sie ein, wie unvernünftig es von ihm war, eine solche Ausnahmestellung zu verlangen. „Himmel und Erde werden vergehen, ehe denn ein Buchstabe des Gesetzes verloren

gingel! — hatte sie dieser Bibelstelle nicht erst unlängst gedacht?

„Ich muß jetzt mit Lawrence fort,“ sagte er endlich. „Sieh dich nach der Mutter um, sie hat arges Kopfweg.“

Dinny zog im Schlafzimmer der Mutter die Vorhänge zu, reichte ihr die üblichen Arzneimittel und ging; die Mutter sollte versuchen zu schlafen. Dann stieg sie wieder treppab. Clare war ausgegangen. Das Empfangszimmer, das eben noch so voll Menschen gewesen, schien nun ganz verlassen. Sie schritt hindurch und öffnete das Klavier. Da ließ sich eine Stimme vernehmen:

„Nein, nein, Polly, du mußt zu Bett, ich bin zu traurig!“ Und Dinny gewährte ihre Tante, die im Erker den Papagei in seinen Käfig setzte.

„Wollen wir nicht miteinander trauern, Tante Emily?“

Lady Mont wandte sich ihr zu.

„Dinny, lehn deine Wange an meine!“

Dinny tat es. Tante Emilys Wange war weich, rund und rosa und wirkte beruhigend.

„Vom ersten Augenblick hab ich gewußt, was er sagen wird,“ erklärte Lady Mont. „Er hat solch eine schrecklich lange Nase, in zehn Jahren wird sie ihm bis zum Kinn reichen. Mit so einem Menschen ist nichts anzufangen. Wie man sich nur so was herausnehmen darf! Weinen wir, Dinny. Setz du dich dorthin, ich hieher.“

„Übernimmst du den Sopran oder den Alt bei unserm Duett, Tante Emily?“

„Einerlei. Fang du an. Ein Mensch, der keine Verantwortung zu übernehmen wagt! Ich hätt es ohneweiters getan. Warum hat er nicht ganz einfach zu Hubert gesagt: ‚Gehe hin und sündige nicht mehr!‘?“

„Hubert hat doch überhaupt nicht gesündigt.“

„Um so schlimmer! Auf Ausländer was zu geben! Die zu beachten! Neulich saß ich hier in Lippinghall am Fenster, auf der Terrasse hockten drei Stare. Ich mußte zweimal niesen, aber meinst du, die hätten es im mindesten beachtet? Wo liegt denn dieses Bolivien?“

„In Südamerika, Tante Emily.“

„Geographie war immer meine schwache Seite. Meine Landkarten waren die schlechtesten in der ganzen Schule. Einmal fragte man mich, wo Livingstone Stanley geküßt habe, und ich gab zur Antwort: ‚Am Niagara‘. Es stimmte aber nicht.“

„Tantchen, es war allerdings ein Stück weit weg — nur ein anderer Erdteil.“

„Jawohl. Ich hab noch nie jemanden so herzlich lachen gehört, wie meine Lehrerin bei dieser Antwort. Sie lachte Tränen. Dick war sie — du, Hubert ist recht mager.“

„Das war er immer, doch seit der Hochzeit sieht er lustiger aus.“

„Jeanne ist dicker geworden im Ehestand — natürlich. Du solltest wirklich auch, Dinny — du weißt schon was.“

„Tantchen, einen solchen Ehestiftungskoller hattest du noch nie.“

„Was ist denn unlängst auf dem Tigerfell passiert?“

„Tante Emily, das kann ich dir unmöglich verraten.“

„Dann muß es ja etwas ganz Schlimmes gewesen sein?“

„Etwas ganz Gutes, meinst du wohl, Tante?“

„Du machst dich über mich lustig.“

„Aber Tantchen! Hab ich denn je den schuldigen Respekt vergessen?“

„Das will ich meinen. Ich erinnere mich noch sehr gut an das Gedicht, das du über mich verfaßt hast:

„Die Tante Emily sprach neulich:
»Mein Kind, du nähst und säumst abscheulich.«
Das find ich von der Tante greulich.
Ich schwore euch bei meiner Ehr,
Sie selbst näht noch abscheuliche r!“

Ich hab mir's gemerkt. Es verriet Charakter, fand ich.“

„War ich wirklich solch ein kleiner Teufel?“

„Und ob! Sag einmal, kann man Hunde stutzen lassen, daß sie kürzer werden?“ Sie wies auf den goldbraunen Apportierhund, der auf dem Teppich lag. „Bonzos Taille ist wirklich zu lang.“

„Das hab ich dir doch schon gesagt, als er noch ganz klein war, Tante.“

„Freilich. Ich selbst hab es aber erst bemerkt, als er anfang, Kaninchen auszugraben. Er plagt sich dabei so ab, der Arme. Ach Dinny, was tun wir jetzt, wenn wir nicht weinen?“

„Lachen?“ fragte Dinny.

DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Da der Vater und Sir Lawrence zum Dinner nicht zurückkamen und die Mutter im Bett blieb, speiste Dinny allein mit ihrer Tante, denn Clare hielt sich bei Freunden auf.

„Tante Emily,“ sagte sie nach der Mahlzeit, „du bist mir doch nicht böse, wenn ich jetzt zu Michael geh? Du weißt doch, Fleur —“

„Sie wird doch nicht — das wäre ja viel zu früh. Sie soll doch erst Ende März —“

„Aber nein! Vorderhand hat sie nur eine Idee geboren.“

„Ach so!“ Lady Mont druckte die Klingel.

„Blore, ein Taxi für Miß Dinny! Und, Blore, melde mir's, wenn Sir Lawrence heimkommt. Ich nehm jetzt ein heißes Bad und wasch mir das Haar“

„Sehr wohl, Mylady.“

„Dinny, wäschst du dir auch immer das Haar, wenn du traurig bist?“

Durch den finstern, nebligen Abend fuhr Dinny nach dem South Square und fühlte sich so tief bedrückt wie noch nie. Nun saß Hubert in einer Kerkerzelle, getrennt von der Frau, die er erst vor drei Wochen geheiratet, wer weiß, vielleicht für immer! Und sah ein Schicksal vor Augen, das nicht auszudenken war! Alles nur darum, weil diese Gesellen es nicht auf ihr Gewissen nehmen wollten, seinem Wort ohneweiters zu trauen. Angst und Zorn wallten in ihr auf, wie Hitzeschwaden vor einem Gewitter.

Sie traf Fleur und ihre Tante Lady Alison in eifrigem Gespräch über die erforderlichen Schritte. Der bolivianische Gesandte hatte, wie es schien, nach einer Erkrankung einen Erholungsurlaub angetreten, er war verreist und ein Untergebener versah jetzt sein Amt. Nach Lady Alisons Ansicht machte das die Sache schwieriger, denn der Stellvertreter würde wahrscheinlich keine Verantwortung übernehmen. Immerhin wollte sie eine Diplomatengesellschaft zum Lunch laden und Fleur und Michael dazu bitten; auch Dinny sollte kommen, wenn sie es wünschte. Doch sie schüttelte den Kopf. Sie hatte das Vertrauen zu ihrer Kunst im Umgang mit Diplomaten verloren.

„Wenn ihr beide, du und Fleur, es nicht fertig bringt, Tante Alison, dann richte i c h bestimmt nicht das mindeste aus. Aber Jeanne kann, wenn sie will, ungemein bezaubernd sein.“

„Jeanne hat mir eben telephonierte, Dinny. Du sollst heute auf dem Heimweg einen Sprung in ihre Wohnung machen. Wenn nicht, will sie dir schreiben.“

Dinny erhob sich. „Ich geh gleich hin.“

Sie eilte durch den Nebel am Themsekai hin und wandte sich zu dem Block von Mietskasernen, wo Jeanne Unterkunft gefunden. An der Straßenecke schrien kleine Zeitungsjungen die blutrünstigen Tagesereignisse aus. Sie kaufte ein Blatt, um zu sehn, ob Huberts Angelegenheit schon drin stand, und entfaltete es unter einer Laterne. Jawohl, da war's! „Britischer Offizier verhaftet. Auslieferungsbefehl wegen Mords.“ Wie wenig Aufmerksamkeit hätte sie dieser Notiz geschenkt, wäre es sie nicht persönlich angegangen! Diese Nachricht bedeutete für sie und die Ihren grenzenlosen Kummer, für das Publikum einen kleinen, angenehmen Nervenkitzel. Das Unglück anderer war eine

380

Zerstreuung und die Zeitungen lebten davon. Der Mann, von dem sie das Blatt erstanden, hatte ein mageres Gesicht, schmutzige Kleider, ein lahmes Bein. Und, vielleicht um das Schicksal durch ein kleines Opfer günstig zu stimmen, reichte sie ihm die Zeitung zurück und einen Shilling. Der Mensch riß vor Staunen Mund und Augen auf. Hatte die am Ende das große Los gewonnen? Die?

Dinny stieg die Ziegeltreppe zu Jeanne empor. Die Wohnung lag im zweiten Stock. Vor der Tür drehte sich eine große schwarze Katze sechsmal um sich selbst; sie lief dabei, wie es schien, immer ihrer eignen Schwanzspitze nach. Dann ließ sie sich nieder und hob eine ihrer Vorderpfoten, um sie zu lecken.

Jeanne öffnete selbst die Tür. Offenbar war sie grade beim Packen gewesen, eine Hemdhose hing ihr über dem Arm. Dinny gab der Schwägerin einen Kuß und sah sich um. Noch nie war sie hier gewesen. Die Türen des kleinen Wohnraums, des Schlafzimmers, der Küche und des Bads standen offen; die Wände waren apfelgrün getüncht, der Fußboden mit dunkelgrünem Linoleum belegt. Im Schlafzimmer standen ein Doppelbett und einige Handkoffer, im Wohnraum zwei Armsessel und ein kleiner Tisch, in der Küche eine Anrichte und drauf ein Glastopf mit Badesalz. Keine Teppiche, keine Bilder, keine Bücher, an den Fenstern Vorhänge aus bedrucktem Kattun; ein eingebauter Schrank nahm eine ganze Wand des Schlafzimmers ein, Jeanne hatte draus die Kleider hervorgeholt und aufs Bett geworfen. Kaffeegeruch und Lavendelduft unterschieden die Atmosphäre dieser Wohnung von der Luft auf der Treppe.

Jeanne legte die Hemdhose hin.

„Willst du Kaffee trinken, Dinny? Ich hab grad welchen gekocht.“

Sie goß ihn in zwei Schalen, zuckerte ihn, reichte Dinny eine der Schalen und ein Papiersäckchen mit Zigaretten. Dann wies sie einladend auf einen der Armstühle und setzte sich selbst in den andern.

„Du hast also meine Botschaft erhalten? Freut mich, daß du gekommen bist. Da brauch ich kein Paket zu machen, das tu ich so ungern. Du nicht auch?“

Ihr kühler, frischer Gesichtsausdruck setzte Dinny in Staunen.

„Hast du Hubert seither gesehn?“

„Ja. Er hat es ganz angenehm. Seine Zelle ist nicht schlecht, sagt er; man hat ihm Bücher und Schreibpapier gegeben. Auch Essen kann er sich holen lassen, nur rauchen darf er nicht. Gegen dieses Verbot mußte man Beschwerde führen. Nach dem britischen Gesetz ist Hubert jetzt noch ebenso unschuldig wie der Minister des Innern. Und verbietet dem vielleicht irgendein Paragraph das Rauchen? Ich werde Hubert vorläufig nicht wiedersehn. Aber du wirst ihn besuchen, Dinny! Gib ihm einen herzlichen Kuß von mir und bring ihm einige Zigaretten, vielleicht darf er sie doch rauchen.“

Dinny starrte Jeanne an.

„Was hast du denn vor?“

„Darüber will ich eben mit dir sprechen, aber nur mit d i r. Versprich mir strengste Diskretion, sonst sag ich kein Wort.“

Entschlossen erklärte Dinny: „Ich schweige wie das Grab.“

„Morgen reise ich nach Brüssel. Alan ist schon heute gefahren. Man hat ihm wegen dringender Familienangelegenheiten den Urlaub verlängert. Wir wollen uns für das Schlimmste vorbereiten, weiter nichts. Ich lerne fliegen, in

der halben Zeit wie die andern. Wenn ich dreimal im Tag aufsteige, kann ich es in drei Wochen ganz gut. Und wenigstens drei Wochen Frist hat mir unser Anwalt garantiert. Selbstverständlich ahnt er nichts von meinem Plan. Niemand darf etwas wissen, nur du. Du könntest für mich etwas besorgen.“ Sie streckte die Hand aus und holte aus ihrem Täschchen ein in Seidenpapier gewickeltes kleines Paket hervor.

„Ich muß funfhundert Pfund haben. Wir sollen in Brüssel für wenig Geld aus zweiter Hand einen guten Aeroplan bekommen, doch werden wir den Rest des Betrages brauchen. Da sieh, Dinny, dies ist ein altes Familienerbstück und sehr wertvoll. Du sollst es gegen funfhundert Pfund versetzen. Wenn du dabei nicht soviel herausschlägst, mußt du es verkaufen. Verpfänd oder verklopf es in deinem Namen. Wechsle das Geld in belgische Banknoten um und schick sie mir eingeschrieben an das Hauptpostamt Brüssel. Binnen drei Tagen muß ich das Geld haben.“ Sie streifte das Papier ab. Ein altmodischer, doch sehr schöner Smaragdanhänger kam zum Vorschein.

„Ah!“

„Ein schönes Stück!“ sagte Jeanne. „Du kannst hübsch viel verlangen. Funfhundert Pfund gibt man dir bestimmt dafür. Smaragde stehn hoch im Preis.“

„Aber warum versetzt du ihn nicht selbst vor deiner Abreise?“

Jeanne schüttelte den Kopf.

„Nur keinen Verdacht erwecken! Was du tust, Dinny, ist schließlich einerlei. Du hast ja nicht vor, das Gesetz zu brechen. Alan und ich müssen es vielleicht, aber fangen lassen wir uns nicht.“

„Du solltest mir doch mehr drüber erzählen,“ bat Dinny.

Wieder schüttelte Jeanne den Kopf.

„Unnötig, und auch unmöglich. Näheres wissen wir ja selbst noch nicht. Kopf hoch! Sie werden uns Hubert nicht fortführen. Du übernimmst das also?“ Sie wickelte den Anhänger wieder ein.

Dinny nahm das kleine Paket und ließ es in den Ausschnitt des Kleides hinabgleiten, da sie kein Täschchen mit hatte. Dann beugte sie sich vor und mahnte eindringlich:

„Versprich mir, Jeanne, du wirst keinen derartigen Schritt wagen, eh nicht alles andre fehlschlägt.“

Jeanne nickte. „Erst im allerletzten Augenblick. Es wäre sonst nicht ratsam.“

Dinny drückte ihr die Hand. „Jeanne, ich hätte dich nicht in diese Sache stürzen sollen! Hätt ich euch beide doch nur nicht zusammengebracht!“

„Liebste, ich hätte es dir nie verziehn, wenn du es nicht getan hättest. Ich hab ihn doch so lieb!“

„Aber es ist so entsetzlich für dich!“

Jeanne starrte in die Ferne. Wieder glich sie einer Leopardin, die um ihr Junges bangt.

„Nein, mich freut der Gedanke, ihn herauszureißen. Noch nie hab ich mich so frisch und lebendig gefühlt.“

„Setzt Alan viel dabei aufs Spiel?“

„Wenn wir geschickt vorgehn, wohl kaum. Wir haben verschiedene Pläne, je nachdem die Dinge sich gestalten.“

„Ich hoffe zu Gott, daß sich das alles als überflüssig erweist,“ seufzte Dinny.

„Ich auch. Doch man darf die Sache nicht dem Zufall überlassen, und schon gar nicht bei einem solchen Ausbund an Gerechtigkeit wie Walter.“

„Also leb wohl, Jeanne. Viel Glück!“

Sie küßten einander und Dinny trat auf die Straße hinaus,

mit dem Smaragdanhänger, der ihr bleischwer auf dem Herzen lag. Jetzt begann ein feiner Sprühregen, sie fuhr im Auto in die Mount Street zurück. Ihr Vater und Sir Lawrence waren eben heimgekommen. Sie brachten nur unwesentliche Neuigkeiten. Wie es schien, wollte Hubert nicht mehr darum ansuchen, gegen Bürgschaft auf freiem Fuß belassen zu werden. „Jeanne muß ihn herumkriegen,“ dachte Dinny. Der Innenminister Walter war in Schottland und würde erst in vierzehn Tagen zur Parlamentseröffnung zurückkehren. Vorher konnte also das Auslieferungsbegehren nicht rechtskräftig werden. Wahrscheinlich hatten sie also noch drei Wochen Frist und konnten inzwischen Himmel und Erde in Bewegung setzen. Aber eher stürzten Himmel und Erde ein, ehe denn ein Buchstabe des Gesetzes verloren ginge. „Einflußnahme“, „Interesse“, „Einfädeln“, „Durchsetzen“ — war das alles wirklich nur sinnloses Geschwätz? Oder gab es doch irgendeinen geheimnisvollen Weg, den sie alle nur nicht kannten?

Ihr Vater küßte sie und ging bekümmert zu Bett; Dinny blieb allein mit Sir Lawrence zurück. Sogar er war niedergeschlagen.

„Heut läßt uns beide unsre Munterkeit im Stich,“ sagte er. „Dinny, mitunter glaub ich, daß wir den Wert des Gesetzes stark überschätzen. Das Justizverfahren ist roh und überstürzt und trifft bei der Strafbemessung ungefähr ebenso oft das Richtige, wie die Diagnose eines Arztes, der den Patienten zum erstenmal sieht. Doch aus unerklärlichen Gründen scheint uns das Gesetzbuch ein Heiligtum wie der Gral und seine Paragraphen dünken uns Offenbarungen Gottes. Wenn es je einen Fall gab, bei dem ein Minister den Regungen der Menschlichkeit nachgeben könnte, ist es wohl dieser. Und dennoch scheint mir Walter nicht dazu geneigt.“

Und Bobbie Ferrar hat denselben Eindruck, Dinny. Vor kurzem hat offenbar irgendein hirnverbrannter Idiot Walter als ‚Urbild der Unbestechlichkeit‘ gepriesen; diese Lobhudelei ist ihm nach Bobbies Vermutung berauschend zu Kopf gestiegen, statt ihm den Magen umzudrehn; seither hat er keine Gnade walten lassen. Ich überlege, ob ich nicht an die ‚Times‘ einen Brief schicken soll des Inhalts: ‚Diese Pose erbarmungsloser Unbestechlichkeit in gewissen Ämtern unsres Vaterlandes schädigt die Gerechtigkeit mehr als die Methoden der Justiz von Chicago.‘ Diesen Kerl sollte Chicago berufen. Er ist übrigens einmal druben gewesen, glaub ich. Entsetzlich, wenn ein Mensch so alle Menschlichkeit verliert!“

„Ist er verheiratet?“

„Gegenwartig nicht einmal das,“ erklärte Sir Lawrence.

„Manche Leute werden schon als Unmenschen geboren, nicht wahr?“

„Die sind nicht einmal so schlimm; bei denen weiß man wenigstens, wie man dran ist, und kann auf der Hut sein. Die Kerle, denen ihr Wert zu Kopf steigt, richten das meiste Unheil an. Da fällt mir ein, ich hab dem jungen Mann gesagt, du würdest ihm zu einem Miniaturbild sitzen.“

„Ach Onkel, doch jetzt nicht, in dieser Sorge um Hubert.“

„Nein, nein, jetzt gleich natürlich nicht. Aber in Huberts Sache muß bald etwas geschehn. Dinny, wie wär’s übrigens mit dem jungen Frauchen, mit Jeanne?“ fugte er mit schlaudem Zwinkern hinzu.

Dinny blickte ihn voll ahnungsloser Unschuld an.

„Wieso, was meinst du, Onkel?“

„Mir scheint, die laßt sich nicht so leicht kleinkriegen.“

„Freilich nicht, aber was kann die arme Jeanne dabei tun?“

„Das frag ich mich eben,“ erwiderte Sir Lawrence und zog die eine Braue hoch, „das frag ich mich eben. Weißt du, es gibt doch allerhand unschuldige Dinge, es gibt Engel ohne Flügel. Gab es schon zu meiner Zeit und gibt es auch jetzt noch, nur daß euch Engeln jetzt so die Flügel wachsen.“

Dinny sah ihn noch immer mit ihrem Unschuldsblick an und dachte: „Onkel Lawrence sieht unheimlich scharf.“ Bald darauf ging sie zu Bett.

Entsetzlich, schlafengehn zu müssen, so in Hangen und Bängen! Und doch, wieviele angstgequalte Menschenkinder mußten schlafen gehn und die Wangen ins Kissen drucken! Das Zimmer schien ihr von dem sinnlosen Leid der ganzen Welt erfüllt. Wäre sie doch wenigstens dichterisch begabt! Da könnte sie jetzt aufstehn und sich in einem lyrischen Erguß Luft machen. Aber ach, so leicht hatte sie's wahrhaftig nicht, sie lag da und war traurig, traurig, angstvoll und zornig. Sie entsann sich noch ihrer Gefühle in den Tagen, da Hubert kaum achtzehnjährig in den Krieg gezogen, sie selbst war damals dreizehn gewesen. Wie entsetzlich war das damals, doch noch lange nicht so schlimm wie jetzt! Sie fragte sich, warum. Damals hatte er jeden Augenblick den Tod finden können; jetzt war er sicherer als jeder, der nicht hinter Schloß und Riegel saß. Selbst auf der Überfahrt nach Amerika, bis zur Übergabe an das Gericht im fernen Ausland vor stammesfremden Richtern würden ihn die Begleitpersonen wie ihren Augapfel hüten. Einige Monate hindurch drohte ihm keine Lebensgefahr. Warum schien ihr also sein gegenwärtiges Schicksal so viel grauenhafter als alle die Gefahren, denen er seit dem ersten Tag des Felddienstes ins Auge geschaut, furchtbarer sogar, als die lange, böse Zeit der Expedition mit Hallorsen? Warum? Wohl darum, weil er all diesen fruheren Nöten und Gefahren

freiwillig die Stirn geboten; doch in sein heutiges Elend hatte ihn fremde Gewalt gestürzt. Fremde Gewalt zwang ihn nieder, raubte ihm die beiden heiligsten Güter der Menschheit: persönliche Freiheit und Privatleben, Güter, die die Menschheit in Staat und Gemeinde seit Jahrtausenden erstrebt, bis — bis sie eben der Ideenwelt des Bolschewismus erlag. Freiheit und Privatleben — jedermann waren sie wertvolle Güter, vor allem aber Leuten ihres Schlags, die allein der Stimme des eignen Gewissens gehorchen wollten. Wie sie so dalag, sah sie Hubert in seiner Kerkerzelle, voll Sehnsucht nach Jeanne, voll Ingrimm über seine Haft, voll Grauen vor der Zukunft, verbittert, beklommen, elend. Was hatte er denn verbrochen, Herrgott im Himmel, was nur? Welcher Mann mit Gefühl und Temperament hätte in Huberts Lage nicht ganz dasselbe getan?

Der Straßenlärm, der aus der Park Lane heraufdrang, gab den Grundbaß zu ihrer rebellischen Klage. Sie wurde so rastlos, daß sie es nicht länger im Bett aushielt; sie warf den Morgenrock über und wanderte lautlos durch den Raum, bis sie in der kühlen Herbstluft erschauerte, die durchs offene Fenster drang. Wer weiß, am Ende war die Ehe doch nicht so ganz zu verachten. Man hatte wenigstens eine Brust, an die man sich schmiegen, an der man sich ausweinen konnte, ein Ohr, das den Klagen Gehör lieh, und Lippen, die Worte des Mitgefühls sprachen. Doch schwerer als die Einsamkeit war in diesen bösen Wochen das Nichtstun zu ertragen. Sie beneidete alle, die wie ihr Vater und Sir Lawrence wenigstens ihren Angelegenheiten nachgehn und im Auto herumfahren konnten; besonders beneidete sie Jeanne und Alan. Was sie auch taten, immer noch besser, als gar nichts tun wie sie! Sie zog den Smaragdanhänger hervor und sah ihn an. Nun, da gab es morgen wenigstens etwas für sie zu er-

ledigen, sie malte sich aus, wie sie, den Schmuck in der Hand, irgendeinem herzlosen Geldverleiher große Summen entlocken würde. Dann schob sie den Anhänger unter ihr Kopfkissen, als vermöchte seine Nähe sie von dem Gefühl der Hilflosigkeit zu befreien, und schlief endlich ein

Am nächsten Morgen stand sie zeitig auf. Ihr war eingefallen, sie könnte den Anhänger vielleicht schon am Morgen versetzen und Jeanne das Geld noch vor der Abreise bringen. Sie beschloß, den Kammerdiener Blore zu fragen. Sie kannte ihn ja schon seit ihrem fünften Jahr. Er war ein altes Faktotum der Familie und hatte nie etwas von den Kümmernissen verraten, die sie ihm in den Kindertagen anvertraute.

Als er mit Tante Emilys Kaffeemaschine kam, trat Dinny auf ihn zu.

„Blore!“

„Bitte, Miß Dinny?“

„Möchten Sie nicht so lieb sein und mir im strengsten Vertrauen sagen, wer als der anständigste Pfandleiher von London gilt?“

Überrascht und doch gefaßt stellte der Kammerdiener die Kaffeemaschine auf den Tisch — schließlich mußte in dieser Zeit so mancher etwas versetzen.

„Miß Dinny,“ sagte er zuletzt nachdenklich, „da ist natürlich die Firma Attenborough, doch, wie ich höre, gehn jetzt die vornehmsten Kreise zu einem gewissen Frewen in der South Molton Street. Ich kann seine Hausnummer im Telefonbuch nachschlagen. Er soll, wie es heißt, sehr zuverlässig und anständig sein.“

„Famos, Blore! Übrigens hat die Sache ja nicht viel zu bedeuten.“

„Selbstverständlich, Miß.“

„Und — und Blore, muß ich wirklich meinen eignen Namen angeben?“

„Nein, Miß Dinny. Wenn ich raten darf, geben Sie den Namen meiner Frau und die hiesige Adresse an. Falls Sie mit ihm in Verbindung treten müssen, könnte ich es telephonisch vermitteln. Verlassen Sie sich auf mich.“

„Das ist mir wirklich ein Trost, Blore. Doch wird es Ihre Frau nicht vielleicht ubelnehmen?“

„Keine Spur, Miß, sie ist gewiß froh, wenn sie Ihnen einen Gefallen erweisen darf. Wenn Sie wünschen, kann ich die Sache für Sie erledigen.“

„Vielen Dank, Blore. Aber ich fürchte, ich muß es doch selbst besorgen.“

Der Kammerdiener strich sich das Kinn und sah sie an; sein Blick schien Dinny wohlwollend, doch etwas spöttisch.

„Darf ich mir noch einen Rat erlauben, Miß? Auch dem Besten seiner Sorte dürfen Sie nie verraten, daß Ihnen an der Sache etwas liegt. Bietet er Ihnen nicht den vollen Wert, dann gibt es ja noch andre.“

„Herzlichen Dank, lieber Blore! Wenn er es nicht tut, wend ich mich an Sie. Kann ich um halb zehn schon zu ihm?“

„Das soll die beste Zeit sein, Miß. Da treffen Sie ihn noch frisch und unternehmungslustig.“

„Lieber Blore!“

„Wie man hört, hat er Welt- und Menschenkenntnis. Er wird Sie gewiß nicht für eine zweifelhafte Dame halten.“

Dinny legte den Finger an die Lippen.

„S i e schweigen, Blore!“

„Wie das Grab, Miß. Nächst Mr. Michael waren Sie ja immer mein Liebling.“

„Und Sie der meine.“ Sie langte nach der ‚Times‘, da trat ihr Vater ein und Blore zog sich zurück.

„Hast du gut geschlafen, Vater?“

Der General nickte.

„Und Mutters Kopfweh?“

„Ist nicht mehr so arg. Sie kommt gleich herunter. Wir sehn ein, daß wir durch Sorgen die Sache nicht besser machen.“

„Stimmt, liebster Vater. Was meinst du, können wir jetzt mit dem Frühstück beginnen?“

„Emily frühstückt auf ihrem Zimmer, Lawrence um acht. Bereite du den Kaffee.“

Dinny schritt andächtig ans Werk, sie teilte die Leidenschaft ihrer Tante für guten Kaffee.

„Und was macht Jeanne?“ fragte der General plötzlich. „Kommt sie zu uns?“

Dinny hielt den Blick gesenkt.

„Ich glaub nicht, Vater. Das ließe ihr keine Ruhe. Sie will wohl lieber allein damit fertig werden. Ich an ihrer Stelle möchte es auch.“

„Armes Mädel! Aber Mut hat sie wirklich. Bin froh, daß Hubert solch ein mutiges Mädchen geheiratet hat. Diese Tasburghs haben das Herz auf dem rechten Fleck. Ich erinnere mich noch an einen ihrer Onkel, der stand in Indien bei einem Gurkharegiment — ein waghalsiger Bursche! Seine Soldaten gingen für ihn durchs Feuer. Wo ist er nur gefallen, laß mich nachdenken!“

Dinny beugte sich tiefer über den Kaffee.

Es war noch nicht halb zehn, als sie fortging, ihren schönsten Hut auf dem Kopf, den Anhänger im Taschchen. Punkt halb zehn stieg sie in den ersten Stock eines Geschäftshauses in der South Molton Street. In einem geräumigen

Zimmer saßen an einem Mahagonitisch zwei Herren, die man für Buchmacher hätte halten können. Ängstlich musterte Dinny die beiden, um irgendeine Spur von Herz an ihnen zu entdecken. Nun, sie schienen wenigstens aufgeräumt; der eine trat auf sie zu.

Dinny fuhr sich unmerklich mit der Zunge über die Lippen.

„Sie sind, wie ich höre, so liebenswürdig, Geld auf Juwelen zu leihen?“

„Jawohl, gnädige Frau.“ Er war grauhaarig, ziemlich kahl und rotwangig, hielt einen Kneifer in der Hand und starrte sie durch das Glas hindurch aus hellen Augen an. Dann setzte er den Zwicker auf die Nase, zog einen Stuhl an den Tisch heran, machte eine einladende Handbewegung und ließ sich nieder. Dinny nahm Platz.

„Ich brauche ziemlich viel, funfhundert Pfund.“ Sie lächelte. „Als Pfand geb ich ein altes, ganz hübsches Erbstück.“

Beide Herren verneigten sich leicht.

„Ich brauche das Geld auf der Stelle, hab eine dringende Zahlung zu leisten. Da ist das Pfand!“ Und sie zog den Anhänger aus der Tasche, entfernte die Hülle und legte ihn auf den Tisch. Dann fiel ihr Blores Rat ein, sie lehnte sich lässig zurück und kreuzte die Beine.

Eine volle Minute lang musterten die beiden Männer den Anhänger, ohne ein Wort zu sprechen oder eine Miene zu verziehn. Dann öffnete der zweite der Herren eine Lade und entnahm ihr eine Lupe. Während er den Anhänger prüfte, sah der erste Dinny aufmerksam an; ihr entging das nicht — vermutlich war das die Art der Arbeitsteilung dieser Herren. Welches Juwel gefiel ihnen wohl besser, der Anhänger oder — sie? Atemlos gespannt wartete sie auf das Urteil und

392

hielt dabei die Augen halboffen, die Brauen ein wenig emporgezogen.

„Ihr Eigentum, gnädige Frau?“ fragte der erste der beiden Herren.

Dinny erwiderte fest: „Jawohl,“ — sie entsann sich wieder des alten Schulungenspruchs: „Lüge, aber laß dich nicht erwischen!“

Der zweite legte die Lupe hin und schien mit der Hand das Gewicht des Schmuckstücks zu prüfen.

„Sehr nett,“ meinte er. „Altmodisch, aber sehr nett. Wie lang brauchen Sie das Geld?“

Dinny hatte keine Ahnung. „Sechs Monate,“ erwiderte sie kühn; „doch ich darf es wohl auch früher einlösen?“

„Gewiß. Fünfhundert Pfund, sagten Sie?“

„Bitte.“

„Wenn Sie einverstanden sind, Mr. Bondy,“ erklärte der zweite Herr, „ich bin es.“

Dinny hob den Blick zu Mr. Bondys Gesicht. Ob der jetzt wohl sagte: „Nein, sie hat mich angelogen?“ Doch er schob die Unterlippe ein wenig vor und erwiderte mit leichter Verbeugung:

„Gewiß!“

„Ob die immer den Angaben ihrer Klienten Glauben schenken — oder nie?“ fragte sie sich. „Doch einerlei — sie haben den Anhänger, ich muß ihn auf Treu und Glauben ausliefern — oder vielmehr Jeanne.“

Der zweite Herr schob den Anhänger fort, holte ein Buch hervor und trug etwas ein. Mr. Bondy schritt auf einen Stahlschrank zu.

„Möchten Sie das Geld in Banknoten, gnädige Frau?“

„Bitte.“

Der zweite Herr — er trug einen Schnurrbart, weiße

Gamaschen und glotzte ein wenig — überreichte ihr das Buch.

„Bitte um Name und Adresse, Gnädige.“

Dinny schrieb bebend ‚Mrs Blore‘ und die Adresse ihrer Tante in der Mount Street. ‚Gott steh mir bei!‘ fuhr es ihr durch den Kopf, ‚ich hab ja keinen Ehering!‘ und sie krampfte die linke Hand zusammen, um den Ringfinger den Blicken der Herren zu entziehen. Leider saßen ihre Handschuhe wie angegossen, der Ringfinger ließ den erwünschten Wulst vermissen.

„Falls Sie das Schmuckstück wieder haben wollen, sind am 29. April des nächsten Jahres fünfhundertfünfzig Pfund zu erlegen. Wenn wir bis dahin nichts von Ihnen hören, wird das Pfand zum Verkauf ausgedoten.“

„Natürlich. Wenn ich es aber früher einlösen will?“

„Dann haben Sie entsprechend weniger zu bezahlen. Der Zinsfuß beträgt zwanzig Prozent; heut in einem Monat beträgt die fallige Summe also fünfhundertacht Pfund, sechs Shilling, acht Pence.“

„Verstehe.“

Der erste Herr trennte einen Zettel ab und händigte ihn Dinny ein.

„Hier ist der Pfandschein.“

„Kann der Anhänger gegen Bezahlung von jedermann behoben werden, der diesen Zettel vorweist? Falls ich Sie vielleicht nicht mehr persönlich aufsuchen kann?“

„Gewiß, gnädige Frau.“

Dinny steckte die Bestätigung ein und barg dabei die linke Hand möglichst tief im Täschchen. Dann hörte sie zu, wie Mr Bondy das Geld auf den Tisch zählte. Er zählte prachtvoll, leise knisterten die Banknoten, sie schienen noch ganz neu. Dinny nahm sie mit der Rechten, verwahrte sie im

Täschchen und erhob sich, wobei sie noch immer die Linke versteckt hielt.

„Vielen Dank.“

„Keine Ursache, gnädige Frau, das Vergnügen war auf unsrer Seite. Wir stehen Ihnen mit Freude zu Diensten. Guten Tag!“

Dinny verneigte sich und schritt langsam zur Tür. Unter den halbgesenkten Lidern sah sie ganz deutlich den einen der beiden Herren mit einem Auge zwinkern.

Ziemlich versonnen stieg sie die Stufen hinab und schloß das Täschchen.

„Die denken am Ende gar, ich krieg ein Baby; oder ich hab beim Cambridge-Wettrennen verloren.“ Ach was, sie hatte das Geld in Händen und es war genau drei-viertel zehn. In Cooks Büro würde man es wohl wechseln oder ihr wenigstens sagen, wo belgisches Geld zu haben sei.

Sie mußte jedoch bei mehreren Schaltern vorsprechen, das Umwechseln nahm fast eine Stunde in Anspruch. Ganz heiß hatte sie sich gelaufen, als sie endlich den Viktoriabahnhof betrat. Langsam ging sie den Zug entlang und spahte in jedes Abteil. Etwa zwei Drittel hatte sie schon abgeschritten, da rief hinter ihr eine Stimme:

„Dinny!“ Sie blickte um sich und sah Jeanne in der Tür eines Abteils zweiter Klasse stehn.

„Ah, da bist du ja, Jeanne! Es war eine solche Hetzjagd. Sag doch, glanz meine Nase?“

„Dinny, du siehst nie erhitzt aus.“

„Na, ich hab's geschafft. Hier das Ergebnis: fünfhundert Pfund, fast alles in belgischem Geld.“

„Großartig!“

„Und hier der Pfandschein. Mit diesem Zettel kann jeder

den Anhänger auslösen. Die Zinsen betragen zwanzig vom Hundert. Am 29. April verfällt das Pfand.“

„Behalte du den Schein, Dinny.“ Jeanne senkte die Stimme. „Wenn wir unsern Plan ausführen müssen, sind wir im April schwerlich in London. Es gibt ja verschiedene Staaten, die keine diplomatischen Beziehungen zu Bolivien unterhalten. Dort müssen wir wohnen, bis die Sache hier in Ordnung gebracht ist.“

„Weißt du,“ sagte Dinny offen, „ich hätte mehr heraus schlagen können. Sie haben gierig zugeschnappt.“

„Ach was! Jetzt muß ich einsteigen. Hauptpostamt Brüssel. Lebwohl! Kuß Hubert von mir und sag ihm, alles geht wie am Schnürchen.“ Sie schlang die Arme um Dinny, drückte sie heftig an sich und sprang in den Zug zurück. Er setzte sich fast augenblicklich in Bewegung. Dinny blieb stehn und winkte dem strahlenden braunen Gesicht zu, das vom Fenster nach ihr zurücksah.

VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Dinnys erfolgreiche Tätigkeit am Morgen hatte, wie sich bald erwies, auch ihre Schattenseite: der Rest des Tages ließ sich um so schwerer totschiagen.

Durch die Abwesenheit des Innenministers und des bolivianischen Gesandten schien alles ins Stocken geraten; ohnedies konnte Dinny dabei schwerlich von Nutzen sein. Ihr blieb nichts übrig als zu warten und sich vor Sorge zu verzehren. In den Vormittagsstunden schlenderte sie durch die Straßen, betrachtete die Schaufenster und die Leute, die davor standen. Zum Lunch nahm sie in einem billigen Speisehaus poschierte Eier. Dann ging sie in ein Kino, in der unbestimmten Hoffnung, sie könnte sich mit dem abenteuerlichen Plan Jeannes und Alans eher befreunden, wenn sie etwas Ähnliches auf der Leinwand vorgeführt sähe. Doch sie hatte kein Glück. Der Film brachte weder Flugzeuge noch Prärien, noch Detektive, noch eine Flucht vor dem rächenden Arm der Justiz; dafür aber einen kostlichen französischen Gentleman, einen Herrn in den besten Jahren, der für eine Stunde, ja sogar für noch länger sich in fremde Schlafzimmer verirrt, ohne dabei irgendeine Unschuldslilie zu knicken. Dinny fand wider Willen dran Vergnügen — ein lieber Kerl, vielleicht der vollendetste Lügner, den sie je gesehen.

Ein wenig erheitert und in behaglicher Stimmung begab sie sich in die Mount Street zurück.

Hier erfuhr sie, ihre Eltern seien mit dem Nachmittagszug nach Condaford heimgefahren. Was sollte sie tun? Ihnen als gute Tochter nachreisen, oder abwarten, ob es für sie doch etwas zu tun gabe?

Unentschlossen ging sie in ihr Zimmer hinauf und begann zerstreut zu packen. Beim Öffnen einer Schublade stieß sie auf Huberts Tagebuch, das sie noch immer in Verwahrung hatte. Zerstreut blätterte sie darin; plötzlich entdeckte sie eine Stelle, die ihr unbekannt vorkam; sie handelte nicht von Huberts Gefahren und Beschwerden.

„In einem Buch, das ich gerade lese, finde ich folgende Stelle: „Wir gehören einer Generation an, die die Erbärmlichkeit des Daseins grundlich ausgekostet hat, die den Mut aufbringt, sich damit abzufinden und zu sagen: Genießt die Freuden des Augenblicks, alles andre ist eitel.“ Das ist *m e i n e* Generation, die Jugend der Kriegs- und Nachkriegsjahre. Diese Lebensanschauung beherrscht heute die breite Masse; doch bei gründlicher Überlegung finden wir, daß die Flachköpfe aller Zeiten davon durchdrungen waren. Besonders die Generation vor dem Krieg, ja noch früher, seit Darwins Lehre der Religion so hart zugesetzt. Was gewann man am Ende durch diese Weisheit? Angenommen, man habe die Einsicht erlangt, sämtliche Ideale und Satzungen seien wandelbar, die Begriffe der Ehrlichkeit im Geschäftsleben, der Freiheit, Vertragstreue, Ehe, Religion und so weiter; Tugend und Sitte trugen keinen Lohn, weder in dieser Welt noch im ungewissen Jenseits; das einzig Reale sei der Genuß und das Streben danach. Aber verhalf diese Erkenntnis wirklich dazu, Freude und Genuß zu steigern? Ganz und gar nicht, im Gegenteil. Wenn jedermann bewußt und rücksichtslos dem Grundsatz huldigt: „Genieße dein Leben um jeden Preis!“, dann wird bei dieser wilden Jagd

398

nach Genuß einer den andern skrupellos über den Haufen rennen, keiner wird zuruckbleiben, keiner, ausgenommen vielleicht jene schwerfalligen Kauze, die von Anfang an diese Lehre gepredigt hatten — die werden wahrscheinlich nichts davon haben. Denn alle diese Satzungen und Moralbegriffe, deren Hinfälligkeit sie so scharfsinnig durchschauten, dienen ja doch seit grauen Zeiten nur dem Zweck, die Menschen im Zaum zu halten und die Aussicht auf Glück und Wohlstand jedermann zu sichern, statt nur wenigen gefährlichen Gewalttatern und durchtriebenen Köpfen. Alle Einrichtungen der Gesellschaft, Religion, Ehe, Gesetz und Recht, fordern vom Einzelnen Rücksichtnahme auf den andern, um ihm selbst ihre Rücksicht zu sichern. Ohne diese Satzungen glichen wir maßig tüchtigen Autobanditen und Vagabunden, die unter der Botmäßigkeit einiger Erzgauner stehn. Nur ein Narr kann also schonungsloses Verfahren mit den Mitmenschen empfehlen und sich dadurch selbst der Schonung und der Aussicht auf Glück und Wohlstand berauben. Gediegen ist es nur, daß wir alle das klar erkennen, wie immer wir auch schwatzen mögen. Leute, die wie der Verfasser des Buches daherreden, vergessen im Augenblick der Entscheidung diese Grundsätze völlig. Selbst ein Autobandit hat noch seine Ehre und verrät vor Gericht seine Spießgesellen nicht. Diese neue Philosophie, man müsse sich mit dem sinnlosen Dasein abfinden und möglichst viel Genuß aus ihm herauspressen, erweist sich als unbedachtes Geschwätz. Und doch schien sie mir beim ersten Lesen ganz einleuchtend.'

Dinny ließ das Blatt so jäh sinken, als versenke es ihr die Finger, ihr Gesichtsausdruck hatte sich plötzlich verklärt. Daran trug aber nicht diese Stelle schuld — ihr Sinn war ihr kaum zum Bewußtsein gekommen. Nein! Sie hatte eine

Erleuchtung! Wie kam es nur, daß ihr das erst jetzt einfiel? Sie rannte zum Telephon hinab und klingelte Fleur an.

„Hallo?“ fragte Fleurs Stimme.

„Fleur, ich brauche Michael. Ist er zu Hause?“

„Jawohl. Michael — Dinny!“

„Bist du's, Michael? Bitte, kannst du sofort zu mir herüberkommen? Wegen Huberts Tagebuch. Mir ist eine Eingebung gekommen, am Telephon mag ich aber nicht darüber sprechen. Oder soll ich zu dir? Du kommst? Ausgezeichnet! Wenn Fleur will, soll sie dich begleiten, oder bring wenigstens ihren Scharfsinn mit!“

Zehn Minuten später kam Michael allein; der erregte Klang von Dinnys Stimme hatte auch auf ihn gewirkt. Sie zog ihn in den Alkoven und nahm neben ihm auf dem Sofa, unter dem Papageienkäfig, Platz.

„Du, lieber Michael, plötzlich ist mir was eingefallen: Könnten wir nicht Huberts Tagebuch — rund fünfzehntausend Worte — sofort drucken lassen, so daß es baldigst veröffentlicht werden kann? Unter irgendeinem guten Titel wie ‚Verraten‘ — oder —“

„Verkauft und Verraten“, meinte Michael.

„Jawohl, ‚Verkauft und Verraten‘. Das könnte man dem Innenminister zeigen und ihm erklären, es käme mit einem geharnischten Vorwort heraus, dann sieht er vielleicht von der Bestätigung des Auslieferungsbegehrens ab. Dieser Titel, das Vorwort, dazu noch ein Angriff der Presse — das macht doch große Sensation und wäre ihm bestimmt nicht angenehm. Das Vorwort könnte in kraftvollen Wendungen den Verrat am eignen Volksgenossen anprangern, das feige Kriechen vor dem Ausländer und so weiter. Dann bringen wir es bestimmt bei der Presse an.“

Michael fuhr sich durchs Haar.

„Das ist wirklich ein Geistesblitz, Dinny, zweifellos; aber wie stellt man es an, ohne als Erpresser zu erscheinen? Ist das unvermeidlich, so müssen wir eben drauf verzichten. Wenn Walter Erpressung wittert, geht er uns kaum auf den Leim.“

„Wir wollen ihm doch klar machen, daß er die Auslieferung noch bereuen wird.“

„Liebes Kind,“ entgegnete Michael und blies eine Rauchwolke zu dem Papagei empor, „das muß viel schlauer eingefadelt werden. Da kennst du die Staatsmänner schlecht. Man muß sie dahin bringen, aus eigenem Antrieb, von hohen ethischen Beweggründen geleitet, ihren Vorteil zu verfolgen. Wir müssen Walter so bearbeiten, daß er aus einem niedrigen Motiv heraus handelt und sich einbildet, es sei edlen Motiven entsprungen. Das ist unerläßlich.“

„Genugt es denn nicht, wenn er von einem edlen Motiv nur reden kann? Muß er es sich selbst einbilden?“

„Unbedingt, zumindest am hellen Tag. Was er um drei Uhr früh denkt und fühlt, ist einerlei. Dumm ist er nicht, davon kannst du überzeugt sein. Meiner Ansicht nach,“ Michael fuhr sich wieder durchs Haar, „ist Bobbie Ferrar der einzige, der die Sache deichseln kann. Er kennt Walter in- und auswendig.“

„Ist er ein netter Mensch? Wird er es tun?“

„Bobbie ist eine Sphinx, aber eine durchaus gutartige. Über alles ist er orientiert. Er ist eine Art Empfangsstation, er hört alles von selbst, wir müßten also persönlich gar nicht in Aktion treten.“

„Michael, müßten wir nicht vor allem das Tagebuch sofort in Druck geben, damit man glaubt, es konnte jeden Tag erscheinen?“

„Gewiß, aber das Vorwort ist der springende Punkt.“

„Wieso?“

„Zunächst soll Walter das gedruckte Tagebuch lesen und zu dem Schluß kommen, daß die Bestätigung des Auslieferungsbegehrens für Hubert ein unverdienter Schlag wäre, was ja leider nur zu wahr ist. Mit andern Worten, wir wollen fürs erste an sein menschliches Empfinden ruhren. Dann aber wird Walter sich vermutlich sagen: ‚Ein harter Schlag ist es freilich für den jungen Cherrell, ein harter Schlag, doch der Polizeirichter hat ihn verhaften lassen, die Bolivier drängen auf die Auslieferung, und er ist ein Mann vornehmen Standes — wir dürfen nicht den Argwohn erwecken, daß wir Klassenjustiz üben —“

„Das find ich abscheulich!“ fiel Dinny leidenschaftlich ein, „warum soll ein Mensch dafür büßen, daß er nicht von Krethi und Plethi stammt? In meinen Augen ist das eine Feigheit.“

„Mag sein, Dinny, aber in derlei Dingen sind wir Politiker stets feig. Was wollt ich nur sagen, als mich dein Anfall unterbrach? Walter fährt also fort: ‚Man darf nicht so unbesonnen nachgeben. Die Kleinstaaten erwarten von uns, daß wir sie mit ganz besondrer Rücksicht behandeln —“

„Warum?“ fiel Dinny wieder ein. „Man muß ja rein glauben —“

Michael hob abwehrend die Hand.

„Ich weiß schon, Dinny, ich weiß ja. In diesem psychologisch bedeutsamen Augenblick muß Bobbie unerwartet in Aktion treten und beiläufig bemerken: ‚Übrigens soll ja auch ein Vorwort dazu erscheinen, ich hab es im Manuskript gelesen, es läuft darauf hinaus, England zeige sich immer auf Kosten der eignen Staatsbürger nobel. Es geht scharf ins Zeug, Sir, und die Presse wird nur so drauf fliegen. Das Schlagwort: wir lassen unsre eignen Landsleute zugrunde-

gehn, wirkt ja stets populär. Doch grade ein Mann der starken Hand wie Sie, Sir, — so ungefähr mußte Bobbie dann fortfahren — ,sollte endlich mit diesem Vorurteil auf-räumen. Es mag ja grundlos sein, ist hoffentlich grundlos, dennoch hat es in der Meinung des Volks tief Wurzel ge-schlagen. Und Sie, Sir, könnten es vielleicht eher als jeder andre ausrotten und das Vertrauen des Volkes neu beleben. Just dieser Fall bietet Ihnen gute Gelegenheit. Auch aus rein sachlichen Gründen,‘ spräche Bobbie weiter, ,empfiehlt es sich, dieses Auslieferungsbegehren abschlägig zu bescheiden. Die Narbe war ja wirklich echt, der Schuß tatsächlich ein Akt der Notwehr. Überdies wäre zweifellos dem Vaterland damit gedient, wenn das Volk wieder die Überzeugung ge-winnt, die Behörden lassen keinen Engländer fallen.‘ Dabei ließe es Bobbie vorläufig bewenden. Walter aber hätte das erhebende Gefühl, er habe nicht allein einen Angriff auf seine Person klug vermieden, sondern sich kuhn für das Wohl des Landes eingesetzt — und das, Dinny, ist für einen Staats-mann nun einmal unerläßlich.“ Dabei rollte Michael die Augen. „Du siehst also,“ fuhr er dann fort, „Walter wird vollkommen begreifen, wenn er es auch vielleicht sich selbst nicht zugibt, daß das Erscheinen des Vorworts nur von seiner Bestätigung des Auslieferungsbegehrens abhängt. Um Mitternacht, denk ich, wird er sich den Sachverhalt offen eingestehn. Doch sein offizielles Bewußtsein um sechs Uhr nachmittags bleibt davon überzeugt, das Verweigern der Auslieferung bedeute eine mutige Tat. Was er um drei Uhr morgens davon halt, kann uns völlig schnuppe sein. Ver-standen?“

„Michael, das hast du prächtig dargelegt. Doch wird Walter nicht das Vorwort l e s e n müssen?“

„Hoffentlich nicht, aber Bobbie mußte es in der Tasche

haben, um nötigenfalls den Angriff dadurch zu verstärken. Du mußt wissen, Bobbie ist durchaus nicht auf den Kopf gefallen.“

„Doch wird Mr. Ferrar das tun wollen?“

„Im Prinzip ja. Mein Vater hat ihm einmal einen großen Dienst erwiesen und der alte Shropshire ist sein Onkel.“

„Wer aber soll das Vorwort schreiben?“

„Hoffentlich kann ich den alten Blythe dazu bewegen. Vor dem hat man in unserer Partei noch immer Angst, wenn er will, heizt er den Leuten tuchtig ein.“

Dinny klatschte in die Hände.

„Was meinst du, wird er es tun wollen?“

„Das hängt von dem Tagebuch ab.“

„Dann bin ich ohne Sorge.“

„Darf ich das Tagebuch lesen, bevor ich es in Satz gebe?“ fragte Michael.

„Selbstverständlich. Aber denk dir, Hubert mag nicht, daß es herauskommt.“

„Geht in Ordnung. Wenn die Geschichte mit Walter klappt und er die Auslieferung verweigert, so ist das Erscheinen des Tagebuchs überflüssig, und geht er uns nicht auf den Leim, ebenfalls. Dann ist sowieso Hopfen und Malz verloren.“

„Und die Druckkosten?“ fragte Dinny.

„Ein paar Pfund — etwa zwanzig.“

„Die bring ich schon auf,“ — blitzschnell schweiften Dinny's Gedanken zu den Herren Frewen & Co., sie war ja gewöhnlich knapp bei Kasse.

„Unbesorgt, Dinny. Das werd ich schon ordnen.“

„Nein, Michael, es war mein Einfall, ich will dafür blechen. Du ahnst ja gar nicht, wie entsetzlich es ist, Hubert in dieser Gefahr zu wissen und nichts für seine Rettung tun

zu können. Mir kommt vor, wenn er einmal an Bolivien ausgeliefert ist, hat er kaum mehr Aussicht auf Rettung.“

„Die Entschlüsse der Staatsmänner lassen sich schwer vorhersagen,“ meinte Michael. „Man unterschätzt sie gewöhnlich. Sie sind bedeutend komplizierter und vielleicht auch ihren Grundsätzen treuer, als man gewöhnlich annimmt, sicher aber erheblich schlauer. Dennoch glaub ich, daß die Geschichte klappen wird, falls Blythe und Bobbie Ferrar sich gehörig ins Zeug legen. Blythe werd ich bearbeiten, und mein Vater soll Bobbie zusetzen. Inzwischen geb ich das in Satz.“ Er griff nach dem Tagebuch. „Leb wohl, liebe Dinny, sorg dich nicht zu viel!“

Dinny gab ihm einen Kuß, dann ging er.

Abends um zehn rief er sie an.

„Dinny, ich hab das Tagebuch gelesen. Wenn Walter dabei ungerührt bleibt, ist sein Herz aus Stein. Einschlafen wird er bestimmt nicht, wie der andre Bursche. Was man ihm auch nachsagen mag, gewissenhaft ist er. Und es handelt sich doch hier um ein Menschenleben, der Fall ist ernst, das wird auch Walter einsehn. Hat er das Tagebuch nur erst in Händen, dann liest er es gewiß von A bis Z. Es ist wirklich ergreifend und zeigt den Vorfall in ganz neuem Licht. Also Kopf hoch!“

„Tausend Dank!“ rief Dinny leidenschaftlich und ging leichteren Herzens zu Bett als an den vorigen Tagen.

FÜNFUNDREISSIGSTES KAPITEL

Während der folgenden Tage, die Dinny endlos hinzuschleichen schienen, blieb sie in der Mount Street, um nötigenfalls gleich bei der Hand zu sein. Am schwersten fiel es ihr, Jeannes Rüstungen zu verheimlichen. Das gelang ihr scheinbar bei allen, nur Sir Lawrence zog eine Braue hoch und äußerte in vielsagendem Ton:

„Pour une gaillarde, c'est une gaillardel!“

Dinny schlug unschuldig die Augen auf. „Ganz wie Botticellis Madonna! Mochtest du nicht Bobbie Ferrar kennen lernen? Ich lunche mit ihm in Dumourieux' Keller in der Drury Lane — eine Champignonspeise, weiter nichts.“

Dinny hatte bereits so große Hoffnungen auf Bobbie Ferrar gesetzt, daß sein Anblick schmerzliche Enttäuschung wachrief. Er sah so gar nicht danach aus, als würde er sich im mindesten um die Sache scheren. Seine Baßstimme mit dem gedehnten Tonfall und sein breites, freundliches Gesicht mit dem etwas schlaffen Kinn machten auf sie keinen besonderen Eindruck.

„Essen Sie Champignons auch so leidenschaftlich gern, Miß Cherrell?“ fragte er sie.

„Französische nicht.“

„Wirklich?“

„Bobbie,“ sagte Sir Lawrence und ließ seinen Blick von einem zum andern gleiten, „kein Mensch sieht Ihnen an, daß Sie einer der geriebensten Diplomaten Europas sind. Sie

meinen also, daß es nichts helfen wird, wenn Sie bei der Unterredung über das bewußte Vorwort Walter einen „Mann der starken Hand“ nennen?“

Bobbie Ferrar lachelte leise und ließ dabei ein paar seiner ebenmäßigen Zähne sehn.

„Ich hab gar keinen Einfluß auf Walter.“

„Wer hat dann auf ihn Einfluß?“

„Niemand, außer —“

„Nun?“

„Walter.“

Da konnte sich Dinny nicht länger beherrschen und sprudelte hervor: „Begreifen Sie denn nicht, Mr. Ferrar, das bedeutet für meinen Bruder den Tod und für uns alle grauenhaftes Unglück?“

Bobbie Ferrar starrte schweigend in ihr gluhendes Antlitz, doch während der ganzen Mahlzeit schien er völlig ungerührt, äußerte keine Meinung und versprach nichts. Erst beim Aufbruch, als Sir Lawrence eben seine Rechnung beglich, sagte er zu Dinny:

„Miß Cherrell, wollen Sie nicht mit mir kommen, wenn ich Walter in dieser Angelegenheit aufsuche? Ich könnte es ja so einrichten, daß Sie ganz im Hintergrund blieben.“

„Mein sehnlichster Wunsch!“

„Es bleibt also unter uns. Ich werde Sie rechtzeitig verständigen.“

Dinny klatschte in die Hände und lächelte ihn an.

„Ein Prachtker!“ meinte Sir Lawrence im Fortgehn, „eine gute Seele! Kann es einfach nicht ertragen, daß Verbrecher gehenkt werden. Bei jedem Mordprozeß ist er dabei, Gefängnisse haßt er wie Gift. Kaum glaublich!“

„Kaum glaublich!“ wiederholte Dinny versonnen.

„Bobbie,“ fuhr Sir Lawrence fort, „brächte es fertig, bei

der Tscheka als Privatsekretär zu fungieren, und kein Mensch hatte eine Ahnung, daß er die Genossen in siedendem Öl briete. Er ist einzig in seiner Art. Dinny, das Tagebuch ist bereits im Satz und der alte Blythe schreibt das Vorwort dazu. Walter wird Donnerstag wieder im Amt sein. Hast du Hubert schon gesehen?“

„Nein, aber morgen mach ich ihm mit Vater einen Besuch.“

„Ich will dich gewiß nicht ausholen, doch glaubst du nicht auch, Dinny, diese Tasburghs fuhren etwas im Schilde? Zufällig erfuhr ich, der junge Mann ist noch immer nicht vom Urlaub zurück.“

„So?“

„Du ahnungsloser Engel!“ murmelte Sir Lawrence. „Nun, behalt deine Informationen für dich, aber ich hoffe zu Gott, sie fuhren den Schlag erst dann, wenn alle friedlichen Mittel versagen.“

„Selbstverständlich.“

„Junge Leute ihrer Art erwecken den Eindruck, als gäbe es auch heutzutage noch Menschen, die Geschichte machen. Ist dir nie klar geworden, Dinny, daß Geschichte nichts anderes ist, als die Chronik der Taten jener, die das Leben entschlossen in die eignen Hände nahmen und dadurch sich und andere aus der Klemme zogen oder in die Klemme brachten? Hier führt man eine gute Küche, wie? Wenn deine Tante mit ihrer Entfettungskur fertig ist, bring ich sie einmal her.“

Da merkte Dinny, das gefährliche Verhör sei nun glücklich überstanden.

Dann ließ ihr Vater sie rufen. Am folgenden Nachmittag begaben sich beide ins Gefängnis; es war ein windiger, rauher Novembertag, der einen melancholisch stimmte. Beim

Anblick des Kerkergebäudes hätte Dinny am liebsten laut aufgeheult. Der Gefängnisdirektor, ein ehemaliger Soldat, empfing die beiden überaus höflich und mit jener besondern Hochachtung, wie man sie einem Berufsgenossen von hohem Range zollt. Er machte kein Hehl aus seinem Mitgefühl für sie und Hubert und gestand ihnen eine Besuchszeit zu, die das erlaubte Maß überschritt.

Lächelnd trat Hubert ein. Dinny empfand deutlich, er hätte ihr vielleicht mehr von seinen Gefühlen verraten wenn sie allein gekommen wäre; doch in Gegenwart des Vaters zeigte er sich entschlossen, die ganze Angelegenheit lediglich als schlechten Scherz zu behandeln. Der General, der während der ganzen Fahrt grimmig und schweigsam dagesessen, gab sich auf einmal ganz nüchtern, ja ironisch-heiter. Dinny stellte fest, wie unglaublich die beiden in Aussehn und Benehmen einander glichen, wenn man vom Altersunterschied absah. In beiden war ein gewisses Etwas nie recht zur Entfaltung gekommen, oder besser gesagt, es hatte sich schon in früher Jugend entfaltet und hielt wohl bis zu ihrem letzten Augenblick vor. Während dieser vollen halben Stunde streiften sie mit keinem Wort ihre Gefühle. Das ganze Gespräch wirkte erzwungen und hatte im Grunde wenig Sinn, zu vertraulichen Reden kam es ja doch nicht. Hubert gab sich den Anschein, als sei alles in bester Ordnung und er habe keinerlei Sorgen; der General tat so, als handle es sich nur mehr um ein paar Tage, und versprach sich heuer eine gute Jagd. Dann redete er eingehend über die Lage in Indien und die Unruhen an der Grenze. Erst beim Abschiednehmen änderten sich ihre Mienen, sie schüttelten einander die Hände und sahn sich schlicht und offen in die Augen. Dinny zögerte noch ein wenig, dann drückte sie hinter dem Rücken des Vaters Hubert die Hand und gab ihm einen Kuß.

„Wie geht's Jeanne?“ fragte er leise.

„Recht gut, sie schickt dir herzliche Grüße und läßt dir sagen, du sollst dir um sie nur ja keine Sorgen machen.“

Seine Lippen bebten, dann zwangen sie sich zu einem Lächeln, er preßte ihr die Hand und wandte sich ab. Der Torwart und zwei Wächter salutierten ehrerbietig, als sie zum Ausgang kamen. Sie bestiegen das Auto und wechselten auf dem ganzen Heimweg kein Wort. Das alles war ja nur ein böser Traum, aus dem sie vielleicht eines Morgens erwachten.

Fast den einzigen Trost fand Dinny in diesen Tagen des Wartens bei Tante Emily, deren angeborene sprunghafte Denkweise sich von Tag zu Tag fühlbarer machte, je mehr Angst und Beklemmung im Familienkreise wuchsen. Die Tante war um Hubert aufrichtig bekümmert, doch ihre Ideenflucht erlaubte ihr nicht, bei einer Sorge so lang zu verweilen, bis sie wirklich ernsthaft darunter litt. Am funften November rief sie Dinny an das Fenster des Empfangszimmers; dort gab es einige Knaben zu sehn, die eine Stroh-
puppe — das Abbild des Rebellen Guy Fawkes — in Wind und Wetter beim Laternenschein durch die Straße schleiften.

„Der Pfarrer behandelt in seinem Buch die ‚Pulverschwörung‘,“ erklärte sie; „es gab da einen Tasburgh, der ausnahmsweise nicht durch Galgen, Beil oder Rad geendet hat, und der Pfarrer versucht jetzt zu beweisen, auch der hätte geköpft oder gehenkt werden sollen. Dieser Ahne hat Silberzeug oder sonst was verkauft, um Pulver dafür einzuhandeln, und seine Schwester hat einen gewissen Catesby geheiratet, oder sonst wen. Dinny, dein Vater, Wilmet und ich staffierten die Stroh-
puppe meist wie unsre Gouvernante aus; Robbins hieß sie und hatte Füße wie ein Elefant. Kinder sind oft so herzlos. Hast du auch je so was gemacht?“

„Was denn, Tante?“

„Strohpuppen.“

„Nein.“

„Wir zogen auch mit rußgeschwärtzten Gesichtern durchs Dorf und sangen Lieder. Wilmet war die Anführerin, ein hochaufgeschößnes Kind, und stand mit gespreizten Beinen da — wie manchmal die Engel auf den Bildern. Das alles ist heut fast aus der Mode. Man müßte wirklich was tun, diese alten Bräuche zu erhalten. Und die Galgen auch. Wir hatten einen als Kinder, ließen eine Katze dran baumeln — zuvor hatten wir sie ersäuft, nicht eigenhändig, an einem Stecken.“

„Entsetzlich, Tante Emily!“

„Freilich, aber es war ja gar keine wirkliche Katze. Dein Vater ließ uns beim Spiel immer Rothäute sein, sehr angenehm für ihn, da konnte er uns an den Marterpfahl binden und wir durften nicht schrein. Tat Hubert das auch?“

„Keine Spur. Der hat immer in eigener Person den Indianer gemimt.“

„Aha, das hat er gewiß von deiner Mutter, die ist auch so ein sanftes Lamm. Meine Mutter war eine geborne Hungerford, das mußt du ihr übrigens angesehen haben.“

„Ich kann mich gar nicht mehr an Großmama erinnern.“

„Sie ist ja vor deiner Geburt gestorben. Ja, ja, das spanische Klima! Dort schießen die Bazillen wie Pilze aus dem Boden. Und dein Großvater auch, ich war damals fünfunddreißig. Er hatte besonders feine Manieren. Damals hielt man noch was auf Manieren, weißt du. Erst sechzig. Trank Rotwein, spielte Piquet und trug solch komischen kleinen Bart. Kennst du diese Bärte?“

„Einen Knebelbart, meinst du?“

„Richtig, Diplomatenchnitt. Auch heutzutage trägt man noch solche Bärte, wenn man Leitartikel über Auslands-

politik verfaßt. So ähnlich wie die Ziegen — ich für meine Person hab Ziegen gern, wenn sie auch stoßen.“

„Aber Tante Emily, wie sie nur riechen!“

„Penetrant. Hat Jeanne dir unlängst geschrieben?“

In Dinny's Handtasche lag ein Brief von Jeanne, den sie eben erhalten. „Nein.“ erwiderte sie. Sie hatte sich nachgerade ans Lügen gewöhnt.

„Die ist ja blodsinnig!“ tadelte Lady Mont, „sich so zu verkriechen! Freilich, sie wa ja noch in den Flitterwochen —“

Die Tante schien offenbar vom Argwohn des Onkels noch unberührt.

Doben in ihrem Zimmer riß Dinny den Brief auf und las:

„Brüssel, poste restante

Liebe Dinny!

Alles klappt hier ausgezeichnet. Das Bewußte macht mir großen Spaß. Ich muß in die Luft gehn wie die Ente ins Wasser. Man sagt, zwischen mir und Alan falle einem die Wahl schwer, nur hatte ich geschicktere Hände. Vielen Dank für Deine Briefe. Der Bluff mit dem Tagebuch hat mich wahnsinnig gefreut, der macht vielleicht der ganzen Affare ein Ende. Doch für alle Fälle müssen wir aufs Schlimmste gefaßt sein. Du hast mir noch nicht geschrieben, ob Fleur etwas erreicht hat. Übrigens, könntest Du mir nicht eine türkische Konversationsgrammatik mit phonetischer Umschrift besorgen? Dein Onkel Adrian kann sie Dir wahrscheinlich verschaffen. Hier ist nirgends eine aufzutreiben. Alan sendet Dir herzliche Grüße, ich desgleichen. Gib uns nötigenfalls telegraphisch Nachricht.

Deine Dich lbd.

Jeanne.'

Eine türkische Konversationsgrammatik! Diese veräterische Bitte brachte Dinny auf eine Spur, ihr Hirn begann fieberhaft zu arbeiten. Sie entsann sich noch der Mitteilung Huberts, er habe zu Kriegsende einem türkischen Offizier das Leben gerettet und stehe seither mit ihm in Verbindung. Sie nahmen also die Türkei als Asyl in Aussicht, falls —! Doch nein, das Ganze war ein verzweifelter Plan, soweit kam es bestimmt nicht, durfte es nicht kommen! Dennoch ging sie am nächsten Vormittag ins Museum.

Adrian, den sie seit Huberts Verhaftung nicht mehr gesehen hatte, empfing sie wie immer ruhig und heiter. Und die Versuchung war groß, ihm alles anzuvertrauen. Jeanne konnte doch wissen, daß die Bitte um ein türkisches Konversationsbuch seine Neugierde reizen mußte. Doch sie bezwang sich und fragte:

„Onkel, kannst du mir nicht eine türkische Konversationsgrammatik empfehlen? Hubert möchte im Gefangnis sein Türkisch etwas auffrischen, um die Zeit totzuschlagen.“

Adrian sah ihr zwinkernd ins Gesicht.

„Auffrischen? Er kann doch gar nicht Türkisch. Na schön —“ er fischte einen dunnen Band vom Regal herab. „Da, du Schlange!“

„Dinny,“ fuhr er fort, „deine Verstellungskünste fruchten bei mir gar nichts. Ich bin völlig im Bilde.“

„Onkel, erzähl mir doch, bitte!“

„Hallorsen ist mit im Spiel,“ erklärte Adrian.

„O!“

„Ich soll Hallorsen dabei an die Hand gehn; mir ist auch eine kleine Rolle zudedacht. Hoffentlich muß ich sie nicht wirklich spielen. Hallorsen ist übrigens ein Prachtkerl!“

„Das weiß ich,“ bestätigte Dinny mit einem Anflug von Reue. „Onkel, sag mir ganz genau, was ihr vorhabt.“

Adrian schüttelte den Kopf.

„Solang sie nicht wissen, wie Hubert nach Amerika befördert werden soll, können sie selbst keine bestimmte Auskunft geben. Soviel ich weiß, gehn Hallorsens bolivianische Schädelknochen statt in die Vereinigten Staaten nach Bolivien zurück, und für den Transport wird eine ganz besondere, gutgepolsterte Kiste mit Luftlochern konstruiert.“

„Für den Transport der bolivianischen Gebeine?“

„Vielleicht auch der Gipsabgüsse. Die werden nämlich auch hergestellt.“

Dinny starrte ihren Onkel voll brennender Neugier an.

„Der Mann, der diese Gipsabgüsse macht, bildet sich ein, es seien sibirische Knochen, und kennt seinen Auftraggeber Hallorsen nicht beim Namen. Diese Gipsabgüsse sind auch schon genau gewogen worden, sie wiegen rund neunundsechzig Kilo, was dem Durchschnittsgewicht eines Mannes verdächtig nahekommt. Wie schwer ist Hubert?“

„Nicht ganz siebzig.“

„Stimmt auffallend.“

„Weiter, Onkel!“

„Da ich nun einmal so weit gegangen bin, will ich dir meine Hypothese zur Gänze verraten — natürlich erhebt sie nicht Anspruch auf volle Richtigkeit. Also höre! Hallorsens Kiste mit den Gipsabgüssen wird auf demselben Schiff befördert, das Hubert nach Amerika bringt. In irgendeinem Hafen von Spanien oder Portugal, den das Schiff unterwegs anläuft, läßt sich Hallorsen mit seiner Kiste ausschiffen und im Bauch dieser Kiste wird Hubert sitzen. Vorher muß er natürlich die Gipsabgüsse irgendwie hinausgeschafft und über Bord geworfen haben. In diesem Hafen werden die wirklichen Gebeine schon auf ihn warten und man wird sie in der Kiste verstauen. Hubert aber wird auf irgendeinen

Landungsplatz geschafft. Dort treten dann Jeanne und Alan in Aktion und entführen ihn im Flugzeug nach — nun, nach der Türkei, wie mir eben deine Bitte verriet. Ehe du kamst, hatte ich mich grade nach dem Reiseziel gefragt. Hallorsen wird die echten Gebeine in der Kiste verpackt haben, um die Behörden bei der Gepäckskontrolle nicht argwöhnisch zu machen, und Huberts Verschwinden bleibt entweder ganz ungeklärt, oder man wird Selbstmord vermuten — Sprung über Bord — vielleicht hört man das Aufklatschen der Gipsmodelle im Wasser. Mir kommt das alles maßlos abenteuerlich vor.“

„Wenn aber Huberts Transportschiff unterwegs keinen Hafen anlauft, was dann?“

„Irgendwie geht es bestimmt vor Anker. Sollte es aber nirgends landen, dann haben sie auch für diesen Fall einen Plan ausgeheckt, einen Zwischenfall bei Huberts Transport vom Gefangnis zum Schiff. Vielleicht ziehn sie es auch vor, den Trick mit der Kiste bis zur Ankunft in Sudamerika zu verschieben. Das wäre meiner Meinung nach am sichersten, doch dann entfiel die Entführung im Flugzeug.“

„Warum aber will sich Professor Hallorsen in ein solches Wagnis einlassen?“

„Das fragst du, Dinny?“

„Das geht zu weit, ich — er soll es nicht tun, ich mag nicht.“

„Nun, meine Liebe, er fühlt wohl auch die Verpflichtung, Hubert aus der Patsche zu ziehn, er hat ihn ja schließlich hineingebracht. Bedenk auch, er entstammt einem ungemein tatkräftigen Volk, das gewohnt ist, sich mit eigener Hand sein Recht zu verschaffen. Übrigens ist er gewiß der letzte, der später einmal auf die geleisteten Dienste pocht. Und dann wetteifert er doch mit seinem Rivalen, dem jungen

Tasburgh, der ja auch in die Affäre verwickelt ist. Du fährst dabei natürlich um so besser.“

„Ich mocht lieber keinem von ihnen Dank schulden. Soweit darf es einfach nicht kommen. Haltst du es denn für möglich, daß Hubert einwilligt?“

Adrian gab ernst zur Antwort:

„Er hat vermutlich schon eingewilligt. Sonst hätte er um Freilassung gegen Burschaft angesucht. Wahrscheinlich werden ihn Bolivianer in Gewahrsam halten, und er vergeht sich also durch die Flucht nicht gegen das englische Gesetz. Sie durften ihm auch eingeredet haben, sie selbst liefen voraussichtlich nicht viel Gefahr. Die ganze Geschichte wächst ihm gewiß schon zum Hals hinaus und darum ist er zu allem imstande. Vergiß nicht, man hat ihn tatsächlich höchst ungerecht behandelt, und jungverheiratet ist er obendrein.“

„Ach ja,“ murmelte Dinny mit gedämpfter Stimme. „Und du, Onkel, was hast du vor?“

Adrian gab ebenso ruhig zurück:

„Dein Rat war gut; die Reise ist beschlossene Sache. Aber vorläufig hängt alles von Huberts Affäre ab.“

SECHSUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Auch nach der Unterredung mit Adrian wurde Dinny das Gefühl nicht los, derlei Pläne seien phantastisches Zeug, nur zu oft hatte sie Ähnliches in Romanen gelesen. Und doch gab auch die Geschichte von solchen Abenteuern Kunde, und erst die Sonntagsblätter! Der Gedanke an die Sonntagsblätter wirkte seltsam beruhigend auf sie und bestärkte sie in dem Entschluß, alles dran zu setzen, daß Huberts Sache nur ja nicht durch die Zeitungen geschleift werde. Immerhin übersandte sie gewissenhaft ihrer Schwägerin das türkische Elementarbuch, saß, wenn Sir Lawrence nicht zu Haus war, in seiner Bibliothek über den Landkarten und orientierte sich über den Fahrplan der Dampferlinien nach Südamerika.

Zwei Tage später verkündete Sir Lawrence beim Dinner, Walter sei vom Urlaub zurück, doch nach der Reise werde er gewiß nicht so bald eine so unbedeutende Sache in Angriff nehmen.

„Unbedeutende Sache!“ rief Dinny. „Nur Huberts Leben und unser Glück stehn auf dem Spiel.“

„Liebes Kind, die Entscheidung über Menschenleben und Menschenglück gehört zur täglichen Beschäftigung eines Innenministers.“

„Ein abscheuliches Amt muß das sein. Mir würde davor grauen!“

„Darin liegt eben der Unterschied, Dinny, zwischen dir

und einem Mann der Öffentlichkeit," erklärte Sir Lawrence. „Dem graut ja gerade davor, eines Tages vielleicht nicht mehr über Glück und Leben seiner Mitmenschen entscheiden zu können. Sag doch, sind alle Vorbereitungen getroffen, falls Walter Huberts Sache dennoch vornimmt?“

„Das Tagebuch ist im Druck — ich hab bereits die Korrektur gelesen. Das Vorwort ist auch schon geschrieben. Ich hab es noch nicht gesehn, doch Michael sagt, es werde wie eine Bombe wirken.“

„Bravo! Mr. Blythes Bomben schlagen stets ein. Bobbie verständigt uns, sobald Walter zu dem Fall kommt.“

„Wer ist Bobbie?“ fragte Lady Mont.

„Eine Institution, meine Liebe.“

„Blore, laß mich nicht vergessen, daß ich um das Junge des Schäferhunds schreibe.“

„Jawohl, Mylady.“

„Wenn diese Kleinen im Gesicht stark weißgescheckt sind, sehn sie so gottvoll narrisch aus. Hast du das nicht auch bemerkt, Dinny? Und alle heißen Bobbie.“

„Unser Bobbie und gottvoll narrisch?! Dinny, was sagst du dazu?“

„Halt er denn immer seine Versprechungen, Onkel?“

„Jawohl, drauf kannst du deinen Kopf wetten.“

„Ich mocht gern einmal zuschaun, wie ein Schäferhund mit der Herde ins Gericht geht," bemerkte Lady Mont. „Ungemein klug sind diese Tiere. Man sagt, sie wissen ganz genau, welches Schaf sie nicht beißen dürfen. Und dabei sind sie so mager! Nichts als Haar und Intellekt! Henny hat ihrer zwei. Was macht übrigens dein Haar, Dinny?“

„Wie, Tante Emily?“

„Hast du dir dein abgeschnittnes Haar aufgehoben?“

„Jawohl.“

„Gib nur ja acht, daß es in der Familie bleibt. Vielleicht brauchst du's noch einmal. Es heißt, die alte Mode der langen Zöpfe kehrt wieder. Altmodisch und modern zugleich, verstehst du?“

Sir Lawrence zwinkerte. „Bist du das nicht seit jeher, Dinny? Drum möcht ich ja, daß du mir zu dem Miniaturbild sitzen sollst. Du zeigst das Beharrende im englischen Typus.“

„Welcher Typus?“ fragte Lady Mont. „Werd nur ja kein Typus, Dinny. Typusse sind so fad. Mir hat einmal wer einreden wollen, Michael sei ein Typus, ich hab aber nie was davon bemerkt.“

„Onkel, bring doch lieber die Tante dazu, deinem Maler zu sitzen. Mit jedem Tag wird sie junger, junger als ich. Hab ich nicht recht, Tantchen?“

„Mehr Respekt, bitte! Blore, mein Mineralwasser!“

„Onkel, wie alt ist Bobbie?“

„Das weiß niemand genau, etwa gegen sechzig. Eines Tages wird man vielleicht sein Geburtsdatum entdecken, dazu wird man ihn aber sezieren und die Anzahl der Jahresringe feststellen müssen. Du hast doch nicht die Absicht, ihn zu heiraten, Dinny? Übrigens, Walter ist Witwer. Hat von irgendeinem Ahnen Quäkerblut geerbt und ist noch dazu bekehrter Liberaler. Der fangt Feuer.“

„Um Dinny muß man lange werben,“ erklärte Lady Mont.

„Darf ich mich jetzt verabschieden, Tante Emily? Ich möchte zu Michael hinüber.“

„Sag Fleur, ich komme morgen früh den kleinen Kit besuchen. Ich hab ein neues Spiel für ihn gekauft, es heißt Parlament: verschiedene Tiere stellen die Parteien dar, alle

quieken und brüllen in allen Tonarten drauflos und führen sich gar nicht salonfähig auf. Das Zebra ist Staatskanzler, der Tiger Finanzminister. Blore, ein Taxi für Miß Dinny!“

Michael war im Parlament, Dinny traf jedoch Fleur zu Hause und erfuhr von ihr, Mr. Blythes Vorwort befinde sich schon in Bobbie Ferrars Händen. Der bolivianische Gesandte sei zwar noch immer nicht zurück, doch sein Stellvertreter habe Bobbie Ferrar eine Unterredung zugesagt, um sich über die Angelegenheit zu informieren. Er habe so viel Höflichkeit an den Tag gelegt, daß seine wahren Gedanken Fleur ganz verborgen blieben; wahrscheinlich hatte er überhaupt keine.

Wie auf gluhenden Kohlen kehrte Dinny zurück. Alles stand und fiel mit Bobbie Ferrar und der war schon gegen sechzig, an so vieles gewöhnt, flammende Begeisterung brachte er gewiß nicht mehr auf. Doch vielleicht war das gut so, war ein Appell an das Gefühl gar nicht am Platz. Kuhle Berechnung, der Hinweis auf unangenehme Folgen und leises Andeuten eines Vorteils taten vielleicht eher not. Was eigentlich die Behörden bei ihren Entscheidungen bestimmte, schien ihr völlig schleierhaft. Michael, Fleur und Sir Lawrence taten alle von Zeit zu Zeit, als wüßten sie es, und dennoch merkte Dinny, sie tappten genau so im Dunkel wie sie selbst. Alles hing von der augenblicklichen Stimmung des Würdenträgers ab. Sie ging zu Bett, fand jedoch fast keinen Schlaf.

So schlich noch ein weiterer Tag dahin. Aber als Dinny am nächsten Morgen beim Frühstück einen ungestempelten Briefumschlag mit dem Aufdruck ‚Ministerium des Innern‘ öffnete, fühlte sie sich neubelebt, wie ein Schiffer, dem plötzlich frischer Wind die Segel bläht.

„Geehrte Miß Cherrell!

Gestern nachmittags überreichte ich dem Innenminister das Tagebuch Ihres Bruders. Er versprach mir, es noch am selben Abend zu lesen, und heut um sechs Uhr soll ich bei ihm sein. Wenn Sie zehn Minuten vor sechs ins Ministerium des Äußern kommen, könnten wir zusammen hingehn.

Mit den besten Empfehlungen,

Robert Ferrar.'

Ach, noch einen ganzen Tag mußte sie überstehn. Jetzt hatte Walter bereits das Tagebuch gelesen, vielleicht auch schon die Entscheidung gefällt! Ihr war's, als sei sie bei einer Verschwörung im Bund und zum Stillschweigen verpflichtet, seit sie dieses formelle Schreiben in Händen hatte. Instinktiv sagte sie kein Wort davon, wollte sie allein sein, bis alles vorüber war. So ähnlich fühlte man sich wohl vor einer Operation. Sie schritt in den schönen Morgen hinaus und fragte sich: „Wohin nur? In die Nationalgalerie?“ Nein, Bilder verlangten zu viel Aufmerksamkeit. Da fiel Dinny ihr Besuch mit Millicent Pole in der Westminster-Abtei ein. Fleur hatte dem Mädchen bei Frivolles einen Posten als Mannequin verschafft. Dorthin konnte sie jetzt gehn, die Wintermodelle besichtigen und dabei das Mädchen wiedersehn. Schön war es grade nicht, sich Kleider vorführen zu lassen, ohne etwas zu kaufen; das hieß doch, die Leute sinnlos plagen. Doch wenn Hubert freigesprochen wurde, wollte sie sich's leisten, tief in den Beutel zu greifen und ein „großes Abendkleid“ zu kaufen; freilich würde dabei ihre nächste Rente draufgehn. Sie kämpfte also ihre Bedenken nieder, schlug den Weg nach der Bond Street ein, überquerte die schmale Verkehrsader und kam zum Warenhaus Frivolles; entschlossen trat sie ein.

„O bitte, Gnädigel!“ klang es ihr entgegen, während man sie treppauf fuhrte und auf einem Stuhl Platz nehmen ließ. Den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, saß sie lächelnd da und sprach liebenswürdig mit der Verkäuferin; denn sie entsann sich, wie ihr eines Tags eine Angestellte in einem großen Geschäftshaus erklärt hatte: „Gnädiges Fräulein haben keine Ahnung, wie wohl es einem tut, wenn die Kunde lächelt und ein wenig Interesse zeigt. Mit vielen Damen hat man es so schwer — ach ja — unglaublich!“ Die Modelle waren alle ‚dernier cri‘, kosteten ein Vermögen und standen den Käuferinnen höchstwahrscheinlich elend, trotz der stets wiederholten Beteuerung: „Gnädige, diese Robe wird Sie entzückend kleiden, bei Ihrer Figur und Ihren Farben.“

Sie wußte nicht recht, ob es Millicent Pole nützen oder schaden wurde, wenn sie nach ihr fragte, und ließ sich zunächst zwei Kleider vorführen. Im ersten, einer ‚Schöpfung‘ in Schwarz und Weiß, kam ein gertenschlankes, hochmütiges Mädchen mit hubschem Kopfchen und breiten Schultern hereingeschwebt. Die eine Hand ruhte an der Stelle, wo bei andern Leuten die Hüfte saß; sie wandte den Kopf zurück, vielleicht um nach der zweiten zu spähn. Ihr Gebaren erhohte noch die Abneigung, die Dinny von Anfang an gegen dieses Kleid gehegt. Im zweiten, in Grün und Silber gehaltenen Abendkleid — es war das einzige, das Dinny, abgesehn vom Preis, wirklich gefiel — erschien Millicent Pole. Sie sah kühl und geschäftsmäßig drein und würdigte die Kunde keines Blicks; in ihrer Miene stand zu lesen: ‚Habt ihr eine Ahnung, was es heißt, den ganzen Tag nur immer im Unterkleid zu stecken und sich soviel Ehemänner vom Leib zu halten!‘ Doch bei einer Wendung gewahrte sie Dinny's Lächeln, ein Freudenschimmer huschte über ihr Gesicht, sie gab das Lächeln zurück und schritt lässig weiter.

Dinny erhob sich, trat an das Modell heran, das nun wieder reglos wie eine Statue dastand, und nahm eine Falte des Kleids zwischen die Finger, als prüfe sie die Qualität des Stoffs.

„Freut mich, Sie wiederzusehn.“

Der rosige, üppige Mund des Mädchens lächelte anmutig. „Blendend sieht sie aus!“ dachte Dinny.

„Ich bin mit Miß Pole bekannt,“ erklärte sie der Verkäuferin. „Sie bringt das Kleid prachtvoll zur Geltung.“

„O, gnädige Frau, es ist grade I h r Stil. Miß Pole ist etwas zu schlank dafür. Wollen Sie nicht hineinschlüpfen?“

Dinny wußte nicht recht, ob das ein Kompliment sein sollte, und erwiderte:

„Ich — ich kann mich heut noch nicht entschließen, der Preis macht mir Bedenken.“

„Tut nichts, Gnädigste. Miß Pole, legen Sie das Kleid ab, die gnädige Frau will es probieren.“

Hinter einem Vorhang zog Millicent Pole das Kleid aus. „So ist sie noch blendender! Ich wollt, ich wär im Unterkleid auch so reizend!“ dachte Dinny und ließ sich entkleiden.

„Gnädige Frau sind wundervoll schlank,“ schmeichelte die Verkäuferin.

„Wie eine Latte, nicht wahr?“

„Keine Spur, Gnädigste sind vollschlank.“

„Grad recht, find ich,“ warf Millicent eifrig ein. „Das gnädige Fräulein hat Stil.“

Die Verkäuferin schloß die Haken.

„Vollendet, Gnädigste! Hier fällt es vielleicht etwas zu reich. Nun, das ist leicht zu ändern.“

„Ausgeschnitten ist es grade genug,“ murmelte Dinny.

„Das steht Ihnen aber ausgezeichnet, Gnädige, bei Ihrem Decolleté.“

„Könnte ich Miß Pole auch noch in dem andern Kleide sehn, in dem schwarz-weißen?“ fragte Dinny; sie wollte mit dem Mädchen allein bleiben, im Unterkleid schickte man sie gewiß nicht fort.

„Selbstverständlich, Gnädige, ich hol es sogleich. Miß Pole, sorgen Sie indessen für die Dame.“

Sie ging, lächelnd standen die beiden Mädchen einander gegenüber. „Nun, Millie, wie gefällt es Ihnen hier?“

„Ich hab mir's freilich anders vorgestellt, Miß.“

„Öde, wie?“

„Man malt sich eben alles anders aus. Könnt freilich weit ärger sein!“

„Ich kam nur, um Sie wiederzusehn.“

„Wahrhaftig? Aber hoffentlich kaufen Sie das Kleid, Miß. Es paßt Ihnen wie angegossen. Sie sehn darin entzückend aus!“

„Vorsicht, Millie, sonst steckt man Sie noch in die Verkaufsabteilung.“

„Puh, da bringen die mich nicht hinein. Lügen und wieder lügen!“

„Wo muß ich das Kleid aufhaken?“

„Hier — sehr einfach, nur eine Schließe. Sie können es ganz leicht selbst machen. Miß, ich hab das über Ihren Bruder gelesen; eine Schmach und Schand!“

„Jawohl,“ bestätigte Dinny und stand im Unterkleid wie ein Steinbild da. Plötzlich streckte sie die Hand aus und drückte des Mädchens Rechte. „Viel Glück, Millie!“

„Viel Glück, Miß!“

Kaum hatten ihre Hände einander losgelassen, da kam die Verkäuferin zurück.

„Bedaure, daß ich Sie jetzt vergeblich bemühte. Ich hab mich endgültig für dieses Kleid entschlossen, falls ich es erschwingen kann. Der Preis ist haarsträubend!“

„Finden Sie wirklich, Gnädigste? Es ist doch ein Pariser Modell. Will sehn, ob ich nicht Mr. Better dazu bewegen kann, Ihnen in der Preisfrage entgegenzukommen, weil Sie es sind; das Kleid ist für Sie wie geschaffen. Miß Pole, holen Sie doch, bitte, Mr. Better!“

Das Mädchen, diesmal in der schwarz-weißen ‚Schöpfung‘, eilte hinaus.

Dinny hatte ihr Kleid wieder angelegt und fragte:

„Pflegen Ihre Mannequins lang bei der Firma zu bleiben?“

„O nein, Gnädigste, dieses An- und Ausziehn den ganzen lieben Tag — eine ermüdende Beschäftigung.“

„Was wird aus ihnen?“

„Gnädige Frau, sie finden einen Mann, auf die eine oder andre Art.“

Wie diskret! Bald drauf erschien Mr. Better, ein schlanker Herr mit grauem Haar und vollendeten Manieren; er ermäßigte der ‚Gnädigen‘ den Preis soweit, daß er noch immer haarsträubend hoch blieb. Dinny erwiderte, sie werde sich morgen entscheiden, und trat in den blassen Novembersonnenschein hinaus. Noch sechs Stunden! Da schlug sie den Weg nach Nordosten ein, zur Pfarre St. Augustin im Grünen; unterwegs half sie sich über ihre Sorgen durch den Gedanken hinweg, daß alle Vorübergehenden, wie immer sie dreinsehn mochten, ebenfalls Sorgen hatten. Sieben Millionen Einwohner, alle irgendwie in Sorgen. Manchen Leuten waren sie anzusehn, andern nicht. In einem Schaufenster musterte sie ihr Gesicht und stellte fest, daß es ihren Kummer nicht verriet. Und dennoch fühlte sie sich elend. Das Menschenantlitz war doch wahrhaftig eine Maske! Sie kam zur Oxford Street und blieb am Rand des Fahrdamms stehn, ihn zu überqueren. Nicht weit von ihr stand, vor einem

Lastwagen, ein Pferd mit knochigem Kopf und weißer Schnauze. Dinny streichelte ihm den Hals und bedauerte, daß sie keinen Zucker zur Hand hatte. Das Pferd schien ihre Liebkosung gar nicht zu bemerken, sein Lenker auch nicht. Weshalb hätten sie auch drauf achten sollen? Jahr aus, jahrein trabten sie durch diesen Wirbel, fuhren und hielten, hielten und fuhren, langsam, mühsam, ohne Hoffen auf Erlösung, bis sie eines Tags umsanken und weggeschafft wurden. Ein Schutzmann mit weißem Ärmel gab durch eine Armbewegung die Bahn für die Fuhrwerke frei; der Kutscher zog an und sein Gespann fuhr weiter, hinterdrein ratterten Autos in langer Reihe. Dann streckte der Schutzmann den Arm in anderer Richtung, Dinny überquerte den Fahrdamm, wandte sich in die Tottenham Court Road und blieb wieder wartend stehn. Welch brausender Strom, wieviel Menschen, wieviel Wagen! Wohin trieben sie — zu welchem dunklen Ziel? Was kam am Ende dabei heraus? Eine Mahlzeit, eine Zigarette, in einer Kinovorstellung ein Blick ins sogenannte Leben, ein Bett am Ende des Tags. Millionen erfüllten treu oder lässig ihre Pflicht, um den Hunger zu stillen, ein wenig zu träumen, und dann dieses Tagwerk von neuem zu beginnen. Wie unerbittlich war doch das Leben! Dinny spürte ein leises Pressen in der Kehle und tat einen halblauten Seufzer.

„Verzeihung!“ bat ein dicker Passant, „ich bin Ihnen wohl auf den Fuß getreten, Miß!“

„Nein,“ lächelte sie, da hob der Schutzmann den weißen Ärmel, sie kreuzte die Fahrbahn und ging die Gower Street entlang, die so öd und trostlos dalag, daß Dinny im Laufschrift dahineilte. Wie hieß es doch in dem Negerlied: ‚Und noch ein Fluß und noch ein Fluß, den ich müder Wanderer durchwatet muß.‘ Dann kam sie endlich nach St. Augustin

im Grünen, in jenes Gewirr von Gassen und Gossen voll verwaarloster Kinder.

Im Pfarrhof traf sie Tante und Onkel ausnahmsweise beide daheim beim Lunch und nahm gleichfalls Platz. Sie empfand keine Scheu davor, mit ihnen über die bevorstehende Operation zu sprechen, die beiden waren an ‚Operationen‘ nur zu gewöhnt.

„Der alte Tasburgh und ich bewogen Bentworth zu einer Unterredung mit dem Minister des Innern,“ erzählte Hilary. „Heut abend schrieb mir der ‚Squire‘, Walter habe nur geäußert, er werde diesen Fall streng unparteiisch behandeln, ohne Rücksicht auf Ansehn der Person. ‚Ansehn der Person!‘ — wie das klingt! Hab mir’s doch immer gedacht, der Kerl hätte Liberaler bleiben sollen!“

„Ich wollte, er ginge wirklich streng unparteiisch vor!“ rief Dinny. „dann wäre Hubert gerettet. Dieses Liebäugeln mit der sogenannten Demokratie ist mir in die Seele zuwider. Einen Chauffeur hätte er wegen Mangels an Beweisen enthaften lassen.“

„Das ist die Reaktion auf unsre Vorrechte in der Vergangenheit; sie schießt wie jede Reaktion übers Ziel hinaus. In meiner Jugend warf man dem Adel noch mit gutem Grund seine Privilegien vor; heute ist’s umgekehrt, vornehme Herkunft wird vor dem Gesetz zum Nachteil. Aber ungemein schwer ist es, in der Mitte zu lavieren — man gibt sich alle Muhe, unparteiisch zu sein, und bringt es doch nicht zustande.“

„Auf dem Weg zu euch, Onkel, hab ich mir die Frage vorgelegt: Was für einen Sinn hat es eigentlich, daß du, Hubert, Vater und eine Unzahl andrer Menschen so treu ihre Pflicht erfüllen — abgesehn davon, daß ihr dadurch euer Brot verdient?“

„Frag doch deine Tante!“ erwiderte Hilary.

„Tante May, was hat es für einen Sinn?“

„Ich weiß nicht, Dinny. Man hat mich in dem Glauben erzogen, daß es Sinn habe, drum halt ich auch dran fest. Wenn du verheiratest wärest und Kinder hättest, fändest du nicht Zeit, das zu fragen.“

„Hab mir's doch gedacht, Tante May, du würdest dich um die Antwort drücken. Nun, Onkel, was sagst du?“

„Ich weiß es auch nicht, Dinny. Die Tante hat recht, wir tun, was wir zu tun gewohnt sind. Das ist alles.“

„Hubert sagt in seinem Tagebuch, die Rücksicht auf andre diene im Grunde nur der Wahrung der eignen Interessen. Ist das richtig?“

„Diese Formulierung klingt freilich etwas schroff. Ich würde lieber sagen, wir alle sind so aufeinander angewiesen, daß die Sorge um das eigne Wohl auch Sorge um das Wohl der Mitmenschen erfordert.“

„Was ist denn überhaupt wert der Müh und Sorge?“

„Du meinst: Ist das Leben lebenswert?“

„Ja.“

„Die Menschheit ist vielleicht gegen fünfhunderttausend Jahre alt (Adrian meint, mindestens eine Million) und hat sich in diesem Zeitraum gewaltig vermehrt; ihre Zahl ist heut größer als je zuvor. Sag, hätte der vollbewußte, vernunftbegabte Mensch so viel Elend, so viele Kämpfe überdauert, wenn das Leben nicht dennoch lebenswert wäre?“

„Du magst recht haben,“ murmelte Dinny. „In London geht einem der Sinn für das rechte Maß verloren.“

In diesem Augenblick trat eine Hausgehilfin ein.

„Mr. Cameron möchte Sie besuchen.“

„Führen Sie ihn herein, Lucy. Dieser Mann, Dinny, wird dir helfen, das rechte Maß wiederzugewinnen. Er ist ein

wandelnder Beweis für die unausrottbare Liebe zum Leben. Jede Krankheit unter der Sonne hat der schon durchgemacht, sogar Schwarzwasserfieber, hat drei Kriege und zwei Erdbeben überstanden und in allen möglichen Winkeln der Welt alle möglichen Berufe ausgeübt. Jetzt hat er eben wieder einen verloren, und obendrein ist er herzleidend.“

Mr. Cameron trat ein; er war ein kleiner, schwächlicher Mann gegen fünfzig, mit hellen, grauen Keltenaugen, grau-meliertem, dunklem Haar und Adlernase. Die eine Hand trug er in der Schlinge, vermutlich hatte er sich den Daumen verstaucht.

„Hallo, Cameron!“ rief Hilary und erhob sich. „Wieder im Gefecht gewesen?“

„Pfarrer, in meiner Straße gibt es ein paar Kerle, die gehn mit ihren Pferden niederträchtig um. Da hatt ich gestern eine Rauferei. Zusehn, wie ein braves Roß geprügelt wird, ein alter, abgeracketer Gaul —, das ertrag ich nicht.“

„Hoffentlich haben Sie dem Burschen gründlich eingeheizt.“

Mr. Cameron zwinkerte vielsagend.

„Ich hab ihm die Nase blutig geschlagen und mir dabei den Daumen verstaucht. Doch eigentlich, Sir, kam ich heut, Ihnen zu berichten, daß ich einen Posten bei der Gemeinde gefunden hab. Viel trägt er mir grade nicht, aber vorläufig hält er mich über Wasser.“

„Famos! Cameron, es tut mir wirklich leid, doch ich muß mit meiner Frau zu einer Versammlung. Bleiben Sie doch, bitte, und plaudern Sie mit meiner Nichte bei einer Tasse Kaffee. Erzählen Sie ihr doch etwas von Brasilien.“

Mr. Cameron sah Dinny mit bestrickendem Lächeln an.

Die nächste Stunde verfloß Dinny rasch und angenehm. Mr. Cameron verstand es, trefflich zu berichten. Er gab Dinny

fast seine ganze Lebensgeschichte zum besten, von seiner Kindheit in Australien und der Anwerbung im Burenkrieg — damals war er sechzehn gewesen — bis zu seinen Erlebnissen im Weltkrieg und in der Nachkriegszeit. Jedes Insekt, jeder Bazillus hatte irgendwann in seinem Körper genistet, er hatte Pferde, Chinesen, Kaffern und Brasilianer dressiert, sich Schlüsselbein und Schenkel gebrochen, war mit Gas vergiftet und in die Luft gesprengt worden, doch jetzt ging es ihm, wie er ausdrücklich hervorhob, wieder tadellos, abgesehen von einer leichten Attacke seines Herzleidens. Sein Gesicht schien von innen heraus zu leuchten, und seine Rede-weise verriet keineswegs, daß er sich des Ungewöhnlichen seines Schicksals bewußt war. Augenblicklich war er für Dinny das denkbar beste Aufheiterungs- und Beruhigungsmittel, drum hielt sie ihn so lang wie möglich zurück. Als er fort war, trat auch sie mit frischem Mut ins Straßengewühl hinaus. Jetzt war es halb vier, noch zweieinhalb Stunden mußte sie also totschiagen. Sie wandte sich zum Regent's-Park, an den Bäumen hingen noch wenig Blätter, in der Luft lag beißender Qualm von verbranntem Laub. Sie schritt durch die blaulichen Rauchschwaden hin, dachte an Mr. Cameron und gab sich redlich Muhe, ihre Schwermut niederzukämpfen. Was für ein Leben hatte dieser Mann hinter sich, wie frisch und heiter sah er seinem Ende entgegen! Sie schritt den Teich entlang, das Wasser blinkte im letzten Schein der Abendsonne; dann trat sie in den Marylebone-Distrikt hinaus. Da fiel ihr ein, sie müsse sich vor dem Besuch bei Walter noch ein wenig zurechtmachen, und sie beschloß, dies im Warenhaus Harridge zu besorgen. Es war halb fünf geworden, die Räume waren voll von Kaufern; Dinny schritt durch das Gewühl hindurch, erstand eine neue Puderquaste, trank eine Tasse Tee und brachte Haar und

Gesicht in Ordnung. Noch eine gute halbe Stunde! Dinny fühlte sich schon müde, dennoch ging sie zu Fuß weiter. Punkt dreiviertel sechs gab sie ihre Karte einem Bediensteten des Außenministeriums ab und wurde in ein Wartezimmer geführt. Dort gab es nicht einmal einen Spiegel, sie zog ihre Puderdose hervor und besah sich in dem runden, von Puderflecken getrubten Spiegelchen. Sie kam sich häßlich vor und wünschte, sie wäre hubscher. Ach was, sie ging ja nicht hin, Walter zu berücken, sondern um im Hintergrund zu sitzen und zu warten. Immer nur warten!

„Miß Cherrell!“

Bobbie Ferrar stand im Turrahen und trug seine gewohnte Miene zur Schau. Dem lag freilich nichts dran! Warum auch?

Er tippte sich auf die Brusttasche. „Da drin ist das Vorwort. Gehn wir also?“ Er schritt ihr voran; unterwegs sprach er über den Mord in Chingford. Ob sie den Prozeß verfolgt habe? Nein? Der Fall liege sonnenklar. Plötzlich fügte er hinzu:

„Der Bolivianer mag nicht die Verantwortung übernehmen, Miß Cherrell.“

„O!“

„Tut nichts!“ Er lächelte.

„Seine Zähne sind tatsächlich echt,‘ dachte Dinny, ‘ich seh ein paar Goldplomben.“

Sie erreichten das Ministerium des Innern und traten ein. Ein Diener fuhrte sie die breite Treppe empor und durch einen langen Gang in ein großes, kahles Zimmer; am Ende des Raums brannte in einem Kamin helles Feuer. Bobbie Ferrar schob einen Stuhl zum Tisch und fragte:

„Den ‚Graphic‘ oder das da?“ Er zog aus der Tasche einen dünnen Band.

„Beides, bittel“ erwiderte Dinny matt; er legte beides vor sie hin. Das Bändchen war die dünne, rotgebundene Ausgabe einiger Kriegsgedichte.

„Erste Auflage,“ erklärte Bobbie. „Ich hab sie nach dem Lunch wo aufgegabelt.“

„So?“ sagte Dinny und nahm Platz.

Da öffnete sich die Tür zu den Innenräumen, ein Kopf guckte herein:

„Mr. Ferrar, der Herr Minister läßt bitten.“

Bobbie Ferrar warf Dinny einen Blick zu, murmelte halblaut: „Mut!“ und schritt gewichtig zur Tür.

Noch nie im Leben hatte Dinny sich so einsam gefühlt wie jetzt in diesem großen Wartezimmer, noch nie war sie über das Alleinsein so froh gewesen, noch nie hatte sie so gefurchtet, was ihr bevorstand. Sie schlug das Bändchen auf und las:

„Da sah er über dem Kamin
In nettem Rahmen ein Plakat,
Für Kriegsverletzte, wie es schien,
Schuf dieses Merkblatt Hilf und Rat
Darin stand genau der Preis zu lesen
Von Schulter-, Schenkel-, Huftprothesen.
Den Offizieren, hieß es dann
In schwulstigem Amtsstil, spende man
Arme und Beine kostenlos,
Und waren hin auch alle zweie,
Ihr Schade sei darum nicht groß,
Man liefre ihnen gratis neue!
Dann steckte eine Pflegerin
Den Kopf zur Tür herein und sprach...“

Plötzlich knisterte das Feuer und spie einen Funken aus. Dinny sah ihn am Rand des Kamins ersterben. Sie las noch einige Gedichte, ohne sie recht zu erfassen, dann schloß sie

das kleine Buch und schlug den ‚Graphic‘ auf. Nervös durchblätterte sie ihn von der ersten bis zur letzten Seite und hätte von keinem einzigen der Bilder sagen können, was es darstellte. Ihr war’s, als sinke ihr das Herz vor Angst stets tiefer; dieses Gefühl verdrängte schließlich alle andern Empfindungen. Sie fragte sich, ob es wohl schwerer sei, auf die eigne Operation zu warten oder auf die eines geliebten Menschen, und kam zu dem Schluß, das letztere müsse weit qualvoller sein. Stunden schienen verstrichen. Wie lang war Bobbie Ferrar jetzt tatsächlich bei Walter? Erst halb sieben! Sie erhob sich, stieß den Stuhl zurück und betrachtete die bärtigen Porträts der viktorianischen Staatsmänner an den Wänden, eines nach dem andern. So viele Gesichter, und dennoch starrte ihr aus jedem Bild stets das gleiche Diplomatenantlitz entgegen, nur die Bartkoteletten waren in verschiedenen Entwicklungsstadien festgehalten. Dann trat sie wieder zum Tisch, schob den Stuhl ganz dicht heran und setzte sich mit aufgestützten Ellbogen hin, das Kinn ruhte auf den Händen. Irgendwie brachte ihr diese verkrampfte Haltung Trost. Gott sei Dank, Hubert ahnte nicht, daß jetzt die Entscheidung fiel, litt nicht die Marter dieses Wartens! Sie dachte an Jeanne und Alan und wünschte von ganzem Herzen, sie möchten sich für das Schlimmste bereit halten. Denn mit jeder Minute wuchs die Gewißheit: Das Schlimmste trifft ein! Dann verfiel sie in dumpfe Betäubung. Mr. Ferrar kam wohl nie zurück, nie mehr, nie! Und wenn — er wurde nur das Todesurteil bringen! Zuletzt legte sie die Arme flach auf den Tisch und preßte die Stirn darauf. Sie wußte nicht, wie lang sie so seltsam starr gesessen, da vernahm sie plötzlich ein Räuspern und schrak empor:

Vor dem Kamin stand — nicht Bobbie Ferrar, sondern

ein hochgewachsener Mann, mit rötlichem, glattrasiertem Gesicht und silbrigem, zurückgebürstetem Haar, die Beine ein wenig gespreizt, die Hände unter den Rockschoßen. Seine hellgrauen Augen glotzten sie an, auf den leicht geöffneten Lippen schien ihm eine Bemerkung zu schweben. Dinny konnte vor Schreck nicht aufstehen, sie saß nur da und erwiderte seinen starren Blick.

„Miß Cherrell, behalten Sie Platz.“ Er zog die Hand hinterm Rockschoß hervor und hob sie abwehrend. Dinny war froh, daß sie sitzen bleiben konnte, sie bebte an allen Gliedern.

„Ferrar sagt mir, Sie hätten das Tagebuch Ihres Bruders herausgegeben.“

Dinny neigte zustimmend den Kopf. „Fassung!“ sagte sie sich, „tief atmen!“

„Ist es in der ursprünglichen Fassung gedruckt?“

„Ja.“

„Wörtlich?“

„Ja. Kein Wort hab ich geändert oder weggelassen.“

Sie starrte ihn an und stellte fest, er habe runde helle Augen und eine etwas aufgeworfne Unterlippe. Fast war es ihr, sie stehe vor dem Angesicht Gottes. Sie erschauerte über den sonderbaren Einfall und ihre Lippen verzogen sich zu einem leisen, verzweifelten Lächeln.

„Noch eine Frage, Miß Cherrell.“

„Bitte!“ hauchte Dinny.

„Welche Abschnitte dieses Tagebuchs sind seit der Rückkehr Ihres Bruders entstanden?“

Dinny starrte ihn an. Dann sprang sie gekränkt auf.

„Nichts! Gar nichts! Er schrieb alles an Ort und Stelle nieder.“

„Darf ich fragen, woher Sie das wissen?“

„Mein Bruder —,“ erst jetzt kam ihr zum Bewußtsein, daß sie nichts andres ausspielen konnte als ihres Bruders Wort —, „mein Bruder hat es mir gesagt.“

„Und sein Wort bedeutet Ihnen das Evangelium?“

Ihr Sinn für Humor bewahrte sie vor einem Ausbruch, doch sie warf den Kopf zurück.

„Jawohl, das Evangelium. Mein Bruder ist Soldat und —“

Rasch hielt sie inne und starrte auf seine vorgeschobne Unterlippe — wie dumm von ihr, daß sie diese hohle Phrase gebraucht!“

„Zweifellos, zweifellos. Doch Sie ermessen wohl die Bedeutung dieses Umstands?“

„Ich hab doch das Original —“ stammelte Dinny. Ach warum hatte sie es nicht mitgebracht? „Es beweist deutlich — ich meine, es ist ganz schmutzig und befleckt. Sie können jederzeit Einblick nehmen. Soll ich —?“

Wieder hob er abwehrend die Hand.

„Nicht nötig. Sie sind Ihrem Bruder wohl sehr zugetan, Miß Cherrell?“

Dinnys Lippen bebten.

„Von ganzem Herzen. Wir alle.“

„Wie ich hore, hat er eben geheiratet.“

„Ja, vor kurzem.“

„Wurde Ihr Bruder im Krieg verwundet?“

„Ja. Ein Schuß ins linke Bein.“

„Keine Verletzung an den Armen?“

Wieder dieser empörende Verdacht!

„Keine!“ Wie aus der Pistole geschossen klang diese Antwort. Eine halbe Minute, eine ganze Minute standen sie einander gegenüber und starrten sich an. Flehende, zornige, zusammenhanglose Worte drängten sich ihr auf die Lippen,

doch sie hielt sie geschlossen, bedeckte sie mit der Hand. Er nickte.

„Danke. Miß Cherrell, danke.“ Er neigte ein wenig den Kopf und schritt zur Tür zurück. Als er fort war, vergrub Dinny das Gesicht in die Hände. Was hatte sie getan? Ihn zum Feind gemacht? Sie fuhr sich mit den Händen über Gesicht und Körper, dann stemmte sie die Arme in die Hüften und starrte, an allen Gliedern bebend, zur Tür, die sich eben hinter ihm geschlossen. Eine Minute verstrich. Dann öffnete sich die Tür wieder und Bobbie Ferrar trat ein. Dinny sah seine Zähne blinken. Er nickte, schloß hinter sich und sagte:

„Alles in Ordnung.“

Dinny schwankte ans Fenster. Dunkel war hereingebrochen, doch auch bei hellem Tag hätte sie nichts gesehn. Gerettet! Gerettet! Sie fuhr sich über die Augen, wandte sich um und streckte beide Hände aus, ohne zu wissen, wo Bobbie Ferrar stand.

Niemand ergriff sie, Dinny vernahm nur eine Stimme:

„Ich bin wirklich froh!“

„Ich dachte schon, ich hätt es verdorben.“

Dinny blickte in seine runden Augen.

„Er hatte bereits den Entschluß gefaßt, sonst hätte er Sie gar nicht empfangen, Miß Cherrell. Am Ende ist er doch nicht gar so hartgesotten. Um die Mittagszeit besprach er sich mit dem Polizeirichter darüber — das war offenbar günstig.“

„Dann hab ich diese Todesangst umsonst ausgestanden!“ dachte Dinny.

„Mußten Sie ihm das Vorwort zeigen, Mr. Ferrar?“

„Nein — umso besser, vielleicht hätt es grade das Gegenteil bewirkt. Ich glaube, der gute Ausgang ist dem Richter

zu danken. Sie, Miß Cherrell, haben übrigens auf ihn einen günstigen Eindruck gemacht. Er fand Sie ‚kristallklar‘.“

„So!“

Bobbie Ferrar nahm das kleine rote Buch vom Tisch, sah es liebevoll an und steckte es in die Tasche. „Gehn wir?“

In Whitehall tat Dinny einen langen Atemzug und sog die Novemberabendluft ein wie ein Dürstender den ersehnten Trunk.

„Ein Telegraphenamtl“ rief sie. „Er kann sich’s doch nicht mehr anders überlegen?“

„Er hat mir sein Wort gegeben. Heute abend ist Ihr Bruder frei.“

„Ach, Mr. Ferrar!“ Plötzlich liefen ihr Tränen über die Wangen. Sie wandte sich ab, sie zu verbergen, doch als sie sich wieder nach ihm umsah, war er fort.

SIEBENUNDDREISSIGSTES KAPITEL

Vom Telegraphenamt drahtete sie an ihren Vater und Jeanne. Dann klingelte sie Fleur, Adrian und Hilary an und fuhr im Auto in die Mount Street. Als sie die Tür zum Arbeitszimmer ihres Onkels öffnete, fand sie ihn vor dem Kamin mit einem Buch, in dem er nicht las; er blickte auf.

„Was ist los, Dinny?“

„Gerettet!“

„Durch dich!“

„Ach nein, Onkel. Durch den Polizeirichter. Ich hätt es fast verdorben.“

„Bitte, läutel!“

Dinny druckte die Klingel.

„Blore, ich lasse Lady Mont bitten!“

„Gute Botschaft, Blore. Mr. Hubert ist frei.“

„Vielen Dank, Miß, hab sechs Pfund gegen vier drauf gewettet.“

„Dinny, wie feiern wir das?“

„Ich muß nach Condaford, Onkel.“

„Doch erst nach dem Dinner und nicht ohne Rausch. Was ist mit Hubert? Holt ihn jemand ab?“

„Ja, Onkel Adrian; ich soll nicht hin, meint er. Hubert wird sich vermutlich in seine Wohnung begeben und auf Jeanne warten.“

Sir Lawrence sah Dinny belustigt an.

„Woher kommt sie geflogen?“

„Aus Brüssel.“

„Also dort war die Operationsbasis! Die Liquidierung dieses Unternehmens freut mich fast ebenso wie Huberts Freispruch. Auf die Art kann man heutzutage nicht entweichen.“

„Wahrscheinlich wäre es geglückt,“ erklärte Dinny; nun, da der Fluchtplan überflüssig geworden, schien er ihr weniger phantastisch als zuvor. — „Tante Emily, ein schöner Schlafrock!“

„Ich war grad beim Umkleiden. Blore hat vier Pfund gewonnen. Komm, Dinny, gib mir einen Kuß, deinem Onkel auch! Kannst du aber fein küssen! Wenn ich heut Champagner trinke, bin ich morgen krank.“

„Du mußt es ja nicht, Tantchen.“

„Selbstverständlich muß ich. Dinny, versprich mir, du gibst diesem jungen Mann einen Kuß.“

„Aber Tante Emily, kriegst du denn Provision für die Küsse?“

„Er wollte doch Hubert aus dem Gefängnis befreien, das wirst du nicht abstreiten. Der Pfarrer erzählte mir, Alan stürzte eines Tages mit einem Bart zu ihm ins Zimmer und holte sich eine Wasserwaage und zwei Bücher über Portugal. Immer brennen die Leute nach Portugal durch. Dem Pfarrer wird ein Stein vom Herzen fallen; er hat bei der Geschichte sein ganzes Fett zugesetzt. Du solltest ihn wirklich küssen.“

„Heutzutage bedeutet ein Kuß gar nichts, Tantchen. Um ein Haar hätte Bobbie Ferrar einen erwischt. Er sah ihn aber voraus und verschwand.“

„Solche Kußrekorde darfst du Dinny nicht zumuten,“ erklärte Sir Lawrence, „sie muß meinem Miniaturmaler

sitzen. Dinny, morgen kommt der junge Mann nach Conda-
ford.“

„Du mußt wissen, Dinny, das ist Onkels Steckenpferd, dieses Sammeln von Damen. Und dabei sind doch die Damen schon längst ausgestorben. Heutzutage gibt es nur noch Frauen.“

Mit dem einzigen Zug, der spät abends ging, dampfte Dinny nach Condaford. Onkel und Tante hatten sie beim Abendessen tüchtig mit Wein traktiert; schläfrig, doch in gehobner Stimmung saß sie da, dankbar für alles — für das Hinsausen des Zugs und den Anblick der nächtlichen Landschaft, die mondbeschienen am Fenster vorüberflog. So froh war sie, daß immer wieder ein Lächeln über ihre Lippen huschte. Hubert frei! Condaford gerettet! Die Eltern wieder von den Sorgen erlöst! Jeanne glücklich! Alans Karriere nicht länger bedroht! Ihre Reisegefährten im Abteil dritter Klasse betrachteten Dinny bald heimlich, bald unverhohlen erstaunt. So viel Lächeln mußte jedem Steuerzahler verdächtig scheinen. War sie beschwipst, schwachsinnig oder bloß verliebt? Vielleicht alles zusammen! Mitleidig und wohlwollend gab Dinny diese Blicke zurück; alle diese Menschen waren ja nicht halb so glücklich wie sie! Die anderthalb Stunden Bahnfahrt waren rasch verflogen, Dinny betrat den matt erleuchteten Bahnsteig; ihre Schläfrigkeit war so ziemlich geschwunden, doch die gehobne Stimmung hielt noch immer vor. Sie hatte im Telegramm ihre Ankunftszeit nicht bekanntgegeben, drum ließ sie das Gepäck zurück und ging zu Fuß. Sie entschied sich für die Landstraße, dieser Weg war zwar weiter als der über die Felder, doch sie wollte frei ausschreiten und in vollen Zügen die Heimatluft trinken. Wie stets bei Nacht schien ihr die Gegend seltsam fremd; ihr war's, als gehe sie an

440

Häusern, Hecken und Bäumen vorbei, die sie noch nie gesehn. Nun führte die Straße durch einen Wald bergab. Ein Auto ratterte daher; im grellen Licht seiner unheimlichen Glotzaugen glitt grade noch rechtzeitig ein Wiesel über die Fahrbahn. Drolliges Tierchen! Wie es nur den langen, niedern Rücken bog! Auf der Brücke über den kleinen geschlängelten Fluß blieb sie einen Augenblick stehn. Jahrhunderte war diese Brücke alt, sie stand fast so lang wie der älteste Schloßtrakt, dennoch schien sie noch immer fest und tragfähig. Gleich jenseits der Brücke fuhrte eine Gartentür zu ihrem Landsitz. Bei Hochwasser stieg der Fluß die Wiese hinan bis zu den Sträuchern im einstigen Schloßgraben. Dinny stieß die Gartentür auf und schritt auf dem grasbewachsenen Saum des Fahrwegs zwischen Rhododendronhecken hindurch zur Rückfront des Hauses. Da lag es, niedrig, langgestreckt und völlig dunkel. Man hatte sie nicht erwartet, und es ging doch erst gegen Mitternacht. Da kam ihr der Einfall, sich ums Haus zu schleichen und es auch von der andern Seite zu betrachten. Ganz grau und gespenstisch wirkte es im fahlen Schein des Monds, umrahmt von Bäumen, von Schlinggewächsen umspinnen. Sie schritt an den Eiben vorbei, die im tiefer gelegnen Teil des Gartens kurze gespenstische Schatten warfen, kam zum Rasenplatz vor dem Schloß, hielt tiefatmend inne, wandte den Kopf hin und her und fing mit ihren Blicken alles ein, was ihr von Kind auf so lieb und vertraut gewesen.

Das Mondlicht flimmerte unheimlich auf den Fensterscheiben und den glänzenden Blättern der Magnolien; überall lauerten Geheimnisse in den alten Mauern des Schlosses. Prachtvoll! Nur aus einem Fenster drang noch Licht, aus dem Arbeitszimmer ihres Vaters. Sonderbar, daß alle schon im Bett lagen, nach einer solchen Freuden-

botschaft! Vom Rasenplatz stahl sie sich zur Terrasse empor und blickte durch den Spalt der Vorhänge. Den Kopf gebeugt, die Hände zwischen den Knien, saß der General am Schreibtisch vor einem Berg von Papieren. In der letzten Zeit war sein Haar noch stärker ergraut, die Schläfen eingefallen. Die Lippen fest geschlossen, saß er da in der Haltung eines geschlagenen Mannes, der in geduldigem Schweigen das Verderben erwartet. In der Bibliothek bei Onkel Lawrence hatte sie einmal die Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs gelesen — so mochte wohl einer von den alten Generalen der Sudstaaten dreingesehn haben, in der Nacht, bevor General Lee Armee und Festung übergab.

Plotzlich fiel ihr ein, die Eltern hätten durch einen bösen Zufall das Telegramm nicht erhalten. Sie klopfte ans Fenster. Ihr Vater hob den Kopf. Aschfahl sah sein Gesicht im Mondschein aus, offenbar hielt er sie für einen Unheilsboten. Er öffnete das Fenster. Dinny beugte sich vor und legte ihm die Hände auf die Schultern.

„Vater, hast du mein Telegramm nicht erhalten? Hubert ist frei!“

Der General packte sie heftig am Handgelenk, in sein Gesicht kam Farbe, die Lippen losten sich, mit einem Schlag sah er zehn Jahre jünger aus.

„Ist das — ist das wirklich wahr — wirklich, Dinny?“

Dinny nickte lächelnd unter Tränen.

„Herrgott, ist das eine Botschaft! Komm herein! Ich geh hinauf und sag es Mutter!“ Noch ehe Dinny drin stand, war er schon draußen . . .

Das Lächeln wich nicht von ihren Lippen, als sie in dem Raum stand, der Dinnys und der Mutter Versuchen, ihn geschmackvoll einzurichten, beharrlich getrotzt hatte; noch immer glich er einer kahlen Amtsstube. Lächelnd blickte

Dinny auf diesen und jenen Gegenstand, der dies deutlich verriet. Ach ja, Vater und seine Zeitungen, seine strategischen Fachschriften! Hier hingen alte Photographien, dort Andenken an Indien und Südafrika, dort das vergilbte Bild seines Lieblingsschlachtpferds, die Übersichtskarte von Conda-ford, das Fell des Leoparden, der ihn überfallen, die beiden Fuchsköpfe — nun war er wieder froh und glücklich, der gute Vater!

Sie glaubte die Freude ihrer Eltern nicht stören zu dürfen und schlupfte die Treppe empor in Clares Zimmer. Das muntere Madel schlief fest, der eine Arm im Pyjama ruhte auf der Bettdecke, die Wange schmiegte sich an den Handrücken. Liebevoll blickte Dinny auf den dunklen Kopf mit dem kurzgeschnittenen Haar, dann ging sie hinaus. Nur nicht den ersten Schlaf stören! In ihrem Zimmer trat sie ans offene Fenster und sah zwischen dem fast kahlen Ulmengeäst hindurch auf die mondbeglänzten, sanft ansteigenden Felder und den waldegekrönten Hugelkamm. In diesem Augenblick fiel es ihr schwer, am Dasein Gottes zu zweifeln. Doch schien es ihr kleinlich und niedrig, im Glück fester an Gott zu glauben als im Unluck, ebenso wie in der Not zu Kreuz zu kriechen und im Glück Gott zu vergessen. Aber Gott war ja der ewige, unerkennbare Weltgeist, nicht ein liebevoller Vater, dessen Tun und Lassen uns keine Rätsel aufgab. Nun, je weniger sie drüber nachsann, desto besser! Wie ein Schiff nach dem Sturm war sie endlich im friedlichen Hafen gelandet. Genug! Sie wankte, schlief beinahe im Stehen ein. Rasch ins Bett! Es war nicht vorbereitet, sie streifte Schuhe, Kleid und Gürtel ab, warf einen alten Flanellschlafrock über und kroch unter die Daunen-decke. In zwei Minuten war sie eingeschlafen, noch immer das Lächeln auf den Lippen . . .

Am Morgen beim Frühstück kam ein Telegramm Huberts mit der Meldung, er werde mit Jeanne zum Abendessen eintreffen.

„Der verlorne Sohn kehrt heim,“ murmelte Dinny, „und bringt eine schöne junge Frau mit! Gottlob erst zum Abendessen, da können wir indes ungestört das gemästete Kalb schlachten. Vater, ist es schon bereit?“

„Ich hab noch zwei Flaschen aus dem Keller deines Urgroßvaters, Chambertin 1865. Die kommen auf den Tisch und der alte Kognak auch!“

„Mutter, Schnepfen und Pfannkuchen sind Huberts Lieblingsgerichte, vielleicht treiben wir ein paar Vögel auf. Und wie wär's mit englischen Austern? Er hat Austern so gern.“

„Wollen sehn, Dinny.“

„Und Champignons,“ fügte Clare hinzu.

„Mutter, ich glaub, du läufst heut noch das ganze Land danach ab.“

Lady Cherrell lächelte, sie sah ganz vergnügt aus.

„Heut ist das richtige, milde Wetter zum Jagen,“ bemerkte der General. „Was meinst du, Clare? Treffpunkt beim weißen Kreuz um elf!“

„Fein!“

Clare und der Vater ritten aus. Dinny besah die Pferde­ställe und streifte mit den Hunden umher. Nach diesem Hangen und Bangen, welch herrliches Gefühl! Wie sorglos und befreit! Wohl war es um Huberts Karriere heut nicht besser bestellt, als vor zwei Monaten, da sie Dinny so viel Sorgen bereitet, eher schlimmer, denn er hatte jetzt noch eine Frau zu erhalten. Doch alles schien ihr eitel Lust und Freude. Einstein hatte wahrhaftig recht, alles war relativ.

Sie sumnte ein Lied vor sich hin und schlenderte den Gartenweg hinan, da drang das Geknatter eines Motorrades

vom Fahrweg her an ihr Ohr. Dinny wandte sich um. Ein Mensch im Staubmantel winkte ihr zu, schob die Maschine an einen Rhododendronbusch, kam auf sie zu und entfernte die Autokappe.

Alan natürlich! Sofort beschlich sie das Gefühl, ein Heiratsantrag stehe ihr bevor. Sie spürte genau, heute morgen hielt ihn nichts davon ab, er hatte ja jenes kühne Wagnis nicht vollbringen müssen, nach dem sein Antrag wie eine Dankforderung gewirkt hätte.

„Na, vielleicht trägt er noch immer einen Bart,“ dachte sie, „dann tut er's nicht.“ Ach nein, er war glattrasiert, nur das Kinn schien bedeutend blasser als das übrige sonnverbrannte Gesicht.

Er trat auf sie zu, streckte ihr beide Hände entgegen und sie reichte ihm die ihren. So standen sie und blickten einander an.

„Nun, erzähl mir jetzt von deinem Komplott!“ bat Dinny endlich. „Junger Mann, du hast uns fast zu Tod erschreckt!“

„Komm, Dinny, setzen wir uns dort oben hin.“

„Schön, aber gib auf Scaramouch acht, er schwänzelt dir beständig um den Fuß — und dein Fuß ist groß.“

„Gar nicht so groß, Dinny, du siehst aus —“

„Arg mitgenommen, weiter nichts,“ erwiderte Dinny. „Ich kenne die ganze Geschichte von Hallorsen und den bolivianischen Knochen und Huberts Entführung vom Schiff.“

„Was?“

„Alan, wir sind doch nicht auf den Kopf gefallen. Welche Rolle war dir dabei zgedacht? Weshalb hast du dir einen Bart wachsen lassen? Du, auf dem bloßen Stein kann man jetzt nicht mehr sitzen, wir müssen etwas draufbreiten.“

„Kann nicht ich dieses Etwas sein?“

„Wo denkst du hin? Leg deinen Staubmantel her, los!“

„Wenn du es wirklich wissen willst,“ begann er und starrte unwillig auf seine Schuhspitze, „einen festumrissenen Plan hatten wir noch nicht, alles hing davon ab, wie man Hubert nach Bolivien transportierte. Wir hatten zwei Pläne. Falls sein Schiff einen spanischen oder portugiesischen Hafen anlief, hatten wir den Trick mit der Kiste ausgeführt. Hallorsen sollte auf dem Schiff sein, Jeanne und ich im Hafen mit dem Flugzeug und der Kiste mit den wirklichen Knochen. Hatten wir Hubert in unsre Hände bekommen, so waren wir mit ihm davongeflogen — Jeanne als Pilotin, sie ist eine geborne Fliegerin. Sie wollten in die Türkei.“

„Stimmt,“ bemerkte Dinny. „Das haben wir uns gedacht.“

„Wieso?“

„Weiter! Was war der zweite Plan?“

„Wäre das Schiff ohne Zwischenlandung weitergefahren, hätte sich das nicht leicht durchführen lassen; wir wollten Huberts Wächter durch ein gefälschtes Telegramm beauftragen, bei Ankunft des Zugs im Hafen, in Southampton oder sonstwo, Hubert auf die Polizei zu bringen und weitere Instruktionen abzuwarten. Auf dem Weg zur Polizei wäre Hallorsen auf der einen Seite mit einem Motorrad in das Taxi hineingefahren, und ich mit einem Auto von der andern Seite. Hubert hatte aus seinem Auto schlupfen müssen und ich hätte ihn rasch in mein Auto gezogen und zu dem wartenden Flugzeug gebracht.“

„Hm!“ meinte Dinny, „im Film wäre das ausgezeichnet; aber gehn einem die Leute in Wirklichkeit so auf den Leim?“

„Wir hatten freilich noch nicht alle Einzelheiten ausgeheckt. Wir wetteten auf den ersten Plan.“

„Ist alles Geld flöten gegangen?“

„Nein, nur gegen zweihundert Pfund, das Flugzeug können wir wieder verkaufen.“ Dinny atmete erleichtert auf, ihr Blick hing an Alan.

„Sei froh, daß du mit heiler Haut davongekommen bist,“ sagte sie.

Er lächelte. „Das bin ich auch, aus einem ganz besondern Grund. Wär aus dem Komplott etwas geworden, dann hätt ich nicht gut vor dich hintreten können. Dinny, ich muß heut meinen Dienst wieder antreten. Willst du nicht —?“

Sanft erwiderte Dinny: „Mit der Entfernung wächst die Sehnsucht, Alan. Wenn du wieder zurückkommst, werd ich mir's ernsthaft überlegen.“

„Darf ich einen Kuß haben, nur einen?“

„Ja.“ Sie hielt ihm die Wange hin.

„In solcher Situation,“ dachte sie, „gibt's gewöhnlich einen feurigen Kuß auf den Mund. Alan hat mich nicht so gekußt! Gewiß hat er geradezu Respekt vor mir.“ Sie erhob sich.

„Gehn wir, lieber Junge, ich dank dir tausendmal für alles, was du tun wolltest und zum Glück nicht zu tun brauchtest. Wirklich, ich werd mich bemühen, weniger jungfräulich herb zu sein.“

Traurig blickte er sie an, als bereue er seine Selbstbeherrschung, doch dann erwiderte er ihr Lächeln. Bald darauf fuhr er auf dem knatternden Motorrad in den leise seufzenden, stillen Tag hinaus.

Das Lächeln noch auf den Lippen, ging Dinny ins Haus zurück. Ein heber Kerl! Doch man mußte sich Zeit lassen! Zum Bereuen ließ einem selbst das Tempo der Gegenwart reichlich Muße!

Sie nahmen früher als gewöhnlich einen leichten Lunch,

dann fuhr Lady Cherrell im Fordwagen aus, das ‚gemästete Kalb‘ zu besorgen.

Dinny wollte eben in den Garten gehn und alles plündern, was sie jetzt im November noch an Blumen fand; da wurde ihr eine Visitenkarte überreicht:

„MR. NEIL WINTNEY
FERDINAND-ATELIER

Orchard Street,
Chelsea.’

„Gott steh mir bei!“ dachte sie, „das ist ja Onkel Lawrences junger Mann, der von mir eine Miniatur malen soll.“ „Wo ist er, Annie?“

„Er wartet in der Halle, Miß.“

„Führen Sie ihn in den Salon; ich komme sofort.“

Sie streifte die Gartenhandschuhe ab, stellte den Blumenkorb weg und blickte in den kleinen fleckigen Spiegel ihrer Puderdose. Von der Terrasse trat sie durch die Glastür in den Salon. Welche Überraschung! Der ‚junge Mann‘ saß bequem in einem Lehnstuhl, neben sich die verpackten Malgerate. Er hatte dichtes weißes Haar und trug ein Monokel an einer schwarzen Schnur; als er sich erhob, sah sie, daß er zumindest sechzig sein mußte. Er begann:

„Miß Cherrell?“ fragte er. „Ihr Onkel, Sir Lawrence Mont, hat mich beauftragt, ein Miniaturbild von Ihnen anzufertigen.“

„Ich weiß,“ entgegnete Dinny, „nur dachte ich —“ Doch sie vollendete den Satz nicht. Onkel Lawrence liebte nun einmal seine kleinen Späße; oder vielleicht war das seine Auffassung von Jugend?

Der ‚junge Mann‘ mit den wohlgenährten, roten Wangen hatte das Monokel eingeklemmt, durch das Glas glitt der

Blick seines blauen Auges aufmerksam prüfend über Dinny. Dann neigte er den Kopf zur Seite und meinte: „Wenn wir einmal die Konturen haben und Sie mir ein paar Photographien überlassen, werd ich Sie nicht lang qualen. Dieses flachsblaue Kleid — macht sich wundervoll — der Himmel als Hintergrund — durch dieses Fenster — jawohl, nicht zu intensiv blau — der blassc englische Himmel. Solange die Beleuchtung gut ist, können wir —“ Eifrig redend ging er an die Vorbereitungen.

„Was Sir Lawrence vorschwebt,“ erklärte er, „ist der Typ der englischen Dame; tiefinnerliche Kultur, die sich nicht aufdrängt. Bitte den Kopf ein wenig wenden — danke! — die Nase —“

„Ach ja, die Nase, die ist nicht zu retten,“ meinte Dinny.

„Was sagen Sie da! Einfach entzückend! Sir Lawrence benötigt Ihr Bild, soweit mir bekannt ist, für seine Sammlung: ‚Die Frau der verschiedenen Nationen‘. Zwei Miniaturen hab ich bereits für diese Sammlung gemalt. Blicken Sie, bitte, zu Boden! Nein, so nicht! Mir ins Gesicht! Ah, die Zähne — wundervoll!“

„Vorläufig noch echt.“

„Miß Cherrell, dieses Lächeln steht Ihnen gut, das richtige Maß beschwingten Humors; nicht zu viel — aber grade genug.“

„Muß ich dieses Lächeln mit dreißig Prozent Humor ständig beibehalten?“

„Keine Spur, liebes junges Fräulein, es kommt ganz von selbst wieder. Könnten Sie sich jetzt im Dreiviertelprofil zeigen? Ah, der Umriss Ihres Haars — eine wundervolle Farbe.“

„Es schimmert nicht zu viel, aber grade genug, wie?“

Der „junge Mann“ schwieg; ganz in die Arbeit vertieft,

hatte er zu skizzieren begonnen und schrieb kleine Bemerkungen an den Rand des Papiers.

Dinny saß mit gerunzelter Stirn da und gab sich redlich Mühe, stillzuhalten. Er hielt inne, lächelte sie verzückt an und murmelte:

„Jetzt hab ich's! Ich seh's, ich seh's!“

Was sah er? Plötzlich wurde das Opfer nervös und preßte die Hände aneinander.

„Heben Sie die Hände hoch, Miß Cherrell! Nein, zu madonnenhaft. Das paßt nicht zu dem Kobold in Ihrem Haar. Sehn Sie mich voll an!“

„Bitte, recht freundlich, nicht wahr?“

„Nicht zu sehr — ein wenig — echt englisch, kristallklar, doch zurückhaltend. Jetzt die Nackenlinie. Den Kopf emporgewandt. So. Fast wie ein Reh — fast — ein wenig — nein, nicht erschreckt — entrückt.“

Wieder begann er zu zeichnen und Notizen zu machen, sein Blick glitt in die Weite, er schien in einer andern Welt zu sein.

Dinny dachte: ‚Wenn Onkel Lawrence Selbstbewußtsein sehn will — auf diesem Bild wird er es finden.‘

Der ‚junge Mann‘ hielt wieder inne, neigte den Kopf zur Seite und trat zurück; seine ganze Aufmerksamkeit schien aus dem Monokel zu strahlen.

„Nun noch der Ausdruck!“ murmelte er.

„Lässig soll ich dreinsehn, wie?“ fragte Dinny.

„Aber, aber!“ rief der ‚junge Mann‘. „Tiefer! Dürfte ich ein paar Minuten Klavier spielen?“

„Gewiß. Doch ich fürchte, es ist lange nicht benützt worden.“

„Tut nichts!“ Er setzte sich ans Klavier, öffnete den Deckel, blies über die Tasten und begann zu spielen. Sein

Anschlag war kräftig, aber weich, er spielte gut. Dinny lehnte am Flügel und lauschte. Bald schlug die Musik sie in Bann. Das war doch Bach, sie wußte nur nicht was. Eine schöne, klare, innige Weise, die stets wiederkam, ergreifend, wie nur Bach es ist.

„Was ist das?“

„Ein Choral von Bach, für Klavier bearbeitet.“ Und der ,junge Mann' neigte den Kopf über die Tasten.

„Herrlich! Das Ohr lauscht Sphärenklängen und der Fuß wandelt durch blumige Auen,“ flüsterte Dinny.

Der ,junge Mann' schloß das Klavier und erhob sich.

„Ja, d a s brauch ich, ja, gerade das!“

„So?“ fragte Dinny, „weiter nichts?“

